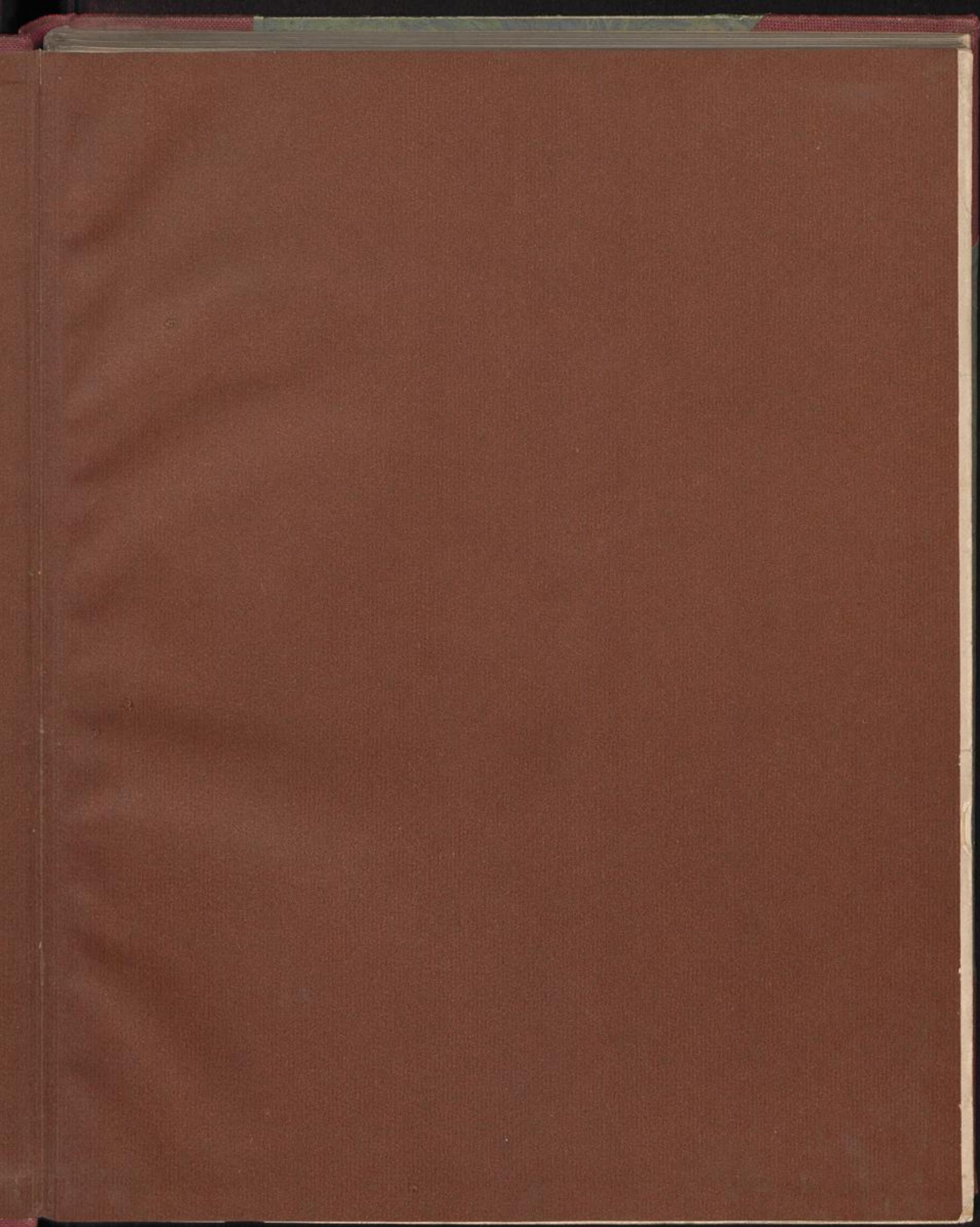
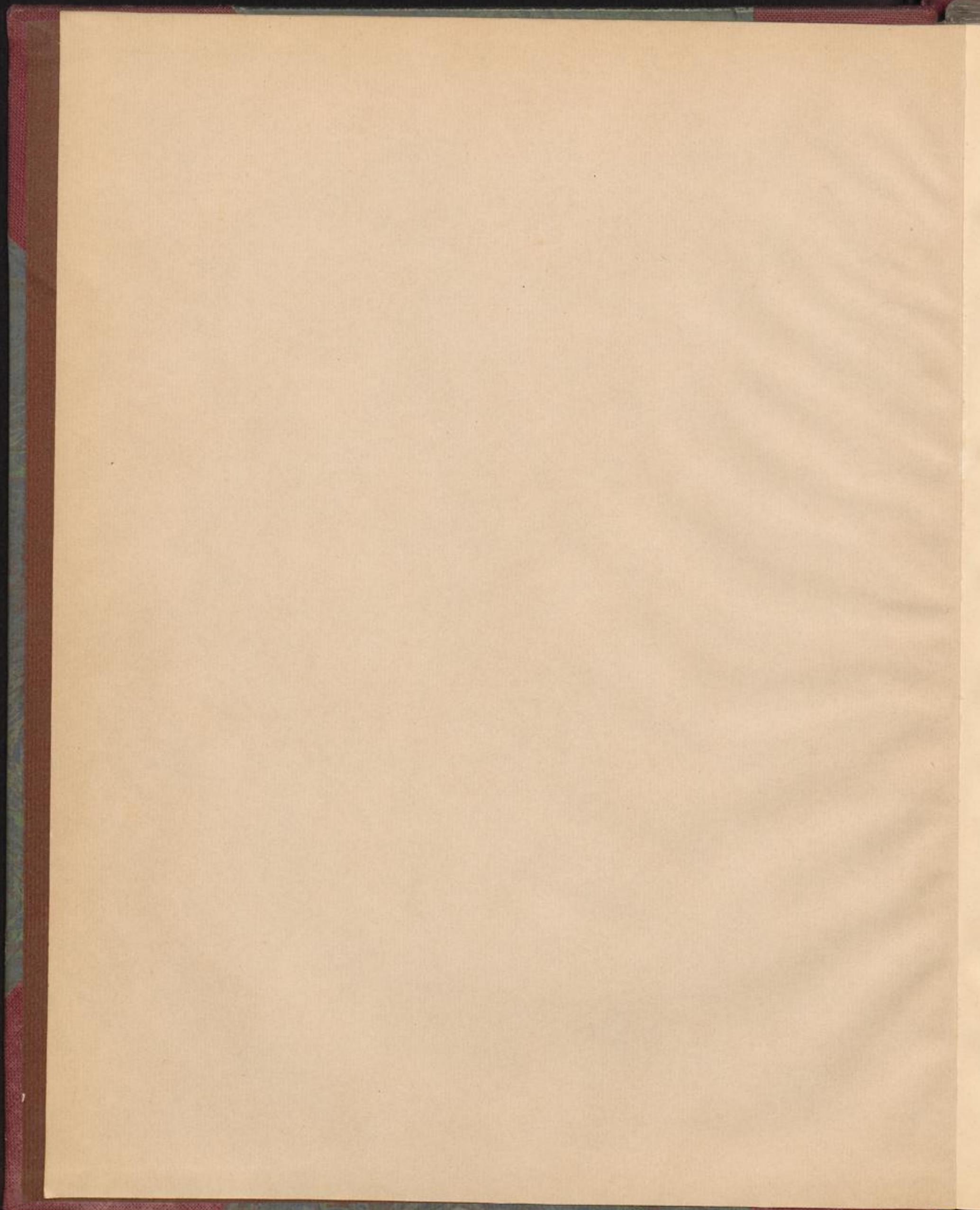
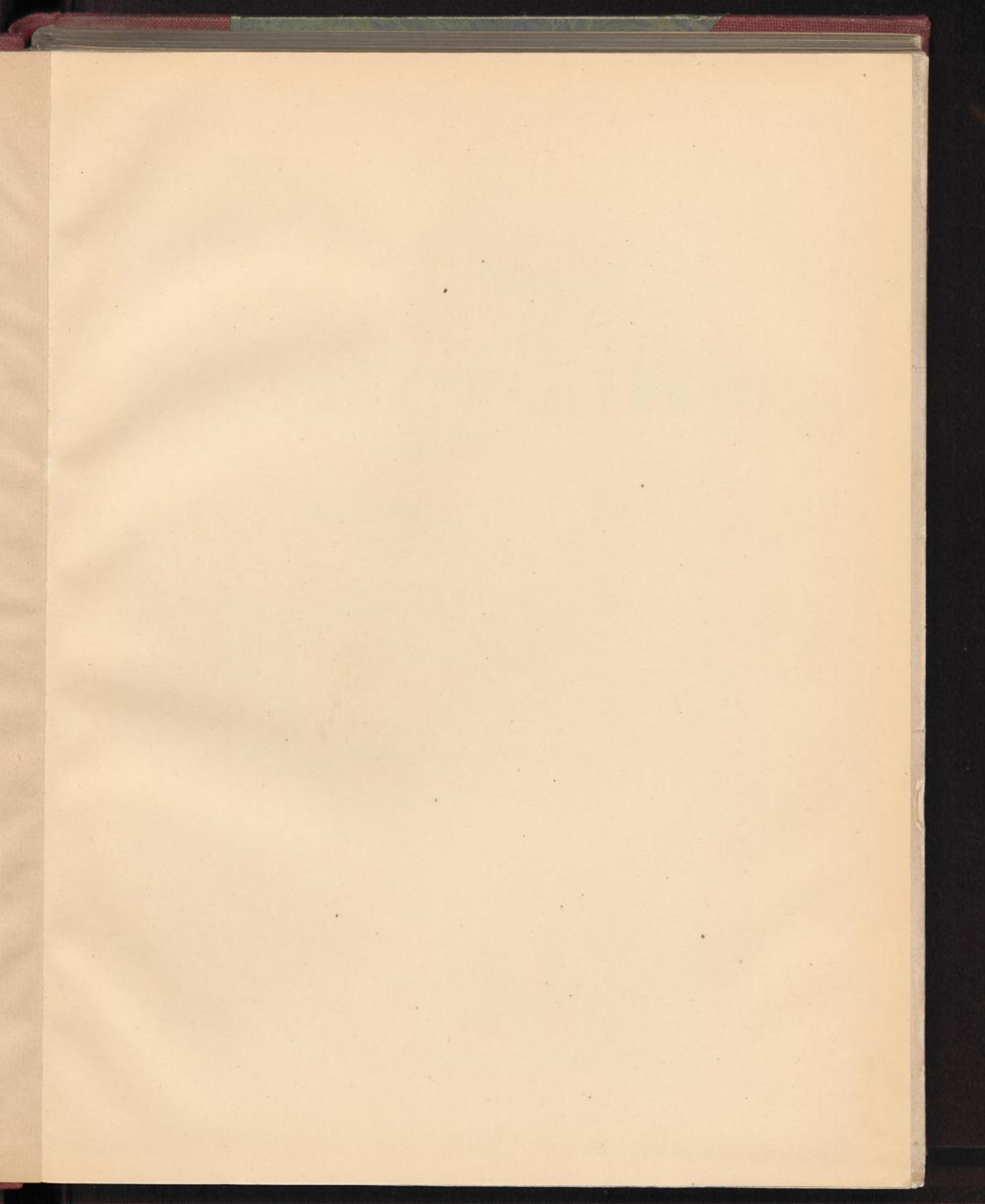
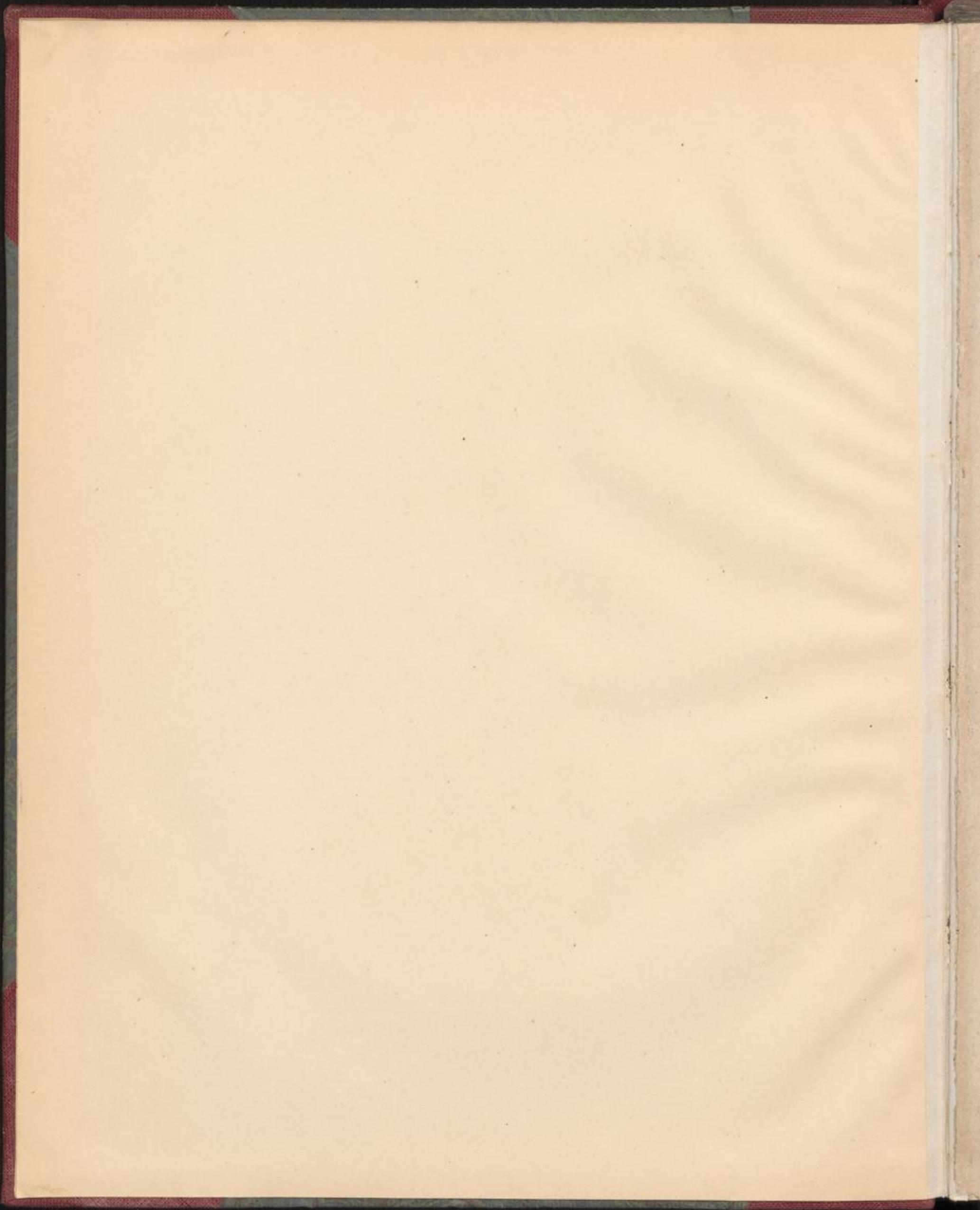


Nicht zu lesen









Deutsches
Künstler-Album.

Mit Beiträgen lebender Künstler und Dichter.

VII.

Herausgegeben von Adolf Ebeling.

Hüsseldorf.

Verlag von Breidenbach & Comp.

1874.

R. W. 637⁽⁴⁰⁾ (7)

LANDES-
LIND STADT-
BIBLIOTHEK
DUSSELDORF

05. 1205.



LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



gen. v. C. Arnold.

lib. v. C. Susenay.

Christmotts.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



gem. v. Paul Proyer.

C. Süßnapp lit.

J. M. Proyer
(in seinem Atelier.)

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



gem. v. G. H. W.

Schönen guten Morgen!

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



gem. v. H. v. C. Schüssler.

Großvaters Freund.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



gem. v. B. Wolke.

lit. v. C. Susenapf.

Überraschung.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



gem. v. Prof. C. Laub.

M. Uffers lith.

Süsse Sorgen.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



gem. v. C. Jungmann

Ötztal.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



C. Steinhilber del.

W. H. Stieglitz sculp.

Profane Störung.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

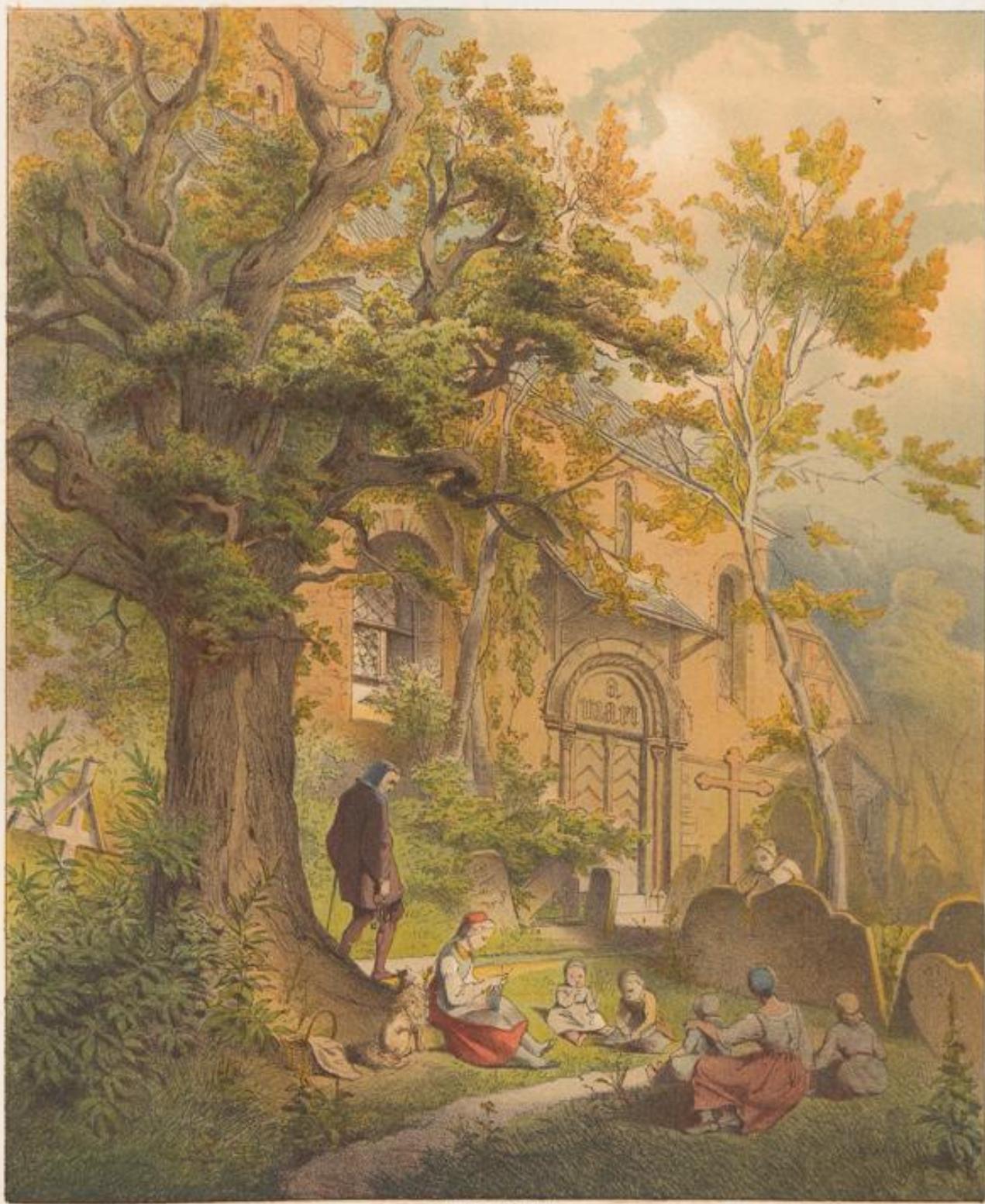


gen. v. C. Stammel

C. Süzenapp lith.

Verschiedene Meinungen.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



gem. v. Prof. C. Scheuren

Vergänglichkeitt.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

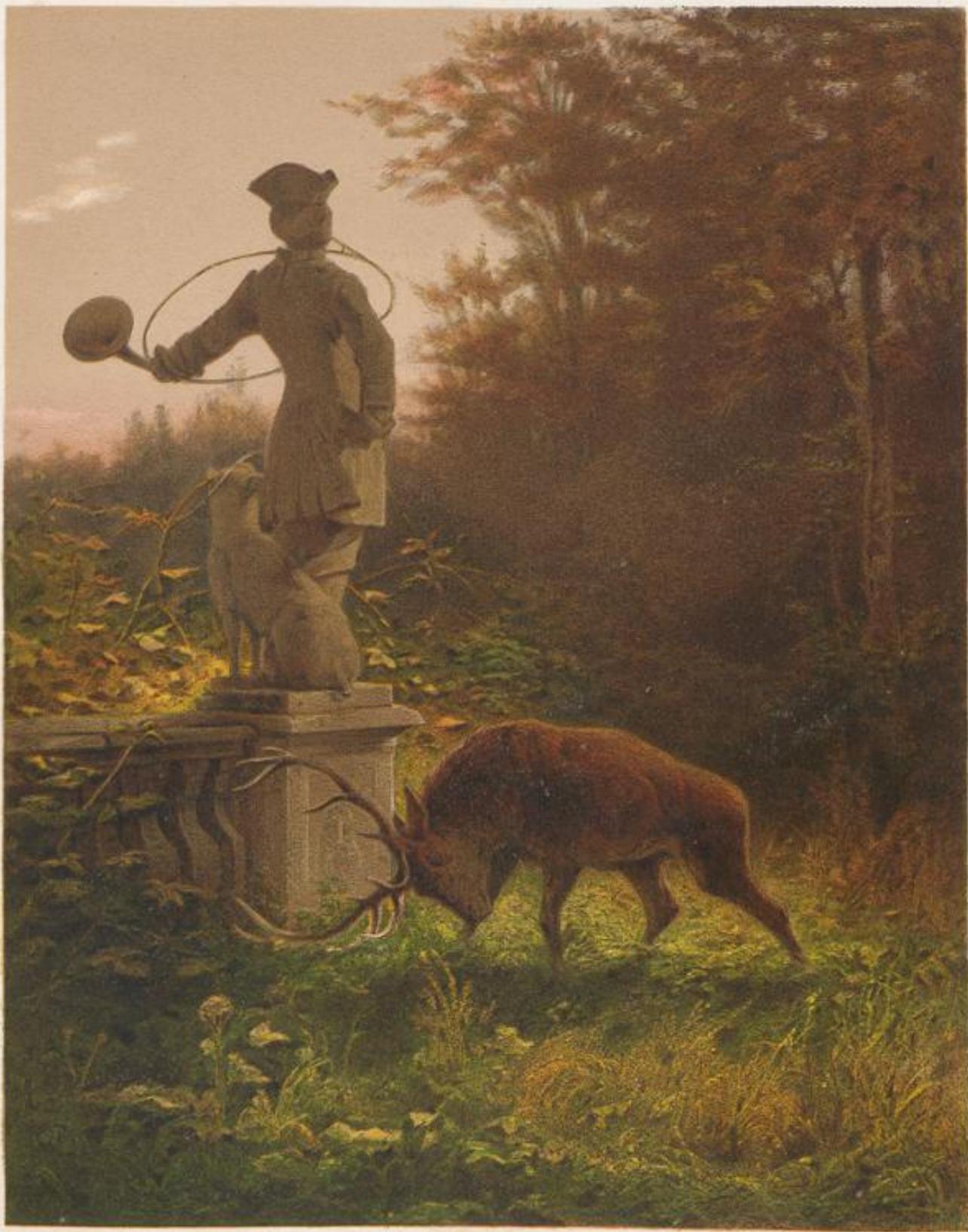


gez. v. F. Hödeman.

C. Sauerapp lith.

Zu klein!

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



gem. v. Arb. Thiele.

Im Wildpark.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



H. Londeiman
1873

gem. v. H. Godefrmann.

lith. v. C. Gussnapp.

Strafpredigt.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



gem. v. Bertha von Orsk.

Gosau-Schlucht
(am Wege zum Gosau-See.)

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



C. Schwanapp del.

gem. v. B. Nordensberg.

Große Wänsche
(in Schweden)

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

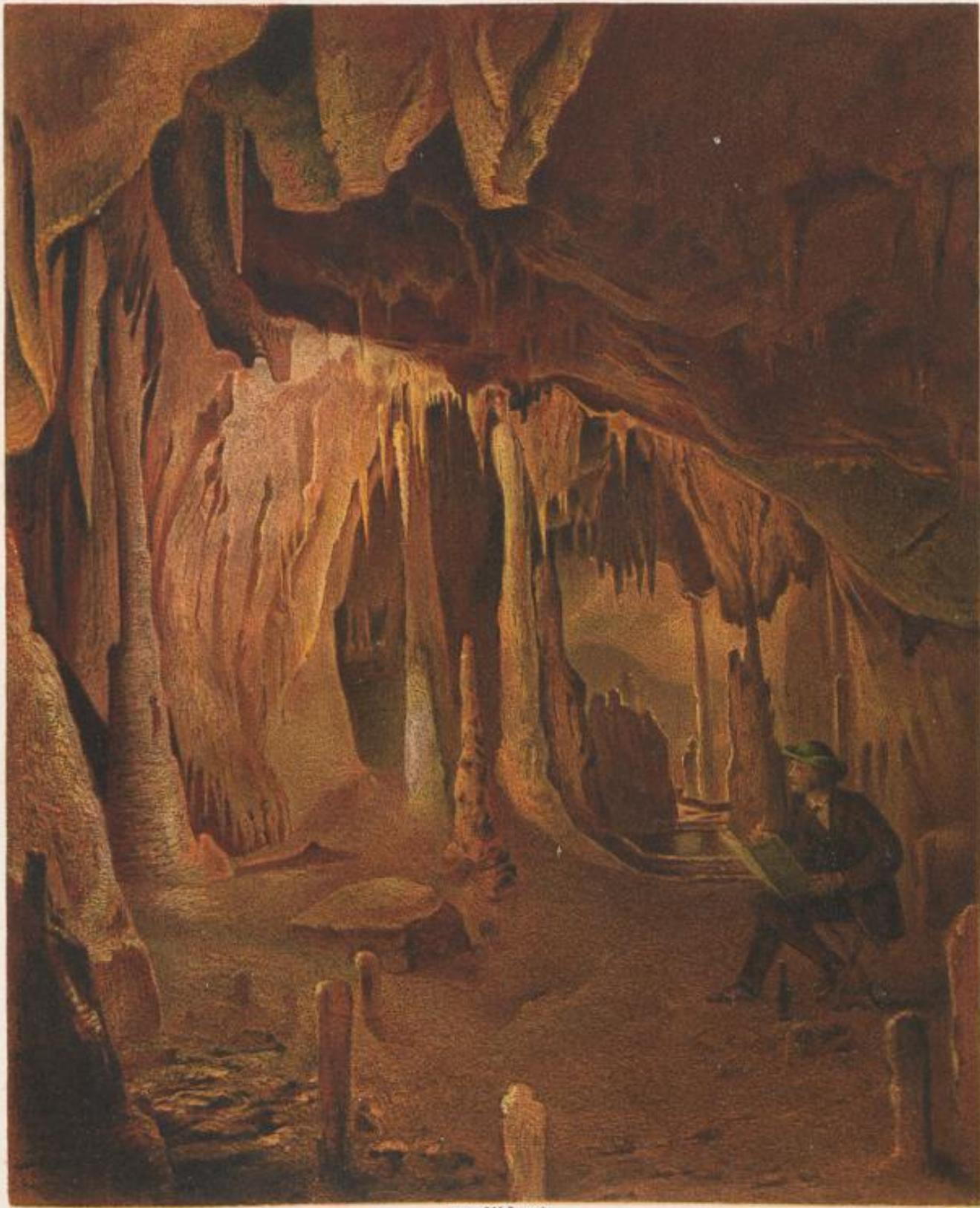


gem. v. C. Wagner

C. Dörschapp lit.

Still beglückt.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



gem. v. C. M. Seyppel.

Alhambra in der Dachenhöhle.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

G. Emil Barthel.

Mannestruer.



elch ein strenges, hartes Joch
Ist des Mannes Traurigkeit,
Und wie anders brüht es doch
Als des Jünglings schwerstes Leid!

Düstem Dranges Schwärmerci
Ist des Jünglings größte Qual;
Was auch ihre Quelle sei,
Glänzt ihr doch ein Hoffnungsstrahl.

Aber ach! des Mannes Herz
Birgt Entfagen und Verlust,
Und es trägt den tiefen Schmerz
Hoffnungslos und vollbewußt.

Wo des Jünglings Herzensbann
Sprengt der Thräne Segensflut,
Starret trocken Augs der Mann
In des Schmerzes heiße Stut.

Und die weil er ohne Lust
Küftig schafft im Sonnenbrand,
Preßt die krampfgeschwürte Brust
Nur zu weilen seine Hand.

Nur zu weilen dumpf und bang
Ringt ein Klageron sich los,
Und er wünscht sich ewiglang
Auszuruhn im Erdenchooß.

Nur zu weilen schreit nach Lust
Laut sein Herz voll Widerstreit;
Lechzend schlürft dich seine Brust,
Tammeltelch Vergessenheit.

Aber aus des Kelches Grund
Steigt herauf ein Rache-Chor: —
Unglückselig ist er! — und —
Unglücksel'ger als zuvor.

Leid in Lust und Lust in Leid.

Glaubt nicht, daß ich fröhlich sei,
Sing ich auch in leichten Scherzen:
'Poeste ist tiefes Schmerzen',
Klingt sie noch so froh und frei.

Aus der rabenschwarzen Nacht
Glänzt der Stern, der goldig-helle;
Plaudernd hüpfst die Silberquelle
Lustig aus dem dunkeln Schacht.

Aus der Erde hochgemut
Steigt empor die schlante Rebe;
Daß sie edle Trauben gebe,
Schneidet man sie bis auf's Blut.

Und der Saft der Trauben weicht
Herrlich unsre Freudenfeste,
Singend leben unsre Gäste
Geistesdrunkner Fröhlichkeit.

Lustberauscht ist jeder dann,
Scherzend lieblich nach Gefallen;
Doch am fröhlichsten von allen
Ist der größte Schmerzensmann.

Preißend laut das frohe Best,
Singt er helle Jubellieder;
Ach, wer weiß, wie selten wieder
Ihn der Ernst des Lebens läßt!

Doppelt frei zu lauter Lust
Athmet auf bei hellen Scherzen
Seine von den tiefsten Schmerzen
Schwer bedrückte Menschenbrust.

Maximilian Beilhack.

Des Vaters Mitgabe.

(Zu Uhlant's Gedächtniß.)



U ritt in die Welt, mein Sohn, mit festem Fuß,
Für's Leben kann nur der Entschlossene taugen;
Der guten Mutter noch den Abschiedsgruß
Und dann die Thräne weg aus deinen Augen!
Mit meinem Segen nimm hier Uhlant's Lieder,
Der Talisman bewahrt dich treu und bieder.

Du kennst das Buch, das freie Kunst uns schrieb,
Und manches Blatt hast du schon heiß verschlungen;
War dir ja längst Klein Roland schon so lieb,
Des Knaben Berglied hast du oft gesungen.
Des Drachen Brut schlugst du mit Siegfried's Schwerte,
Und freute dich, wie sich der Schwabe wehrte.

Gebetet hast du im verlor'nen Dom,
Und bang hast du des Sängers Fluch gelauschet,
Führst mit verstorb'nen Freunden auf dem Strom,
Der Mähdrin Sense hat dir hell gerauschet.
Gesang und Krieg, das eine in dem andern,
Klang dir, das Lied vom Frühling und vom Wandern.

Einkehrtest du beim Wirth'e wundermild,
Du horchtest auf den Hammerschlag des Schmiedes,
Das Kleinod brachst du aus des Riesen Schild,
Warst oft nicht mehr beim ersten Glas — des Liebes,
Führst über's Meer mit Karl zu kühnen Thaten,
Auf Abenteuer aus mit Fortunaten. —

Nun bist du Mann. Nimm neu das Buch zur Hand,
Durchforsche jetzt der ernstern Blätter Wesen;
Erglüht dein Herz für Recht und Vaterland,
So hast du Uhlant's Geist herausgelesen.
Der bilde dich, daß nie der Sinn dir wankt,
Zum freien Mann in des Gesetzes Schranke!

Zieht Liebe dich zu Goldschmieds Töchterlein,
Gib's Klinglein ihr, sie wird es würdig tragen.
Frei'st du im Sturme, wie Graf Eberstein,
Magst du beim Tanz der Braut dasselbe sagen.
In deinem Haus mag dir für redlich Mähen
Durch sie ein holdes Singenthal erblühen.

Dünkt dir ein Mann der Freundschaft werth zu sein,
Frag' ihn: „Liebst du auch Ludwig Uhlant's Lieder?“
Entgegnet er, ungläubbar, dir mit Nein,
So schüttle niemals ihm die Rechte wieder,
Das Tafeltuch zerichneid' wie Herzog Greiner
Schnell zwischen euch; der Deutschen ist er keiner.

Den Fürsten ehre nicht als feiger Knecht,
Die Wahrheit laß zu seinem Thron erschallen,
Und gil's den Kampf um's alte, gute Recht,
Weißt du als braver Kamerad zu fallen,
Wie Sven und Ulf für's Vaterland zu sterben —
Den Umland müssen Deine Kinder erben.

Das Brandenburger Schwert im Rhein.

1674 und 1870.

Mit fliegenden Fahnen, mit klingendem Spiel,
Im Herzen Sonnenschein,
Das Straßburger Münster im Aug' als Ziel,
So ziehn wir über den Rhein.
Der rauscht uns zum Ohr vernehmlich genug
Und wälzt seine Wogen sacht —
Wer hätte da nicht an den preussischen Zug
In früheren Tagen gedacht.

Bald werden es völlig zweihundert Jahr',
Da flog nach dem Straßburger Thurm
Zum Schutze für deutsches Recht der Kar
Von Brandenburg zum Sturm. —
Da nahm, zu retten das Elsasserland
Vor dem gierigen Frankenreich,
Der große Kurfürst das Schwert in die Hand,
Prinz Emil mit ihm zugleich.

Doch ob ihr Herz kampfmuthig schlug,
Ob vorwärts ihr Auge flog,
Der Bundesgenossen Zwist und Trug
War's, der sie rückwärts zog.
Und als die Brandenburger zurück
Marschirten über den Rhein,
Da ritt voran auf der Straßburger Brück
Der eiserne Kurfürst allein.

Dann folgte sein Heer mit gesenktem Schwert,
Nachschleppend die Partisan,
Die treue Muskete nach unten gefehrt,
Mit Flor verhüllt die Fah'n.
Und durch die kalte Decembernaut
Klang heut kein fröhliches Spiel,
Die Trommeln schlugen dumpf und sacht,
Sie klagten um Prinz Emil.

Der Kurfürst aber klagte nicht laut,
Zu Straßburg weite sein Sinn
In der Kaiserpfalz, wo zuletzt er geschaut
Nach dem sterbenden Sohne hin,
Der flüstert: „O Vater, und mußt Du zurück,
So senke mich hier in die Gruft;
Hier will ich ruh'n, bis mit besserem Glück
Ein Zöllern mich wach einst ruft.“

„Hier, wo mein Herz vorummer bricht
Ob Deutschlands verlorener Ehr',
Hier ruf' es als Rächer dereinst zum Gericht
Deutschlands vereinigt's Heer.
Und könnt ihr noch immer im Rhein den Hört
Der Nibelungen nicht schau'n“ — —
Hier spricht er zum Vater ein leiseres Wort,
Und dann folgt Todesgrau'n.

Des Wortes gedenkt sein Vater jetzt,
Zum Wehrgehäng greift die Hand,
Und nun, die Sporen eingesezt,
Vorspringt er zum Uferand.
Er ruft und schleudert des Sohnes Schwert
Mit kräftigem Schwung in die Flut:
„Bis Deutschlands Eintracht wiederkehrt,
Hier Deutschlands Ehre ruht“

Und weiter und weiter ging der Zug
Gen Norden immer hin,
Nach manchen trüben Stunden schlug
Die Stunde von Fehrbellin.
Auch unsere Siegesstunde ruft,
Der Zeiger nach Straßburg weist, —
Steig' auf aus Deiner entsühnten Gruft,
Sei mit uns, Emil's Geist!

Moriz Blandarts.

Quentin Messis.

(geb. in Antwerpen um 1460, gest. daselbst 1529.)

Ernst und traurig in der Schmiede
Stand der Lehrling an der Esse,
Schlug gewaltig auf das Eisen,
Daß er Liebesharm vergesse.

Doch es wollt' ihm nicht gelingen,
Und wie hell die Funken sprangen,
Heller doch aus Mädchenaugen
In sein Herz die Blicke drangen.

Und wie laut sein Hämmern dröhnte,
Nimmer konnt' es übertönen
Seiner Sehnsucht laut Verlangen
Zu der Nachbarin, der schönen.

So vergingen viele Wochen,
Und er sah mit stillem Reide
Auf den Maler, welcher täglich
Zu ihr ging im Wamms von Seide.

Ach, der arme Schlosserlehrling
Stand verzweifelt an der Esse,
Schlug vergeblich auf das Eisen,
Daß er Liebesharm vergesse!

Da vernahm er, wie es schmerzlich
Der Geliebten Herz berühre,
Daß der Maler nicht den Hammer
Und der Schmied den Pinsel führe.

Erst vermocht' er kaum zu fassen
Diese freudenreiche Kunde;
Aber nie mehr in der Werkstatt
Sah man ihn seit jener Stunde.

Mit dem regsten Eifer strebt' er
Fürder sich der Kunst zu weihen,
Um als hochberühmter Maler
Nicht mehr aussichtslos zu freien.

Was so lang' in ihm geschlummert,
Ohne daß er's noch entdeckte:
Ein Talent von seltnem Werthe,
Liebe war's, die es erweckte.

Und erfüllt ward all sein Hoffen,
Reiches Glück belohnt sein Streben,
Und der Name Quentin Messis
Wird für alle Zeiten leben.

Stabstrompeter Koch

bei Mars la Tour.

Es jagten über die grüne Flur
Die grünen Husaren bei Mars la Tour,
Anspornend die wiehernden Pferde.
Die feindlichen Kugeln schreckten sie nicht,
Ob roth auch das Blut aus den Wunden bricht
Den Söhnen der rothen Erde.

Voran sprengt Oberst von Eberstein,
Sein Stabstrompeter, dicht hinterdrein,
Ließ schmettern die hellen Fanfaren.
So geht es in freudigem Siegeslauf,
Nichts hält die Braven im Angriff auf,
Schon weichen die fränkischen Schaaren.

Da sieht sich auf einmal vom sichern Tod
Der Oberst durch einen Franzosen bedroht,
Der zielend erhebt die Muskete.
Doch ehe die Kugel entfahren ihr noch,
Sprengt vorwärts der Stabstrompeter Koch
Und hebt zum Schlag die Trompete.

Sie, die nur Signale geblasen im Streit,
Ward nun zur vernichtenden Waffe geweiht
Und rettet des Obersten Leben:
Gewaltig trifft sie des Feindes Haupt,
Daß taumelnd er stürzt, seiner Sinne beraubt,
Um nie einen Schuß mehr zu geben.

Wohl war auch zer schlagen das Instrument,
Doch blies der Alte dem Regiment
Auf der neuen Trompete zum Siege.
So kehrt' er, das eiserne Kreuz auf der Brust,
An Eberstein's Seite in freudiger Lust
Zurück aus dem glorreichen Kriege.

Victor Blüthgen.

Nachtgebet.



Es kam die Nacht, es kam die Nacht
Und draußen pfliff der Wind,
Da hab' ich heimlich noch gedacht
An dich, du fernes Kind.

Vor meinem Blick so traumeshold
Stieg auf dein Augenpaar;
Wie trunkel glitt der Lampe Gold
Dir durch das braune Haar.

Es pfliff der Wind mit Macht, mit Macht,
Die Brust in Sehnsucht schwoll,
Und plötzlich war in mir erwacht
Ein Sorgen liebevoll.

Ich lösche still der Lampe Schein;
Nacht war, was mich umgab,
Als ich, mit meinem Gott allein,
Für dich gebetet hab'.

Lästre nicht das bange Schmachten —

Lästre nicht das bange Schmachten
Und das schmerzliche Getriebe;
Was du blöde mir bespöttelst,
Ist das Erbtheil ächter Liebe.

In die Dornen mußt du greifen,
Willst du mit der Rose kosen;
Ach, die stärksten Dornen tragen
Oft die zartesten der Rosen.

Süße Rose, Liebesrose,
Ob auch brennen meine Wunden:
Spür' ich deines Kelches Dufthauch —
Nimmer brauchst' ich zu gesunden!

Friedrich Bodenstedt.

Zur Vermählung meiner Tochter Jenni mit dem Hauptmann von Petersdorf. (17. September 1872.)

Ein Kind verläßt uns nach dem andern,
Blickt leid- und lustbewegt zurück
Auf's Vaterhaus, um fortzuwandern
Nach eigener Wahl zu neuem Glück.
Hier wird getrennt und dort gebunden
Nach wechselvollem Menschenloos —
Hier wird verloren, dort gefunden:
O, sei dein Glück im Hinder groß!

Dich trieb kein Zwang, dich zu vermählen,
Du folgest eignem Herzensdrang,
Den Heldengatten dir zu wählen,
Der dich nach Kampf und Sturm errang,
Deß Blick der Schlachtlärm nie verwirrte,
Deß Herz bewährt vor Freund und Feind,
Und der den Lorbeer mit der Myrthe
Zu schönem Bunde nun vereint.

Noch ist dir Trübes nicht begegnet,
Du wardst geliebt von Jung und Alt,
Es hat der Herr dich reich gesegnet
In Geist und Herz und Wohlgestalt.
In Reinheit pflege diese Gaben,
Such' Glück, das aus dem Innern kommt,
Und was du wünschest, wirst du haben,
Wenn du nur wünschest, was Dir frommt.

Ich wünsche dir, du mögest sagen
Als Gattin über Jahr und Tag,
Wie ich in meinen alten Tagen
Beglückt es heut noch sagen mag:
Ich hab' im bunten Weltgetriebe
Der Menschenloose viel gesehn,
Doch keines schöner als die Liebe,
Wenn sich zwei Herzen recht verstehn.

Meiner Gattin

zum Weihnachtsabend 1872.

Was soll ich dir zum Christkind schenken,
Du liebes Weib, du treues Herz?
Ich muß den Blick zurück heut lenken,
In früh're Tage heimathwärts;
Wenn ich der Kerzen hell Geflimmer
Auf dem geschmückten Tannbaum seh',
So überschleicht mich heimlich immer
Ein unaussprechlich tiefes Weh.

Gewaltsam alle jungen Leiden
Ruft die Erinnerung mir zurück;
Mir blieben fremd der Jugend Freuden
Und fremd der Kindheit sonnig Glück;
Nur Unglück hatt' ich zum Genossen,
Und legt' ich nieder mich, zu ruh'n,
Hab' ich gar oft mein Aug' geschlossen
Im Wunsch, es nie mehr aufzuthun.

Erst spät und meiner Heimat ferne
Ging heiter mir das Leben auf;
Mir glänzten viele schöne Sterne,
Ich wagte manch verwegenen Lauf;
Frisch trieb ich nun im Weltgewimmel,
Und Geist und Herz ward reich genährt —
Doch dauernd Glück hat mir der Himmel,
Solitam, nur durch dich gewährt!

Und diesem Glück zum Angedenken
Für Kinder und für Kindeskind,
Laß dir dies Lied zum Christkind schenken;
Es bleibt, auch wenn wir nicht mehr sind,
Um ihnen, wie jetzt dir, zu sagen,
Daß mir mein Bestes ward durch dich,
Weil nie ein edler Herz geschlagen
Für einen Mann, als deins für mich!

Aufschwung.

Es weht der Gottesodem
Durch Himmel, Erd' und Flut;
Haucht aus der Tiefe Brodem
Und aus der Höhe Flut.

Läßt Adler hoch sich schwingen,
Gesprenzte Pfau'n sich bläh'n,
Läßt Nachtigallen singen
Und Glaubenshähne kräh'n.

Schafft Kräfte der Entzweigung,
Läßt Thorheit herrschen lang;
Doch gibt auch zur Befreiung
Der Weisheit Kraft und Drang.

Der Frühling heilt die Schäden,
Die uns der Winter schlug;
Weisheit spinnt gold'ne Fäden
Aus Thorenwahn und Trug.

Du forsche nicht vergebens
Nach dieser Schöpfung Sinn;
Zieh' aus dem Schmerz des Lebens
Auch deinen Glücksgewinn!

Der Quell.

Der Quell, der hoch vom Berge springt,
Bahnt leicht sich seinen Lauf;
Den Quell, der aus der Tiefe dringt,
Hält manches Hemmnis auf.

Der eine strahlt in lichter Pracht,
Sein Lauf ist ein Triumph;
Des andern hat kein Auge Acht,
Er endigt oft im Sumpf.

Und ob auch ganz die gleiche Kraft
In beiden webt und wirkt:
Wie anders, was die freie schafft,
Als die zu eng bezirkt!

Reimsprüche.

1.

Weisheit macht glücklich: doch die größte Summe
Von Weisheit schafft zugleich die größten Leiden.
Am glücklichsten auf Erden ist der Dumme,
Mag auch kein Weiser ihn darum beneiden.

2.

Die von Fürsten verliehene Herrlichkeit
Wird gerne geehrt und gelitten —
Doch für Gaben, die Gott und Natur verleiht,
Hat der Mensch um Verzeihung zu bitten.

3.

Gar Vieles kann der Pöbel ertragen
Im Leben, wie in der Literatur:
Nur Menschen nicht, die ihn überragen —
Dagegen sträubt sich die Pöbelnatur.

4.

Noch wirst du, Freund, die Pöbelnatur
Nicht finden auf Märkten und Gassen nur:
Es gibt auch vornehmen Pöbel
In dieser gesegneten Welt,
Der viel auf kostbare Möbel,
Frauen, Pferde und Hunde hält.

Dräxler-Mansfred.

Bei Jahren.

Früh Morgens schlüpft der Sonnenschein
So klar und rein zu dir herein
Und schleicht sich immer weiter.
Heraus Gefell, vom Bette schnell!
Er macht dir Herz und Stube hell
Und deine Seele heiter.

Jetzt bist du frisch und aufgeräumt,
Nur nicht gesäumt und noch geträumt,
Jetzt laß die Zügel schießen.
Am Morgen schafft die frische Kraft
Und bist du einmal launenhaft,
So leg' dich auf's Genießen.

Der neue Tag, o sieh, er lacht
In stiller Pracht und Schönheitsmacht,
Das laß dir nicht entgehen, —
Begeisterung und hoher Schwung
Zu geistiger Eroberung
Wird deine Brust durchwehen.

Vor Jahren, als ein Jüngling du,
Da schließt du fort in süßer Ruh,
Das war dir zu vergeben;
O Seligkeit! ein Wald von Zeit
Wo Tag' und Jahre dicht gereiht,
War damals noch dein Leben.

Doch jetzt wirst du allmählig alt,
Gelichtet bald ist jener Wald,
Du mußt um Stunden zeihen;
Drum stehle sie dem Morgen früh
Und schmelze jung die Phantasie
An jungen Tagesreizen.

Wohl hat das alte Sprüchwort Grund:
Die Morgenstund' hat Gold im Mund;
Auf, mache dir's zu eigen;
Es gibt Natur dir Silber nur,
Doch soll einst deines Daseins Spur
Das Gold der Arbeit zeigen.

Freund und Frau.

Ein wahrer Freund, o merke das!
Sei gegenüber Dir wie Glas:
Das läßt nicht Wind noch Regen ein;
Doch Wärme wohl und Sonnenschein,
Das zeigt dir treulich dein Gesicht,
Doch schmeichelt und verzerrt es nicht;
Das schärft dein Auge, wenn es gilt
Und rückt dir näher Bild um Bild;
Das reicht dir deinen Labetrank
Und hat, geleert, den besten Dank.

Ein treuer Freund, deß achte wohl!
Der hat im Baume sein Symbol:
Der heut dir erst sein Schattendach
Und seine Früchte hinten nach;
Der zimmert sich zum Hause dir,
Wo Glück und Liebe nimmt Quartier;
Der brennt im Span und Gas dir hell
Und wärmet deine Feuerstell',
Und winterst du dich sterbend ein,
Umschließt er dich als letzter Schrein.

Ein Mädchen, das dir wohlgefällt,
Ist wie der Sonnenschein dem Feld:
Er locket keine hier und Saat,
Sie wecket Träume dir und That;
Er macht aufjubeln Gau und Hag,
Sie selig dich im Zauberschlag;
Es sehnt nach ihm sich jede Flur,
Und schwachtend folgst du ihrer Spur,
Wie wird durch ihn die Erde warm,
Doch wärmer Dir in ihrem Arm!

Ein liebes Weib, das dir gehört,
Ist wie die Luft so rein und werth:
Du athmest sie und bist gesund,
Dein Dasein ist mit ihr im Bund, —
Sie deiner, ihrer du ein Stück,
Nothwendigkeit und Lebensglück;
Ein Engel, ruhig, mild und klar,
Umgibt sie dich allimmerdar;
Und senken sie dich todt hinab,
Umhäufelt trauernd sie dein Grab.

Georg Frhr. v. Dyhern.

Auszulöschen, was gescheh'n.

Auszulöschen, was gescheh'n,
Hat kein Gott die Macht,
Darum wird der Abendschein
Nie zur Sonnenpracht.
Darum bringt vergang'ne Zeit
Kein Gebet zurück,
Und die Thräne weckt nicht auf
Das versunk'ne Glück.

Und doch gibt's ein hohes Glück,
Das, begraben lang,
Fort und fort erwacht und lebt,
Wie ein Echo lang:
Und so hatt' auch ich ein Lieb,
Das mich nicht betrog,
Das wie weicher, süßer Ton
Durch mein Leben zog. —

Auszulöschen, was gescheh'n,
Hat kein Gott die Macht;
Doch wenn stirbt der Abendschein,
Kommt die sanfte Nacht,
Bringet Frieden, bringet Ruh' —
Ist's die Sonne nicht,
Die am Himmel zieht herauf,
Ist's der Sterne Licht!

Abendlied.

Um der Berge blauen Scheitel
Leisen Hauch die Dämm'ring webt,
Fernes Abendglockenläuten
Durch die blaue Nachtlust schwebt.
Eine einz'ge Wolke segelt
Dort umhüllt vom letzten Gold,
Und mir ist, als ob sie Frieden
Segnend niederthauen wollt! —

Nun der letzte Schein verglommen
Und der letzte Laut verhallt,
Plaudern noch die Wasser leise
Und im Traume spricht der Wald.
Herzensruhe, Himmelssegnen,
Die verloren lang geglaubt —
Alles findest hier du wieder,
Was die Welt dir hat geraubt.

Auf dem Comer See.

Drei Engel schweben über die Lande:
Gebet und Schlaf und Traum;
Auf ihrem dunklen Gewande
Glänzt hell der Sternensaum.
Und wenn erlosch der letzte Schimmer,
Der Strand im Schlummer ruht,
So gleitet des Mondes Barke immer
Noch silbern durch die Flut.

Wo Niemand noch gestanden
Hoch droben auf der Berge Firn',
Da möcht' ich ob den Landen
Stehn mit den Wolken Stirn an Stirn.
Fern von der Menschen Pfaden
Und unberührt von ihrer Qual,
Möcht' ich die Seele baden
Im ersten und im letzten Strahl.

Das Boot zieht weite Kreise
Still durch die blaue Flut
Und bald die Welle wieder
So allverschwiegen ruht.
Legst du an's Ohr die Muschel,
So ist erwacht der Klang
Der Wogen, der hinunter
In ihre Tiefe drang.

So zieht das Weh die Kreise
Durch uns're Menschenbrust:
Bald lächelt hold das Auge
Und spricht der Mund voll Lust.
Doch wenn in stillen Stunden
Dein Herz du hast gefragt:
Dort stets die leise Stimme
Begrab'nes Glück beklagt.

Somma - Riva.

Schwarzäugiger, schlanker Matrose,
Bellaggio's braunes Kind,
Auf deine Locken lose
Drücke den Hut geschwind.

Dein Wamms, das scharlachrothe,
Wirf über die Schulter, Gesell,
Und fahr' im bewimpelten Bote
Hinaus auf den See mich schnell!

Die Villa Carlotta glänzet,
Terrassen steigen empor,
Die hohe Myrthe bekränzet
Das breite Gitterthor.

Granaten lauschen glühend
Und Trauben purpurgeschwellt;
Die Moß steht blühend,
Die Sphynx der Blumenwelt.

Dort über die Marmorbilder
Im hohen Fürstensaal,
Da flutet leuchtend ein milder
Magischer Sonnenstrahl.

Mir ist, ein Lächeln habe
Verklärt der Psyche Gesicht —
Der herrliche Götterknabe
Hat er geküßt sie nicht?

Und wenn ich die Blicke wende,
Schau' ich die Blüherin;
Fließt über gefaltete Hände
Nicht leise die Thräne hin?

Thorwaldsen's Genius schwebet
Umher mit stolzem Flug,
Und jeder Heros lebet
Im Alexanderzug.

Da draußen rauscht ohn' Ende
Des Springbrunn's Silberstrahl,
Als spielten Nixenhände
Mit Perlen ohne Zahl.

Frisch auf! mein brauner Matrose,
Die Abendlüfte weh'n!
Ich hab' die schönste Seerose,
Die Somma-Riva geseh'n!



Helene Engelhardt.

Idylle.

Unter den Bergen versinkt die prächtig leuchtende Sonne,
Taucht in den Schimmer noch einmal die trohigen Stirnen der Alpen,
Läßt in rosigem Licht die schneeigen Häupter erglänzen,
Schmückt sie mit goldenem Kranz, gleich stolzen Heroen der Vorzeit.
Einmal noch lächelt ihr Auge hinab in den traulichen Thalgrund,
Küßet mit scheidendem Strahl das Dörfchen am Fuße der Gletscher,
Spielt in den Kronen der Linden, vergoldet die Spitze des Kirchturms,
Senkt sich dann müde zur Ruh', um still in den Blüthen zu träumen.

Aber im Dorfe, da herrscht noch heiter bewegliches Leben,
Denn es pranget gar lieblich im festlichen Schmucke des Sonntags.
Erntefest feiern sie heute. — Im erfrischenden Hauche des Abends
Unter der blühenden Linde des Dorfes vereint sich die Jugend;
Aehrensträuß' in den Händen und Kränze von Weinlaub im Haare,
Edelweiß vor dem Nieder die Schaaren der lieblichen Mädchen,
Gemsbart und Geierfeder am Hut die fröhlichen Burschen,
Strömen zum Tanze herbei, und der festliche Reigen beginnt.

Vor dem behaglichen Hause, im Schatten der dichten Kastanien,
Lehnet der Pfarrherr, der greise, im dämmernden Lichte des Abends,
Schaut nach den tanzenden Paaren, die munter im Takte dahinzieh'n,
Lächelt und schüttelt den Kopf, und sinnet und lächelt dann wieder.
Wohl mag heut' er lächeln, gedenkt er vergangener Tage. —
Bald ist's ein halbes Jahrhundert, da tanzt' im Reigen ein Mädchen,
Frisch wie der Thau auf den Blumen und schön wie der rosige Morgen —
Erntefest war es auch, da führt' er den Eltern die Braut zu.
Vater und Mutter, sie legten die Hände segnend auf's Haupt ihm —
Längst schon entschliefen die Guten nach treulich vollendetem Tagwerk!

Hier im Hause, wo einst er die Spiele der Kindheit getrieben,
Ist er ergraut und gealtert im traulich heimischen Dörfchen;
Küßig versieht er das Amt noch, der Greis mit den schneeigen Locken,
Fröhlich umhüpfen ihn heute die blühenden Schaaren der Enkel.
Jeden kennt er im Ort, und lieb ist ihm Jeder geworden:
Eingeseget hat er die Maid hier im vorigen Jahre,
Jenes Paar dort getraut, und hier diese Kinder getauft,
Ach, und im Laufe der Zeit gar Manchen zur Ruhe gebettet!

Tiefer schon senkt sich der Abend, und still ist's im Dorfe geworden,
Längst um die schattige Linde verstummt der fröhliche Reigen,
Hoch auf der Alm ist leise das Horn des Sennens verklungen,
Ueber den Bergen erwacht der dämmernde Schimmer des Mondes:
Friede, du seltener Gast, du Engel, den Delzweig in Händen,
Schirm das lächelnde Thal, und wohn' in den Herzen der Menschen,
Daß sie, genügsamen Sinnes, in stiller Verborgenheit leben,
Schuldlos und reinen Gemüthes an thätiger Arbeit sich freuen,
Frei wie die Berge ringsum, und nimmer nach Bösem begehren!
So sprach leise der Pfarrherr und trat in das Haus zu den Seinen.

Im wunderschönen Monat Mai.

Der wunderschöne Monat Mai
Erglänzt in hellem Zauberchein
Wie taucht das Herz so wunderfroh
In all' die Frühlingslust hinein!
Syringen duften, Rosen blüh'n,
Des Lenzes buntes Allerlei,
Es keimt und grünt und sproßt hervor
Im wunderschönen Monat Mai.

Und anders, anders ward es dann;
Gealtert ist die schöne Welt.
Es wechselte der Menschheit Loos,
So wie die Woge steigt und fällt.
Wie manches Volk bedeckt das Grab,
Wie manch Jahrtausend zog vorbei,
Seit ihn der erste Mensch genos,
Den wunderschönen Monat Mai!

Doch rückwärts, rückwärts eilt mein Geist
Zum Anfang aller Tage hin;
Der erste Lenz der jungen Welt,
Er spiegelt sich vor meinem Sinn:
Da walt ein schuldlos Menschenpaar
Im Paradiesgarten frei,
Genießt mit Kinderfeligkeit
Den wunderschönen Monat Mai.

Und heute lacht die Erde mir,
Und mich erfreut der Sonne Gluth,
Und tief im Busen perlt und schäumt
Der ungebrosch'ne Jugendmuth.
Noch eine kurze Spanne Zeit,
So ist des Blühens Frist vorbei,
Der Lebensfrühling ist dahin,
Der wunderschöne Monat Mai.

Doch welkt der Wange Rosenroth
Und ist die Locke altersgrau,
Der Jugendzauber fortgeweht
Von Herbstesstürmen kalt und rauh
Nimm hin, o Welt, was irdisch ist! —
Es jagt die Seele nicht dabei:
Es blüht im Geist unsterblich fort,
Der wunderschöne Monat Mai!

Heinrich Freimuth.

Mittagsläuten in der Stadt.

Gepriesen, heller Glockenschlag!
Wißt' ich mir doch von allem Läuten
Am lieben langen Wochentag
Nicht eines freundlicher zu deuten.

Bei deinem Klange fühlt der Schweiß
Sich auf des Werkners glüh'nden Wangen;
Ich seh' den tausendhänd'gen Fleiß
Zum schwer errung'nen Brode langen.

Du pochst an Fenster, Thür und Thor,
Da glättet sich manch' düst're Miene;
Da keuchen schaarenweis hervor
Die bleichen Sklaven der Maschine.

Es lügen Mär' und Ammenmund —
Nicht wandeln in der Nacht Gespenster;
Sie wandern um die Mittagsstund':
Wollt ihr sie seh'n — kommt her an's Fenster!

Ha, ihrer Tausende! Sie sind
Lebend'gen Leibs bei Tag begraben,
So Mann als Weib, so Greis als Kind —
Die müssen auch ihr Stündlein haben.

Schlag Zwölf sind die Gespenster frei,
Da dürfen an die Luft sie wandern;
So zieh'n sie bis zum Hahenschrei —
Die hier bei Tag, wie Nachts die andern.

Gepriesen, heller Mittagsslang;
Du ruffst die Herren und die Knechte
Zum Stuhl der Rast, zum Feiertag —
O, wer nicht dankbar dir's gedächte!

Das Band, das Hungers Zwang zerriß,
Darf, Glocke, sich bei deinem Klagen
Um jeden Kreis der Klümmerniß
Ein flüchtig Stündlein wieder schlingen.

Es drückt die Kette keine Hand,
So weit die hellen Klänge trafen;
Es trägt die Erde, Land um Land,
In dieser Stunde keinen Sklaven!

Schneeabend im Felde.

Der Himmel Nacht — die Erde Licht!
Ein weiter Silbersee das Feld,
Den rings mit weißen Rosen dicht
Der nied're Hag umschlossen hält.

In lichten Blüten steht der Baum,
Als wär's in lauer Maiennacht;
Kein Fleckchen ist im weiten Raum,
Das nicht in hellem Schimmer lacht.

Die rothen Hüttenlichter glüh'n,
Rubinen gleich auf weißem Taffet —
Und stumme Poesieen blüh'n
In stiller Kunde zauberhaft.

Die schwarze Sammetmaske nimmt
Der volle Mond nun vom Gesicht,
Und auf die holde Traumwelt schwimmt
Herab ein golden, magisch Licht.

Lacht dir ein Auge lustverklärt.

Lacht dir ein Auge lustverklärt
In's thränenfeuchte Angesicht,
Ob's schneidend auch dein Herz durchfährt —
Im Grame zürn' dem Andern nicht!
Und denk', es sei ein Sonnenstrahl,
Hereingehaunt in deinen Schmerz;
Er dankt ihn dir ein ander Mal,
Wenn Trübniß preßt sein eigen Herz.

Dann schleicht er stumm, wie Du zur Stund',
Und sucht den dunkeln, öden Weg —
Da, horch, gelst ihm ein Lachermund
An Waldesbord vom Mühlensteg;
Zwei Augen funkeln sonnenlicht
Hinein in seines Busens Nacht —
Du bist's und sagst: „Freund, zürne nicht!
Gott hat so Lust als Leid gemacht.“

Herman Grieben.

Im Walde.



Still wandr' ich meiner Wege,
Seltfam ist mir zu Sinn,
Die Bäume sind so rege,
Als schlug' ein Herz darin,
Als rauschte durch's Gehege
Die Waldeskönigin.

Sonst ließ ich gern mich nieder
In Waldeseinsamkeit
Und sann auf stille Lieder
Von Liebeslust und Leid,
Doch nimmer kehrt mir wieder
Die traumbeglückte Zeit.

Jetzt darf ich nicht mehr dichten
In dunkler Waldesnacht,
Jetzt wird der Traumgeschichten
Im Liede kaum gedacht,
Die Seele will sich lichten,
Das Herz ist aufgewacht.

Das Liebeln und das Rosen,
Das Schwärmen im Gedicht
Geziemt dem ruhelosen,
Thatkräft'gen Manne nicht;
Jetzt steht die Zeit voll Rosen,
Voll Rosen Sonnenlicht.

Doch steh'n auch mir im Herzen
Noch Rosen ohne Zahl,
Die blühen und glühen wie Kerzen
Und leuchten wie Sonnenstrahl,
Sie grüßen dich in Schmerzen
Viel hunderttausendmal.

Du grüßest sie nicht wieder,
Ach, du bemerkst sie kaum;
Sie beugen vor dir sich nieder
Zu deines Kleides Saum;
Die Rosen, meine Lieder,
Sie sterben in ihrem Traum.

Geständniß.

Zürne nicht! O laß dies Lied
In dieser lang und bang erstlehten
Entscheidungsstunde vor dich treten!
O sage, was dein Herz entschied!
Du weißt es, wie ich sonst dich floh,
Du weißt es, wie ich sonst dich mied;
Nun ist's ja doch gekommen so:
Zu dir in Liebe muß ich beten.

Die Liebe hab' ich einst geschmäht,
Als mich die Freiheit rief zum Streite;
Die Thräne gab mir das Geleite
Und doch nur hab' ich Haß gesät.
Wohl war's ein unglücksel'ger Wahn.
Nun lieb' ich doch! Ist's schon zu spät,
Daß nach des Glückes stiller Bahn
Ich sehnuchtsvoll die Arme breite?

O sage, was du sagen mußt!
Ich seh' es wohl, du scheinst betroffen,
Daß ich's bekenne laut und offen,
Was du geheim ja schon gewußt:
So wie der Lenz die Welt umkost,
Zieht auch durch diese trok'ge Brust
Ein schöner Traum, ein süßer Trost,
Ein unergründlich frohes Hoffen.

Dukehrst dich ab und neigst das Haupt,
Verwirrst das Herz, das dich erkoren,
Das, wie durch Zauber neugeboren,
An dich und deine Liebe glaubt?
O sprich das Wort, das mir den Wahn,
Den gläub'gen Wahn des Glückes raubt!
O sprich's! dann bin ich abgethan,
Dann geb' ich dich und mich verloren.

A b s c h i e d.

Auch dir ein Wort, bevor ich scheide,
Ein Lebewohl zu guter Letzt!
Ich will nicht sagen, daß ich leide;
Ein kaltes Scheiden gilt es jetzt.
Den letzten Dienst dir zu erweisen,
Tret' ich noch einmal vor dich hin,
Du weißt ja, daß ich nun zum Reisen
Entschlossen und gerüstet bin.

Was soll ich singen, soll ich reden,
Nun mich mein Stolz verstummen heißt,
Nun mir das Schicksal alle Fäden
Der Zukunft auseinanderreißt?
Was kommen wird, mich kann's nicht kümmern;
Denn Alles ist ja wohl bestellt:
Mein kleines Leben liegt in Trümmern,
In Trümmer sinkt die ganze Welt.

Wirf auf mein Schweigen keinen Tadel,
Auf meinen Stolz wirf keinen Stein!
Nach Norden ewig zeigt die Nadel;
O zürne nicht! Es muß so sein.
Das Herz ist starr gleich dem Magneten,
Fern liegt mein Traumbild wie der Pol.
Sei wie es sei! Ich kann nur beten
Den stummen Wunsch: O lebe wohl!

Was ich gehofft, was ich empfunden,
Was ich geliebt: es war ein Wahn;
Vorüber sind die alten Stunden
Und alle Lust ist abgethan.
Und ob das Herz auch rückwärts schaue,
Es freut sich am Erlebten nicht;
Nach Vorwärts führt der Weg ins Blaue,
Mein letzter Gruß ist dies Gedicht. —

Und doch, ich möchte so nicht scheiden,
Ich möchte so nicht von dir geh'n;
Ich weiß es ja und muß es leiden,
Daß wir uns niemals wiederseh'n.
Ich weiß es ja und freu' mich dessen,
Daß du dein Glück gefunden hast:
Drum, ehe wir uns ganz vergessen,
Vergönne mir noch diese Raft!

Wohl ist's ein schmerzlich Abschiednehmen,
Wenn man sich trennt für alle Zeit;
Doch stillverschlossen bleibt das Grämen,
Stillschweigen deckt das Herzeleid.
Sonst wohl in Thränen ausgebrochen,
Blickt nun das Auge kalt und hohl;
Ein einzig Wort nur sei gesprochen,
Ein einzig Wort: O lebe wohl!

Ich weiß, das Herz mit seinen Träumen,
Es ist ein unergründlich Ding:
Heut hängt's wie Epheu an den Bäumen
Und morgen schweift's, ein Schmetterling,
Heut meint es brechend zu verbluten,
Als ob es ewig trostlos sei,
Doch wie vorbei die Jahre fluten,
So flutet auch der Schmerz vorbei.

Noch steh' ich zaghaft und bellommen,
Noch grämt und schmerzt mich der Verlust,
Doch bess're Tage werden kommen
Und stiller einst wird diese Brust.
Was ist's denn auch? Bin ich doch ärmer
Geworden nur um ein Idol.
So fahr' ich hin. Vergib dem Schwärmer!
Vergib, vergiß und lebe wohl!

M i n a G ü t h n e r.

Der Ritter.

Die Mutter gibt dem Kinde
Ein Kreuz mit Edelstein,
Darunter steht geschrieben
Das Wort: Gedanke mein!
Der Vater gibt dem Sohne
Ein scharfes, gutes Schwert
Mit einem Griff von Golde,
Kostbar und hoch an Werth.

Die Dame gibt dem Ritter,
Den ihre Huld beglückt,
Die Schärpe, reich mit Perlen
Von ihrer Hand geschmückt.
Und als er endlich scheidet
Und zieht zum Thor hinaus,
Gibt ihm ein bleiches Mädchen
Noch einen Rosenstrauß.

Doch bald im Kriegsgetümmel
Sinkt er der Uebermacht,
Und wilde Feinde rauben
Ihm alle seine Pracht.
Das Schwert wird ihm genommen
In seiner letzten Pein,
Das Kreuz und auch die Schärpe
Mit Perl' und Edelstein.

Sie suchen seine Kleider
Nach andern Schätzen aus
Und finden auch den armen
Verwelkten Rosenstrauch.
Den werfen sie ihm höhrend
Auf das gebroch'ne Herz,
Und zieh'n mit ihrer Beute
Hinweg in frechem Scherz.

Doch fromme Priester finden
Den armen Rittersmann
Und nehmen sich des Todten
Getreu und christlich an.
Sie legen ihn mit Trauern
In ein geweihtes Grab,
Und geben ihm die Rosen
Mit in die Gruft hinab.

Robert Samerling.

Richtet nicht die Todten.

Richtet, richtet nicht die Todten,
Welchen ja gestopft mit Erde
Ist der Mund zu ew'gem Schweigen
In der kalten Todesgruft.

Richtet nicht — doch müßt ihr richten,
Glaubt dem Tod mehr als dem Leben,
Mehr der todesblaffen Wahrheit
Als der wangenrothen Lüge.

Glaubt der Klage, die da schwebet
Um die stummen, todten Lippen,
Nicht dem Leichtsinn, welcher schwabend
Zeuget wider jenes Schweigen.

Glaubet, glaubt dem armen Todten,
Der in kalter Erde modert,
Nicht dem leichtgeschürzten Leben,
Das auf seinem Grabe tanzt.

Allerseelentag.

Die Todten haben Einen
In ihrer Einsamkeit,
Der ihnen eine Blume
Und eine Thräne weicht.

Der Friedhof steht voll Blüten,
Von Gästen wimmelt's drin:
Manch' Lebender geht traurig,
Verlassen für sich hin.

Hört Leute, die ihr wandert
Mit Kränzen friedhofwärts,
Legt lieber doch ein Blümchen
Auf dieses warme Herz!

O thut's, so lang ich lebe;
Denn darf ich einmal ruh'n,
Wie dort die Todten ruhen
In ihren stillen Truh'n —

Dann miß' ich eure Thränen
Und eure Liebe gern:
Dann tagt mir ja im Frieden
Der allerschönste Stern —

Im allertiefsten Dunkel
Das allerhellste Licht:
Dann brauch' ich eure Blumen
Und eure Kränze nicht.

Vergessen.

Als fern du warst, mein süßes Lieb,
Wie brant' ich, meine Qualen
Beredter als die Feder schrieb,
Mit Worten dir zu malen!

Die böse Zeit, sie ist herum,
Ich darf an's Herz dich pressen:
Nun ist der Mund vor Freuden stumm,
Das Leid hab' ich vergessen.

Friedrich Hofmann.

Ferdinand Stolle.

(Am Grabe des alten, edlen „Dorfbarbier“ im Gottesacker der Friedrichstadt zu Dresden vom Verfasser gesprochen im Namen der „Gartenlaube“.)



Wir grüßen einen Glücklichen am Grabe:
Ihm trübt kein dunkles Blatt den letzten Kranz.
Was er erreicht an seinem Wanderstabe,
Erfüllte seine kühnsten Wünsche ganz.
Er ging den Weg, den Tausende geschritten,
Die gleicher Sehnsucht Drang und Weh durchbebt;
Wofür er laut gezeugt und still gelitten —
Er hat es mit erreicht, er hat's erlebt —
Und ruht nun bei der Schaar der treu'sten Todten
In des errung'nen deutschen Reiches Boden.

Ein Kämpfer war auch er — in seiner Weise:
Nicht mit dem schweren Harnisch angethan,
Mit wucht'gem Schwert — er brach in weitem Kreise
Mit seinem Stabe unserm Siege Bahn.
Sein Stab, verhüllet hier von Blum' und Blüthe,
Als freie Geißel froh geschwungen dort,
Verfolgte seinen Sieg in dem Gemüthe
Und lockte die Verführten mit sich fort.
So stand er in des Volkes langem Kriege,
Vom Julisturm bis zu dem letzten Siege.

Und wie in stets bescheidenem Gewande
Und doch mit ganzer Seele allezeit
Sein Wort geweiht er dem Vaterlande,
So werde ihm auch unser Dank geweiht:
Nicht Marmoräulen — immergrüne Kränze,
Sie ehren dieses Sängers Grab allein,
Und wie sein schönstes Lied erklang dem Lenze,
Laßt jeden Lenz ihm neue Kränze weih'n!
— Des Volkes Liebe ist des Dichters Glaube! —
Das ist der Gruß der treuen „Gartenlaube“.

Denkmalweihe der Heldenjugend.*)

Geweihete Stätte! Heimath unserm Bunde
Und unsrer Ehre ragend Heiligthum!
Du Säule trägst zur Nachwelt stolz die Kunde
Von unsrer Brüder ew'gem Heldenruhm.
Nimmer verwelk' euch das krönende Reis:
Lorbeer und Eiche, der Lebenden Preis!

Es schlug des Feindes Faust an Deutschlands Thore,
„Zum Rhein, zum Rhein!“ so heult sein Schlachtgesang.
Wie schwang der Uebermuth die Tricolor!
Da rief's auch euch zum großen Waffengang:
Tausend um Tausend auf blutiger Spur
Folgten dem Donnerton „auf die Menfur!“

Und treu der Ehre, wie dem Vaterlande,
So botet ihr die freie Brust dem Stahl!
Und auf dem Schilde mit zerhacktem Rande,
So lagt ihr alle, auf der Brust das Maal!
Vaterlandserbe, dir streute so roth
Blüthen um Blüthen der Schlachtentod!

O reiche Saat der Thränen und der Trauer,
Nur deine Ernte süht das tiefe Weh:
Zertrümmert sank die alte Zwietrachtsmauer,
Der Einheit Adler steigt zur Wolkenhöh!
„Kaiser und Reich!“ All Heil ihm! Er hält
Friedebeschildernd das Scepter der Welt!

Und also singen wir ein männlich Amen
Zur hohen Weihe euch und eurem Stein.
Dankebar begrüßt die Nachwelt eure Namen,
Ihr treuen Todten von der Wacht am Rhein!
Leuchte, du Säule der Ehre, in's Thal,
Tausend Getreuen viel tausend Mal!

K. Hofmann von Nauborn.

Die beste Kost.



Im Königsforst bei Bensberg, als kaum der Morgen tagt,
Der Kurfürst Johann Wilhelm zog einst hinaus zur Jagd.
Die muntern Bracken bellen, laut tönt das Jägerhorn,
Aufscheint das Wild vom Lager und flieht durch Busch und Dorn.
Das war ein lustig Pirschen, wie Alles huscht und rennt!
Vergessen ist die Sorge, des Landes Regiment;
Vergessen Zeit und Stunde, wie's ringsum pufft und knallt
Und schon vom fernen Thurme die Mittagsglocke schallt.
Da rauscht noch aus dem Busche ein Eber wild empor;
Der Kurfürst folgt ihm hastig mit seinem Feuerrohr.
Wohl muß das Wild erliegen, des Kohres Beute sein,
Doch sieht der Fürst sich ferne vom Jagdgeleit allein.
Allein und doch begleitet von einem schlimmen Gast:
Des Hungers schwere Plage, die gönnt ihm keine Rast.
Er wandt auf iren Pfaden durch Buschwerk wild und kraus,
Bis er hinsinkt ermattet vor einem Bauernhaus.
Da steht er wie ein Bettler, nicht ward's ihm leicht, fürwahr!
Die Bäuerin reicht im Topfe ihm Speck und Erbsen dar.
Der Kurfürst aß mit Wonne: „Welch köstliches Gericht!“
So schmeckte ihm seit Jahren der beste Braten nicht.
Es rinnen durch die Glieder ihm neue Kräfte bald;
Er eilt gestärkt von dannen nach Haus durch Feld und Wald. —

*) Zur Einweihung des Denkmals der im Kampfe gegen Frankreich gefallenen Commilitonen der deutschen Corps-Studentenschaft, auf der Rudelsburg am 19 Mai 1872.

Doch als er einst im Schlosse auf weichem Pfühl sich rekt,
 Ihm von der Tafel Fülle nichts sonderlich mehr schmeckt,
 Da ruft er: „Speck und Erbsen, das ist das Beste doch,
 Was ich je aß im Leben; auf, sagt es meinem Koch!“
 Der alte Koch, der schüttelt bedenklich zwar das Haupt,
 Als ob er an die Güte des simplen Mahls nicht glaubt;
 Doch kocht er Speck und Erbsen; bald dampft es auf dem Tisch.
 Der Kurfürst rückt zum Mahle, als sei's der beste Fisch.
 O weh! beim ersten Bissen verzieht sich sein Gesicht;
 Er ruft im Groll: „Der Alte versteht das Kochen nicht!
 Auf, laßt den Reitknecht satteln zum Ritt durch Busch und Au,
 Von Schwiagelshohn*) zu holen hierher die Bauernfrau;
 Die kochte Speck und Erbsen so trefflich mir auch jetzt,
 Wie einst, als in der Hütte ihr Mahl mich hat gelest.“ —
 Die Bäuerin steht am Herde als seltnes Kochgenie;
 Fürwahr, noch sah im Schlosse man solche Köchin nie!
 Bald ist die Speise fertig, die Tafel war gedeckt;
 Wie kommt es, daß dem Fürsten auch jetzt das Mahl nicht schmeckt?
 Er schaut umher verwundert, er glaubt an schlimmen Trug,
 Bis er die Bäuerin selber nach diesem Räthsel frug.
 „Herr Kurfürst,“ sprach sie muthig, „es sei euch nicht verhehlt,
 Daß euch zu dieser Speise die rechte Würze fehlt.
 Verlaßt die weichen Polster, streift frisch durch Busch und Thal,
 So wird euch wieder munden wie einst mein ländlich Mahl.“
 Der Kurfürst rasch zu folgen des Weibes Rath gelobt,
 Und hat nach wenig Wochen als trefflich ihn erprobt.
 Da sprach er öfter lachend: „Die beste Kost fürwahr
 Das sind wohl Speck und Erbsen mit Schwarzbrod immerdar,
 Doch gilt's dabei sich tummeln durch Busch und Wald und Au;
 Von Schwiagelshohn mich lehrte das eine Bauernfrau.“

Seitdem im berg'schen Lande, von Westen bis nach Ost,
 Du findest Speck und Erbsen als nationale Kost.

Der erste Schultag.

Mit Hut und Mänzchen steht es da,
 Mein Kind und spricht: „Leb' wohl, Papa!“
 Die Glocke ruft vom hohen Stuhle
 Zum ersten Mal mein Kind zur Schule.
 „Nimm hin den Abschiedsfuß von mir,
 Und Gottes Segen sei mit dir!
 Nun wirst du lernen schöne Sachen,
 Die klug dich und verständig machen.
 Bleib' auch auf neuer Lebensbahn
 Mein herzig liebes Kind fortan.“
 So sprach ich, und mit diesem Wort
 Ging froh mein Kind zur Schule fort.
 Mir aber ward's zu öd' im Haus,
 Fort trieb's mich in die Flur hinaus;
 Abseits die Pfade muß' ich gehn,
 Man hätte sonst mich weinen sehn.

Die Blumen blühen frisch am Wege;
 Die Vögel singen im Gehege;
 Und weithin über Wald und Au
 Wölbt sich der Himmel rein und blau.
 Wie hatte sonst, der Stadt entrückt,
 Mich diese Herrlichkeit entzückt!
 Doch heute sprach der Frühlingswind:
 „In dumpfer Stube sitzt dein Kind,
 Derweil der Lenz in diesen Tagen
 Die schönsten Bilder aufgeschlagen.“
 Ein Vogel ruft bei jedem Schritt:
 „Bringst du dein frohes Kind nicht mit?“
 Der Käfer surte aus den Schmielen:
 „Mit deinem Kinde möcht' ich spielen!“
 Und selbst die Blumen auf dem Plan,
 Sie schauten vorwurfsvoll mich an.

*) Schwiagelshohn ist ein kleiner Ort unweit Bensberg im Bezirk Düsseldorf.

Trog all der Lust und Pracht umher,
 Wie war es mir um's Herz so schwer!
 Schon pflückt' ich einen Blumenstrauch
 Und eilte rasch zur Stadt nach Haus.
 Doch still und öd' war's in den Räumen;
 Die Puppe, wie in schweren Träumen,
 Verlassen lag in dunkler Ecke;
 Es rührt der Ball sich nicht vom Flecke;
 Der Vogel in dem Käfig schaut
 Betrübt mich an; kein froher Laut
 Quillt aus der liederreichen Kehle,
 Als ob der rechte Ton ihr fehle.

Zum Vöglein sprach ich: „Kleiner Wicht,
 O sage, warum singst du nicht?“
 Da hob es an bald sanft und leise
 Zu zwitschern eine Klageweise.
 Mir war's, als wollt' der Vogel eben
 Prophetisch diese Lehre geben:

Die gold'nen Tage sorgensfrei,
 Nun sind sie für dein Kind vorbei.
 Aus seinem sel'gen Kindesstraum,
 Der sanft erblüht im Herzen kaum,
 Aus seiner Unschuld Silberdecken

Wird es die Schule lehrend wecken,
 Es seinen holden Phantasien
 Mit ihrem Witze bald entziehen.
 Der Frost des Zweifels wird ihm rauben
 Der Kindheit süßen Wunderglauben.
 Bald mit des Wissens Dämmererschein
 Die Sorge tritt ins Leben ein
 Und mahnt mit strafenden Geschichten
 An die Erfüllung strenger Pflichten.
 Dem sel'gen Eden Jahr um Jahr
 Wird mehr und mehr dein Kind enteilen,
 Und was so ganz dein eigen war,
 Nun mußt du's mit der Schule theilen.

Da, horch! — schon hör' ich ferne Tritte,
 Und näher kommen schnelle Schritte;
 Die Thür geht auf: „Grüß' Gott, Papa!“
 Mein herzig Kind ist wieder da!
 Als brächt's ein Engel mir hernieder,
 Froh schließ ich's in die Arme wieder.
 Hei, wie der Ball durch's Zimmer springt!
 Die Puppe lacht, der Vogel singt,
 Durch's Fenster strahlt der Sonnenschein:
 Und sieh', mein Kind ist wieder mein!

Hoffmann von Fallersleben.

An der See.



1.

Wellen kommen, Wellen scheiden,
 Und sie ruh'n und weilen nie; —
 Unsre Freuden, unsre Leiden
 Flieh'n und kommen auch wie sie.

Nur der blaue Himmel lächelt
 Seine süße Ruh' uns zu,
 Flüsternd nur ein Lüftchen fächelt:
 Liebes Herz, sei still auch du.

Alles, was dir einst gelungen,
 Kehrt so nimmermehr zurück:
 Ach! nur in Erinnerungen
 Lebt allein dein schönstes Glück.

2.

So möcht' ich unter diesen Bäumen
 Und unter diesem Himmelszelt,
 So möcht' ich weilen, ruh'n und träumen
 Von meiner alten lieben Welt!

Ich würde singen meine Lieder,
 Des Lebens süße Melodei'n,
 Ich würde haben Alles wieder,
 Ich würde wieder glücklich sein.

O laßt mich unter diesen Bäumen
 Und unter diesem Himmelszelt,
 O laßt mich weilen, ruh'n und träumen
 So lange, bis es Gott gefällt.

3.

Ein jeder Halm im Morgenwinde,
Er winket dir: o traure nicht!
Ein jedes Blättchen an der Linde,
Es säuselt dir: o traure nicht!

Ein jedes Blümchen auf der Haide,
Es flüstert dir: o traure nicht!
Die Ros' in ihrem schönen Kleide,
Auch sie ruft dir: o traure nicht!

Was alles grünt und blüht hienieden,
Es hat ein Recht, daß es so spricht:
Die Freude ward auch dir beschieden,
Sei froh auch du und — traure nicht!

4.

Die Sonn' in ihrer Strahlenglut
Sinkt endlich auch hinab:
Die See, worauf sie wohlgemuth
Gespielt hat, wird ihr Grab.

Und so vergeht das Leben auch
Mit aller seiner Pracht:
Ein Hauch nur noch, ein letzter Hauch —
Und um uns wird es Nacht.

5.

Die Möwe wiegt sich in der frischen Luft,
Der Seehund sonnt sich auf dem Felsgestein,
Die Bienen summen in dem Blüthendüft,
Die Mücken spielen froh im Sonnenschein.

Und jedes lebt und jedes freuet sich,
Und ihm gehört so ganz der Augenblick.
Und wessen, o mein Herz, erfreu'st du dich?
Wann ist so ungetrübt je dein Geschick?

Im ew'gen Wechsel zwischen Freud und Leid
Lebst du und bist vor jeder Zukunft bang;
Zu kurz war nur dein Lenz der Fröhlichkeit,
Du hoffst und sehnest dich dein Leben lang.

Sei still, sei still, du liebes gutes Herz!
Verlorst du viel, so blieb noch Manches dein:
Du kannst den Andern Trost in ihrem Schmerz
Und die Genossin ihrer Freude sein.

6.

Liebe himmelblaue See,
Gern will ich dein gedenken.
Mir war's, als könnt' ich all mein Weh
Und Leid in dich versenken.

Als hört' ich aus der Tief' hinfort
Der Liebe Stimmen klingen
Und Antwort mir auf jedes Wort
Und süßen Trost mir bringen.

Hab' Dank drum, liebe See, auch du!
Beruhigt kann ich gehen,
Und jeder Welle ruf' ich zu:
Ade, auf Wiedersehen!

Im Flachlande.

1.

Wird trauriger auch die Natur,
Einsamer auch die Einsamkeit,
Ein Etwas lebt in Wald und Flur,
Das uns erfreuet allezeit.

Zur Heimat wird die Fremde bald,
Vom Morgenjonnensstrahl erhellt,
Zum lieben Freunde wird der Wald,
Zum Mitgefährten wird das Feld.

Wie freundlich grüßt das Tröpfchen Thau,
Wie lacht das Blumenaug' uns an!
Wie freut sich Alles in der Au,
Was singen, hüpfen, springen kann!

O laß dies Etwas dein auch sein
Und danke Gott, der dir's verlieh,

Dann bist du nirgend mehr allein
Und fühlst dich verlassen nie.

2.

Der Wiese weiße Nebel steigen,
Die Sonne sinkt in Purpurglut
Und kühle Luft spielt in den Zweigen,
Der Tag mit seiner Arbeit ruht.

Nur in dem Hause waltet Leben,
Da sitzt man um den runden Tisch,
Genießet froh, was Gott gegeben,
Und plaudert traulich, frei und frisch.

So rinnen hier auch hin die Stunden —
Verzagen soll kein Menschenherz,
Wenn es ein andres Herz gefunden
Für seine Freude, seinen Schmerz.

3.

Wie doch vor meinen Blicken lag
Im Sonnenglanze Wald und Flur!
Es war ein schöner Sommertag,
Und heut' ist Alles Nebel nur.

So lag die schöne Welt enthüllt
Mir einst im hellen Sonnenschein,
Ein jeder Wunsch war mir erfüllt
Und jede Freude nannt' ich mein.

Wie war ich glücklich, war ich jung!
Ich kannte kaum noch Schmerz und Leid;
Jetzt hab' ich nur Erinnerung,
Mein Schönstes ist Vergangenheit.

4.

Wenn die Blumen alle welken,
Wenn verschwindet alles Grün,
Muß dir Eine Blume bleiben
Und sie wird dir freundlich blüh'n.

Und sie wird die Sommerstunden,
Die du heiter hast verbracht,
Wird dir Alles wiederbringen,
Was dir Freude hat gemacht.

Ja, das ist die Hoffnungsblume!
Pflege sie mit frohem Sinn,
Dann geht dir der trübe Winter
Wie ein heit'rer Frühling hin.

Sermann Lingg.

Nocturnen.

Wind' ich euch, ihr Stunden, wieder,
Stunden tiefer Mitternacht!
Steigt ihr wieder zu mir nieder
Aus der hellen Sternenpracht!

Lang war't ihr mir fremd geblieben,
Und nun sprecht ihr wieder traut
Von vergang'nem Leid und Lieben
Mit dem alten Blick und Laut.

Eures Himmels dunkle Tiefen
Schaun ich wieder, jene Welt,
Die mir oft die Hieroglyphen
Meines Daseins aufgeheilt.

Grund gab euer ernstes Schweigen
Für des Lebens Räthsel an
Und mit stillem Fingerzeigen
Wies't ihr mir die rechte Bahn.

Oft hab' ich nach euch geschmachtet
Und auf Felsenhö'n gelehnt,
Euer Nahen still betrachtet,
Tags mich oft nach euch gesehnt.

Nun ich eurem Zauberwalten
Wieder hingegeben bin,
Seh' ich viel sich neu gestalten,
Was mir schon verloren schien.

Hoffnung hebt den Muth ihr wieder,
Luft dem Leben neu entfacht,
Genien meiner ersten Lieder,
Stunden in der Mitternacht!

Wenn Hesperus mit seinen hellen Gluthen
Im Süden über Berghö'n flammt und theilt
Mit einem lichten Streif die dunklen Fluthen,
Wie glücklich dünkt mir dann, was hier verweilt,
An diesem See, und lauscht dem Wellenschlage
Der Friedensstille nach vollbrachtem Tage!

In Mittagsländern kaum, am Meerestade
Mag reizender als hier die Nacht verglüh'n,
Doch Wen'gen nur vergönnt des Himmels Gnade
Auch auszuruh'n hier nach des Lebens Müh'n,
Und wenn des Herzens Stürme nicht mehr wehen,
Des Lebens Flamme still verglimmen sehen.

Sommer, schwermüthiger Liebe Vertrauter,
Wo durch die Schatten dein Sternlicht geblinzt,
Weht nun der Morgen, ein Thränenbethauter,
Nacht und das holde Vergessen versinkt!

Ausgelöscht ist die zerstörende Lohe,
Die wie ein siegender Dämon gesammt,
Todt ist die Liebe, die freventlich hohe,
Dreimal von Himmel und Erde verdammt.

Rosen verblühet! ihr konntet gefallen,
Weil ihr der Angebeteten glüht,
Zärtliche Klagen, ihr mögt nun verhallen,
Selbst zu verstummen gebietet die Pflicht.

Wallet hinunter, verlorene Wogen,
Laßt mich verstummen und laßt mich allein!
Täuschung und Wünsche sind alle verflogen,
Steinern nur will ich und einsam sein.

Frühe, wenn der Tag erwacht,
Als die ersterhellten wieder
Aus dem Schooß der Nacht
Schaun' die Berghöh'n nieder,
Und noch flammt um sie das Licht,
Wenn in Nacht die Thäler sanken:
Rein, ihr endet nicht,
Liebende Gedanken!

J. A. Muth.

Ein Schifflein zieht zu Thale.



Ein Schifflein zieht zu Thale,
Und in der dunklen Nacht
Hab' ich vieltausendmale
An meinen Schatz gedacht.

Der Rhein, der muß wohl fließen,
Weil er viel Wellen hat;
Mein Herz, das muß dich grüßen,
Weil's dich so gerne hat.

Es steht ein Regenbogen
Weit über Land und Meer;
Und bist du fortgezogen,
Mein Schatz, auf Wiederkehr!

„Nach dem Haus schau' ich hinüber.“

Nach dem Haus schau' ich hinüber,
Sternenklar ist rings die Nacht;
Nach dem Haus schau' ich hinüber,
Deiner hab' ich heiß gedacht.

Magst nicht mehr herübersehen
Mit dem roßgen Angesicht,
In die Fremde muß ich gehen
Ohne Sonne, ohne Licht.

In die Fremde muß ich gehen,
Und den Gruf verweht der Wind,
Werd' dich nimmer wiedersehen
Süßes, heißgeliebtes Kind.

Schneeglöckchen.

Welch' liebliches Läuten!
Was läutet's so fein?
O selig Bedeuten,
Ei, Frühling soll's sein!

Und hast du im Herzen
Noch Eis und noch Schnee,
Noch Sorgen und Schmerzen,
Nur fort mit dem Weh!

Schneeglöckchen rührt helle
Die Glocken so fein —
Wie ist's denn, Gefelle,
Stimmst du nicht mit ein?

Gebirgsbach.

Frühes Bächlein, aus den Steinen
Brausend, stürzest du zu Thal,
Deine mächt'gen, deine kleinen
Wellen grüß' ich tausendmal.

Frühes Bächlein, lustig schäumend,
Voller Jubel, voller Scherz,
Sinnig, lieblich fließend, träumend,
Wahre dir das leichte Herz!

Laß die großen Ströme brausen,
Meide nicht die stolze Flut —
In der Wälder grünen Klauen
O da haust sich's gar zu gut!

Abend am Rhein.

Still Abendroth
Liegt weit und breit;
Wo ist die Noth
Zu dieser Zeit?

Leis zieht der Strom,
Der Wind kaum weht,
Es klingt vom Dom
Wie ein Gebet.

Still Abendroth
So weit, so breit;
Zu sel'gem Tod
Wär' das die Zeit.

Nachtstille.

Nun die Welt zur Ruh' gegangen,
Sind verstummet Lust und Schmerzen;
Weg die Thränen von den Wangen,
Weg die Klagen aus dem Herzen!

Nun der Erdenstun entschlummert,
Mondenschein und Engel wallen.
Allen Herzen, jedem Kummer
Süße Ruhe! Allen, Allen!

Ave Maria am Meer.

Stille die Wellen, still der Wind,
Glockengeläute fromm und lind,
Horch, wie es ruschet über's Meer:
Ave Maria hehr!

Erd' und Himmel flüstern's nach,
Leise den Sternen sagt's der Tag,
Daß sie es schimmern über's Meer:
Ave Maria hehr!

Stiller geworden ist der Schmerz,
Und aus dem Dunkel ringt das Herz,
Nachtet's auf Erden noch so sehr:
Ave Maria hehr!

Seliges Grüßen, Engelslaut,
Ave Maria, Gottesbraut!
Ruf' es, o Seele, rausch' es, o Meer:
Ave Maria hehr!

Mutterherz.

Nun will das Laub der Wind verweh'n,
Matt wird der Sonnenstrahl;
Doch wird's auch Herbst, mag Alles geh'n,
Mir blüht ein Lenz zumal.
Den bricht kein Wind, den nimmt kein Schmerz:
Es ist mein liebes Mutterherz.

Schließ' man den Englein auch die Thür
Des Paradieses zu,
Sie suchten dich, o glaub' es mir,
Geliebte Mutter du!
Ich hab' dein Herz und laß es nicht,
Bis meines einst im Tode bricht.

Wol ist dein Haar, o Mütterlein,
Schon weiß wie Winterschnee,
Doch ist dein Herz voll Rosenschein
Und ohne Dornenweh.
Was will der Herbst, der Erde Schmerz?
Mein Frühling blüht: der Mutter Herz!



Clara Nebe.

Vorüber!

Du hast in Frühlingstagen
So kindlich froh gelacht;
Willst du mir nun nicht sagen,
Was dich so traurig macht?

Du schweigst und Perlen tropfen
Dir auf die heiße Wang',
Und deine Pulse klopfen
So stürmisch und so bang.

Und ach! im Thränenschleier
Dein Blick mir still gesteht,
Daß eine Todtenfeier
Dein armes Herz begehrt.

Sternschnuppen im Herbst.

Vorüber wonnig Träumen!
Der Sommer sank in's Grab,
Das Laub fiel von den Bäumen,
Die Blüthen fielen ab.

Sie decken zart und leise
Den todten Sommer zu,
Sie rauschen süße Weise
Und singen ihn zur Ruh.

Und auf das Grab des Holden
Weint Himmels Auge sacht
Viel Thränen heiß und golden
In herbstillich öder Nacht.

Verstehst du, Herz, dies Sehnen,
Das Sommers Tod gebracht,
Und diese Strahlenthänen
Des Himmels bei der Nacht?

Ob Sturm und Wetter drohten,
Ob Stern um Stern erblich,
Sie bleiben lichte Boten
Als Himmelsgruß an dich!

Rosen im Schnee.

(Auf der Esplanade zu Mek.)

Welch' zauberische Märchenpracht:
Aus weitem Schneefeld lacht
Ein ganzes Heer von Rosen.
Ist Winter kommen vor der Zeit?
Ist Frühlingswalten weit und breit
Mit Dufte, Blüh'n und Rosen?

Ziel auf den Lenz der Flockenglanz?
Haucht auf den Schnee so duft'gen Kranz
Die Fee mit rosigem Munde?
Du heilig Silberaug' der Nacht,
Das über diesen Wundern wacht,
O melde mir die Kunde!

Doch still! Es küßt die Rosenfee
Den keuschen, blüthenweißen Schnee
Und rings erklingt's im Kreise:
Der Lenz ist's, der uns Rosen bent,
Der Winter nur hat Schnee gestreut
Auf ihre Kelche leise.

Du Menschenherz mußt nur verstehn
Mit Frühlingsrosen umzugehn,
Im Sommer sie zu hüten; —
Dann, Winter, komm getrost herbei:
Rings sprießen duftig wie im Mai
Der Rose Zauberblüthen.

Was weinst du?

Was weinst du, wenn dich die Welt verlästert
Und Stein um Stein dir wirft in's Angesicht?
Dein Herz ist wie ein tiefes, klares Wasser,
Das trübt ein Wurf aus Frevlerhänden nicht.
In Ringeln zittert nur die Fläche leise,
Doch bleibt es ja des Himmels reines Haus
Mit seinem Mondlicht, seinen Sonnenaugen,
Die, glaub' ich, lachen gar die Buben aus.
Drum fort die Thränen! Fröhlich aufgeblickt!
Und bitte Gott, daß er nichts Trüb'res schickt.

Carl Woldemar Neumann.

Trost im Frühling.

Sie trösten mich: „Der Lenz ist da
Mit all' den Wonnestunden!
Schon grünt und blüht es fern und nah,
Nun freue dich: der Lenz ist da,
Du wirst nun bald gesunden!“ —

Sein Wirken und sein Walten tönt
In's stille Krankenzimmer;
Mit Blüthen tausendfach verschönt,
Steh'n all' die Bäume, — wie verschönt
Ihr Duft mich und ihr Schimmer!

„Der Lenz ist da!“ So klingt's auch mir
Im kranken Herzen leise:
„Getrost, es naht der Lenz auch dir
Und spendet reiche Blumenzier
Zu deiner letzten Reise!“

Ertrage still den herben Schmerz
Mit freudigem Gemüthe,
Denn einst führt er dich himmelwärts,
Dann naht der Lenz und schmückt, mein Herz,
Auch dich mit mancher Blüthe!“

Die kranke Rose. —

Beh' ich dich, du kranke Rose,
Von der Sonne Gluth verbrannt,
Erdenwärts das hoffnungslose
Kranke Köpfchen schon gewandt, —

O, dann möcht' ich bitter weinen,
Weinen mit gebrochnem Muth,
Denn du gleichst so ganz der Einen,
Die mein liebstes, höchstes Gut!

Sie auch, die dereinst erglühte
In der Schönheit Reiz, wie du,
Neigt des Hauptes welke Blüthe
Sterbend nun der Erde zu!

Dem Prinzen Victor von Wied.

Das Vaterland, für das dein Herz erglühte,
Für das dein Schwert so tapfer du geschwungen,
Bis eine Kugel deine Brust durchdrungen
Und dich geraubt im Glanz der Jugendblüthe, —

Dies Vaterland, für das dein Herzblut sprühte,
Dies höchste Ziel: gottlob! nun ist's errungen,
Nachdem der Schlachtruf abermals erklungen
Und Deutschland Sieger ward durch Gottes Güte.

Es lag der Feind, gelähmt vom Wetterstreiche,
Da bot der Bayernkönig Deutschlands Krone
Dem größten Helden dar im deutschen Reiche.

Nun herrscht er kühn auf Barbarossa's Throne,
Und segnet dankbar auch dein Bild, das bleiche,
Das edle Bild von Deutschlands treu'stem Sohne!

Friedrich Oser.

Am Rhein.



at der Lenz den Sieg errungen,
Kommt in's Land er über Nacht:
Allerwärts wird ihm gesungen
Und ein neues Lied gebracht,
Aber nirgends doch so fein
Und so froh als wie am Rhein!

Mag er donnern, mag er schäumen,
Oder spiegeln Schloß und Dom,
Hügel, die sein Ufer säumen:
O! von ihm, dem schönen Strom,
Stammt des Sängers bestes Lied,
Das von Land zu Lande zieht!

Wer will jauchzen, wer will singen
Recht aus tiefstem Herzensdrang,
Und dem Volk entgegenbringen
Einen frischen, heitern Klang:
Nur am Rheine lernt er's ganz,
Nur am Rhein im Frühlingsglanz!

Drum, so lang er kommt geflossen
Und so lang der Lenz ihm blüht,
Und er selber unverdrossen
Singt sein Lied uns in's Gemüth:
Soll zum Dank und Preis dem Rhein
Und zur Ehr' gesungen sein!

Ohne Dämm'ring ging der Tag zur Raft.

Ohne Dämm'ring ging der Tag zur Raft,
Trüb und traurig, mitternächtig fast,
Wie er kam. — Und doch, verzage nicht:
Auch das tiefste Dunkel birgt ein Licht.

Trüb und traurig ging die Nacht vorbei,
Schwarz und dunkel bis zum Hahnenschrei:
Sieh! da wagt's ein Stern, ihm banget nicht,
Zeigt am Himmel sich im Dämmerlicht.

Und die Sonne flammt ob der Frühlingspracht,
Und die Aue blüht, und die Blume lacht.
O verzage nicht, o verzage nicht!
Aus dem Dunkel bricht das schönste Licht!

Ein Strahl aus dem Paradiese.

Aus dem Paradies ein Strahl,
Eh's verlor'n für immer,
Lag noch fern auf Berg und Thal
Abends, voller Schimmer.

Mit der Dämm'ring kam zurück
Er durch's Grün geflossen —
Weh', der Garten und sein Glück,
Weh! ach weh! vergeschlossen!

Nimmer kann der arme Strahl
Ruh'n in Edens Bäumen,
Mit den Brüdern allzumal
In den Wipfeln träumen!

Unstät bis zum jüngsten Tag
Iret er auf und nieder;
Nur in Kindesaugen mag
Er sich freuen wieder.

Doch wie süß er lacht vor Glück, —
Aus dem blauen Grunde
Zieht's nach Eden ihn zurück
Heut' noch jede Stunde.

Seribert Rau.

Fischers Töchterlein.



Was schauelt dort am Meeresrand
So lock auf wilder Fluth?
Gar lustig weht ein rosig Band
Von eines Mädchens Hut.

Es ist des Fischers Töchterlein,
Die schmucke braune Maid,
Die sich dort an der Möwe Schrei'n,
Am Wogeneschlag erfreut.

Die dunklen Auglein schau'n voll Lust
Des Glitzers Silberglanz;
Voll Freude pocht des Mädchens Brust
Beim lust'gen Wogentanz.

Der kräft'ge Arm das Ruder führt
Das leichte Segel lenkt,
Das, von des Windes Hauch berührt,
Sich dreht und schwillt und senkt.

Du holdes braunes Fischerkind,
Mit Sturm und Meer vertraut,
Dürst' ich dich küssen wie der Wind,
Als meines Herzens Braut!

Wie gern vertraut' mein Leben ich
Dir, auf des Schicksals Kahn;
Du führtest durch die Stürme mich
Gewiß auf sich'rer Bahn.

So ganz Natur und fester Sinn
Und Muth und Lebenslust!
O lande, holde Fischerin,
Nimm mich an deine Brust!

Das Mägdelein lacht und singt ein Lied
Von Freiheit, Lieb' und Lust;
Fort ist sie! . . . fort! . . . Der Tag verglüht . . .
Mir sprengt der Schmerz die Brust.

Aimé Reinhardt.

An eine junge Dichterin.

Der Lerche gleich, die bei der Morgenhelle
Dem schlummertrunknen Aehrenfeld entfliegt,
Und, frei aufsteigend nach des Lichtes Quelle,
Wenn rings die Flur noch tief im Schatten liegt,
Sich auf des Aethers und Gesanges Welle
In Jubeltönen auf und nieder wiegt:
So hast du jugendfrisch dich aufgeschwungen
Und deines Lebens Morgenroth besungen.

Ein Kind noch warst du, als in dich hernieder
Vom heil'gen Feuer, dir selbst unbewußt,
Der Himmelsfunken fiel, der niemals wieder
Erlöschen kann in der geweihten Brust,
Ein Kind noch, und schon gab ein Gott dir Lieder
Für deines jungen Tages Leid und Lust,
Zum Zeichen, daß ob deinem ganzen Leben
Das Schöne stets verklärend sollte schweben.

Und, treulich lauschend jedem leisen Klange,
Der deines Innern Saiten leicht bewegt,
Entströmte dir in glockenhellem Sange
So Schmerz wie Freude, die dich wahr erregt;
Nicht strebstest du, in eitlen Dichterdrange,
Nach Lauten, die noch nicht in dich gelegt:
Nur was du selbst gefühlt im Herzensgrunde,
Das floß in Liedeswellen dir vom Munde.

Wohl mag der Sang die Geister stolz erheben,
Der sturmesgleich von Männerstimme schallt;
Doch tiefer stets wird das Gemüth durchbeben
Ein Lied, das süß von Mädchenlippen hallt;
Und jenes selig ahnungsreiche Weben,
Das in der Jungfrau Seele wogt und wallt,
Zugleich, wie du, empfinden und besingen,
Heißt zweifach nach der Dichtung Krone ringen.

Drum Sorge nicht, ob voll schon in dir glühe
Der ew'ge Himmelsstrahl der Phantasie,
Ob dir in allen Knospen schon erblühe
Die holde Wunderblume Poesie;
Ahnst du denn nicht, weil schon in Jugendfrühe
So ächt dir strömt die inn're Melodie,
Daß dein Gesang, in Morgenroth begonnen,
Den schönsten Preis — die Herzen — dir gewonnen?

Emil Rittershaus.

Nur Winterszeit.

1.

Des Frühlings Schmetterlinge haben
Die flinken Flügel mir geliebt'n.
Der Sommer kam; den schönen Knaben,
Den Lenz, ich sah ihn weiter zieh'n.

Der Sommer flocht mir grüne Lauben
Von blüthevollem Rosendorn,
Dann kam der Herbst mit seinen Trauben,
Mit seiner Felber gold'nem Korn.

Und wieder schwirrt's auf weißer Schwinge
Um mich, als ob's noch Frühling sei,
Als schickte seine Schmetterlinge
Zum zweiten Mal der junge Mai!

Well sind die Rosen, dürr die Trauben,
Im Walde sind die Säger still,
Und dennoch will das Herz nicht glauben,
Daß jetzt der Winter kommen will!

Ein eis'ger Hauch umstreift die Locke,
Entblättert ächzt im Sturm der Baum,
Und dichtet da die weiße Flocke
Zum Falter um — es ist ein Traum!

Was sprach ich doch von welker Rose,
Von dürre'r Frucht und kahlem Hain!
Ich muß sie preisen, meine Loose,
Und muß dem Himmel dankbar sein!

Du liebes Weib, du Herz, voll Güte,
Du Seele, voller Sonnenlicht,
Noch prangt der Jugend Rosenblüthe
Dir maienschön im Angesicht!

Noch flammt dein Aug' in jenem Strahle,
Drin ich's vor Zeiten flammen sah,
Als ich geküßt zum ersten Male
Vom Mund dein zitternd' bräutlich' Sa!

Und, daß du frisch und jung geblieben,
Wie viel auch Sorg' und Gram vergällt,
In klarem Sinn und treuem Lieben,
Das ist mein höchstes Glück der Welt!

Dir klingt mein Lied in hellem Psalme
Zu immer neuem Lob und Preis;
Du brachtest mir des Friedens Palme
Zu Rosen und zum Myrthenreis!

Nein, daß sie kam, die Winternacht,
Es ist nicht wahr, ist Trug und Lüge!
Um meine Wangen spielen sacht
Des Frühlings milde Odemzüge.

Zwei Kinder hält mein Arm umfaßt,
Die fest an mich die Stirne schmiegen.
Wie selig ist's, solch süße Last
Am Herzen in den Schlaf zu wiegen!

Wenn sie erwachen und sie schau'n
Die schneege schmückten Tannenbäume,
Sie werden um so emsiger bau'n
Am Lustschloß ihrer Weihnachtsträume.

Was wird bescheert? Was bringt der Christ? —
Das gibt ein Munkeln und ein Fragen!
Ich aber weiß, daß reicher ist
Mein Herz als in den Maientagen.

Des Schmetterlings Flügel läßt
Von Blume nur zu Blume schweben,
Doch wer an's Herz die Kinder preßt,
Der kann im Himmel selber leben!

Der schwelgt in jener Herrlichkeit,
Die makellos und ohne Fehle,
Wenn er sich Engelschwingen leiht
Von unschuldvoller Kinderseele!

Max Schaffrath.

Frühling im Winter.

Welch' herrlicher Decembertag!
Tiefblau die Luft, die Sonne lächelt,
Und klar, vom lauen West umfächelt,
Schau'n späte Blumen aus dem Hag.

Ja, alle Zeichen deuten's an,
Daß noch ein später Lenz beginne;
Mir ist so jugendfrisch zu Sinne,
Schon fühl' ich hochbeglückt sein Nah'n.

Ist's eine Lerche, die da singt? —
Verhärtes Herz, wie magst du fragen!
Es ist dein eig'nes lautes Schlagen,
Das hell im Ohre wiederklingt.

Dir will sich alles unbewußt
Zu deiner Liebe Bild gestalten:
Bald wird der Winter strenge walten,
Und Lenz ist nur in deiner Brust.

Der erste Kuß.

Noch webt von deinen süßen Küssen
Geheime Glut um meinen Mund;
Mit immer neuen Flammengüssen
Durchlodern sie der Seele Grund.

Ich bin an allen Sinnen trunken,
Verschwunden ist mir Raum und Zeit,
Und all mein Denken ruht versunken
In einem Meer von Seligkeit.

Ach, alles Andre, was das Leben
Mir beut, wie ist es schaal und matt!
Was könnte dem Genüge geben,
Der solch' ein Glück gekostet hat!

Ein Traum.

Du meinem Todtenbett mit schwanken Schritten
Tratst du heran — ich sah's im näch't'gen Traume.
Du warst allein im matt erhellten Raume,
Ein bleiches Bild der Qual, die du gelitten.

„Zieh' bald mich nach!“ — so hört' ich leis dich bitten —
„Wer schlägt die Ranke, losgelöst vom Baume?“
Du bogst dich vor, und von der Wimpern Saume
Mild auf mein Herz viel warme Tropfen glitten.

Und wie dein Mund nun auf dem meinen ruhte
In langem Kuß, begann mein Herz zu schlagen
So ungestüm, daß ich darob erwachte.

Da war so seltsam traurig mir zu Muthe:
Mein eig'nes Leben wollt' ich schier verklagen,
Das diesen Traum zur kurzen Täuschung machte.

T r o s t.

Wenn deines ird'schen Glückes Sterne
Im Sturm des Lebens untergehn,
Dann schau empör zur Himmelsferne,
Wo jene ew'gen Sterne stehn.

Wie trüb' es in der Seele nachtet,
Ihr Licht durchdringt den dunklen Raum,
Und dein Verlust, so groß geachtet,
Dünkt bald dir nur ein schwerer Traum.

Daß hier kein Dauerndes beschieden,
Es wird dir neu und tief bewußt;
Und mild versöhnend kehrt der Frieden
Zurück in die gequälte Brust.

Die Braut.

Erbarmen, Vater! Wo Liebe gebricht,
Da blüht kein Glück. O zwing' mich nicht!

Denk' an die Geschwister, die todt schon sind.
Mein Vater, ich bin ja dein einziges Kind!

O denk' an die Mutter und was sie sprach!
Mich such' ihr Auge, bevor es brach.

Erbarme dich, Vater, und schone mein!
Ich will dir in Allem ergeben sein."

Sie liegt ihm zu Füßen, sie faßt ihm die Hand;
Er steht erschüttert und abgewandt.

Dech rasch gewinnt er die Fassung zurück:
„Ich weiß, was dir frommt zum wahren Glück.

Die Lieb' ist ein kindischer, thöricht' Traum;
Vor der Sorge zerrinnt sie wie leichter Schaum.

Und ist er nicht jung, so ist er doch reich;
Manch anderes Mädchen entschloße sich gleich.

Ich will — du mußt! drum sträube dich nicht;
Gehorsam ist heiligste Kindespflicht." —

Es regt sich im Hause und schaff't ringsum;
Sie wannt durch die Räume bleich und stumm.

Bald wird sie festlich geschmückt als Braut:
Sie läßt es geschehen ohn' einen Laut.

Im weißen Kleide, den Kranz im Haar,
So wird sie geleitet zum Traualtar.

Der Bräutigam schaut so siegreich d'rein;
Noch wenig Minuten, dann ist sie sein.

Schon fügt er dem Finger der Treue Pfand:
Wie beb't sie, wie zittert die kleine Hand!

Und bei dem Segen aus Priesters Mund
Da bricht sie zusammen und schlägt den Grund.

Man hebt sie vom Boden und trägt sie hinaus;
Die Gäste verlassen das trauernde Haus.

Und todtensstill wird's ringsumher;
Die Stunden schleichen so bang und schwer.

Beim einzigen Kind in tiefer Nacht
Der Vater in düstern Sinnen wacht.

Schon dämmert leise der Morgen herauf,
Da schlägt sie langsam die Augen auf.

Sie hebt sich empor, in die Kissen gestemmt,
Und lächelt so seltsam und blickt so fremd.

„Horch, Geigenschwirren und Hörnerklang!
Mein Bräutigam, wie säumst du lang!

Rasch fügt euch zu Paaren und ordnet den Tanz!
Ich schwebte voran im schimmernden Kranz.

Mein Vater, was stehst du so traurig allein?
Dort tritt ja die Mutter zur Thür herein."

Sie blickt so ernst, sie winkt mit der Hand;
Es wallt auf die Füße das lange Gewand.

„Komm, küsse mich, Mutter! o komm geschwind!
Gelt, Vater, ich war ein gehorjames Kind!

Wie eisig dein Odem, wie kalt dein Mund!
Es durchschauert mich tief bis in Herzensgrund.

O Mutter, wie hältst du mich fest umspannt!
Du knitterst die Schleifen am Brautgewand.

O Mutter, wie hältst du mich fest umstrickt!
Du hast mir die Hof' an der Brust geknickt.

O laß — nein, schließe mich fester an's Herz!
Dich mißt' ich so lange mit stillem Schmerz.

Nun wird mir so leicht, so selig zu Muth —
O Mutter, wie bist du lieb und gut!

O Mutter!" — Sie sinkt in die Kissen zurück,
Ein mildes Lächeln im brechenden Blick.

Gelöst ist die Fessel, vorüber die Noth!
Schon steigt am Himmel das Morgenroth.

Durch's Fenster dringt ein Strahl herein
Und haucht auf die Wange Verklärungsschein.

Ein Schreinergefell.

Er athmet schwer, er athmet schnell
Beim leichten Werk, der junge Gefell.

Er schaut so krank, er ist so blaß;
Oft wird ihm das Auge von Thränen naß.

Still wischt er sie fort und senkt das Gesicht;
Die rohen Gefährten gewahren's nicht.

Was macht ihn so traurig und feuchtet den Blick?
Hat ihn selber betroffen das harte Geschick?

Nein, die dort liegt im Todtenhemd,
Das junge Mädchen — sie ist ihm fremd.

Es feucht ihm der Athem in der Brust;
Sein eigenes Loos ist ihm klar bewußt.

Er glättet so sorgsam den Todtenschrein —
Ach, bald wohl legt man ihn selbst hinein!

Verlassen und krank, die Eltern todt —
So muß er sich mühen um dürftiges Brod.

Den Boden füllt er mit Spänen aus —
So ruht sie sanfter im engen Haus. —

Und kann er nicht mehr, und wenn er sich legt:
Wo ist die Hand, die ihn liebeich pflegt? —

Nun liegt sie im Sarge, das Werk ist gethan;
Mit tiefer Wehmuth schaut er sie an.

Und wie er die Schrauben des Deckels dreht,
Quillt heiß aus dem Herzen ein stummes Gebet.

Die Träger nah'n; er wankt nach Haus.
Dort sitzt er einsam und weint sich aus.

Pauline Schanz.

Ludwig der Springer.

Auf schwindelnder Höh', über Feld und Forst,
Hängt dräuend und schwarz, wie des Adlers Horst,
Die Feste über der Saale.
Hoch oben, umbraut von Wetter und Sturm,
Blickt Jahr auf Jahr vom hohen Thurm
Der Landgraf Ludwig zu Thale.

„Gegessen hab' ich dein Kerkerbrod,
Verschmachtet bin ich in müßiger Noth,
So läßt du mich, Kaiser, verderben!
Und eh' ich vergeh' und verdorre hier,
In die Schranken ruf' ich das Schicksal mir
Zum Kampf auf Leben und Sterben!

Und hab' ich gesündigt, so büßt' ich danach,
Und was ich aus glühender Liebe verbrach,
Bezahlt' ich mit glühender Reue.
Die Flucht ist bereitet, schon harret mein Genos,
Dort wiegt sich mein Rachen, dort stampfet mein Roß,
So grüß' ich dich, Leben, auf's Neue!

Gegrüßet, du Sonne, du blühende Welt,
Gegrüßet, du leuchtendes Himmelszelt,
Du duftige, goldene Ferne!
Du Schönste von Allen, sei dreimal gegrüßt,
Für die ich gesündigt, für die ich gebüßt!
Gegrüßet, du Stern aller Sterne!“ —

Ein Satz und ein Mirren, ein zitternder Schrei —
Da steht auf dem Felsen er kühn und frei,
Ansehend zu rasendem Springen.
Noch ein Blick, der schauernd die Tiefe durchsirt,
Schon fliegt er, vom flatternden Mantel umschwirrt,
Als trügen ihn riesige Schwingen.

Und wie in die Falten sich bauschte der Wind,
Da trug er, o Wunder, ihn leicht und gelind
Hinab in die schäumenden Wellen.
Er springt in den Rachen, er schwingt sich auf's Roß —
Nach stürmt von der Feste der Wächter Troß
Und schmetternde Hörner gellen.

Doch der Landgraf, kein Reiter mehr holt ihn ein,
Fort saust er, gerettet, in's Leben hinein
Und jauchzt in die leuchtende Ferne:
„Für die ich gesündigt, für die ich gebüßt,
O schönste der Frauen, o sei mir gegrüßt,
Gegrüßet du Stern aller Sterne!“

Tropfen und Thränen.

Sprach der Tropfen und senkte sich leis,
Leise herab auf die Felsenstirn,
Sprach: ich dringe dereinst, ich weiß,
Dringe noch tief in dein steinern Gehirn.

Die erste Thräne zum Kinde sprach,
Die es lächelnd vom Auge sich strich,
Sprach: ich bohre doch nach und nach
In deine glückliche Seele mich.

Rief der Felsen und rief das Kind,
Lustig schüttelnd die Tröpfchen fort:
Was das für thörichte Dinglein sind! —
Tropfen und Thräne hielten Wort.

Wie tief grub sich im Laufe der Zeit
Ins Gestein des Tropfens Macht!
Frag' nicht, was der Thräne Beharrlichkeit
Aus dem glücklichen Kinde gemacht.

Ernst Scherenberg.

Müde Augen.



Müde Augen, oft getäuschte,
Warum öffnet ihr die Lider?
Warum hebt die trüben Blicke
Hoffend ihr noch einmal wieder? —

Wie von himmlischer Erscheinung
Drang in euer nächtig Dunkel
Plötzlich, wunderbar belebend,
Neuer Liebe Sterngefunkel.

Doch zu spät kommt dieses Glänzen,
Nicht mehr könnt ihr es ertragen;
Keinen Frühling mehr erweckt er,
Wie vor Zeit in jungen Tagen.

Nur die letzten welken Blätter
Sengt er von dem Baum des Lebens,
Und verdorrt an seinen Nisten
Letzte Früchte einst'gen Strebens.

Müde Augen, warum schloßet
Ihr euch auf zu neuen Qualen?
Warum schlürft so todesdurstig
Ihr das Gift der Liebesstrahlen? —

Müde Augen, nun so trinkt euch
Vollends blind am süßen Schimmer!
Und wenn ihr genug getrunken,
Schließet, schließet euch für immer!

Im Rheingau.

Obwar auch bei uns im Nord, dem scheinbar kühlen,
Kann man die Adern deutschen Lebens fühlen —
Doch nur am Rhein bei gold'nem Sonnentag
Pulst uns'res Deutschlands wärmster Herzensschlag.

Max Schierbach.

Den Vergessenen.

Geister der Vorzeit,
Schattengestalten,
in nächt'gen Träumen
schwebt ihr oftmals
stumm und klagend
um mich her
in flatternden Gewändern,
in eherner Rüstung:
so wie einst
um die Opfergrube
des Laertiaden
Helden sich drängten.
Ha, wenn vom heißen,
lebendigen Blute
die Todten getrunken,
dann färbt sich die bleiche,
die zuckende Lippe;
von der hohen Stirne
leuchtet auf's Neu
der Blutgedanke,
der einst sie besetzte,
lodernd empor:
ein nächtlicher Blitzstrahl.
Unheimlich funkeln
die stieren Augen
und sie beginnen
in fremden Zungen
verklungene Kunde.
Ja, ich verstehe
das uralte ewige
wilde Klaglied!
Ihr habt gestrebt, gelitten, gekämpft,
in allen Zeiten, in allen Zonen;
auf deiner Stirne drückte
die goldene Krone;
für des Volkes Freiheit
züchtest du
das funkelnde Schwert.

Vergessen, verschollen!
Wo sind die Rollen
voll tiefer Weisheit,
die du in stillen
monddurchschienenen
Nächten erdacht —
wo sind sie, Alter?
Wo sind die leichten,
losenden Lieder,
herrlicher Jüngling? —
Die Jungfrauen tauschten
leuchtenden Blickes
dem göttlichen Wohlklang —
wo sind sie, Sänger?
Vergessen, verschollen!
Tyrann und Befreier,
Denker und Dichter,
und die Völker all,
um die ihr euch mühtet;
hinabgetaumelt
in den dunkellassenden
Abgrund seid ihr,
und Geschlechter taumelten nach,
und mit dumpfaufrauschender Blut
stürzte darüber
ein Meer von Vergessenheit.
Fremd sind die Namen,
die ihr mir nennt,
und wenn ich erwache
müh' ich umsonst mich,
sie wieder zu finden.
Stehend blickt ihr mich an:
erlöf' uns, erlöf' uns
mit dem Sängermund,
verkünd' uns wieder;
die Seelenlosen
beseele du neu!

Denn es quält die Todten,
wenn die Lebendigen
ihrer nicht denken!
Ich kann euch nicht retten
und mich nicht retten,
ob ihr die Hände
bittend emporstreckt;
denn euer Loos ist
das Loos der Menschheit.
Und es kommt der Tag einst:
durch den Weltraum sausen
empört die Sterne,
und, wie des Meeres
brandende Wogen,
aneinander prallend,
zerschellen die Sterne;
neue Welten
tauchen wie Inseln
im Aether empor,
und neue Geschlechter
erblühen auf ihnen.
Das ist der Schöpfung
ewiger Kreislauf
und ihr ändert ihn nicht,
ihr Namenlosen!
Ihr habt euch des Augenblicks
einstens erfreut,
und der Becher, der euren
Händen entsinken,
nun ruht er in meinen
und bald in andern;
ewig wechselnd.
Verschwindet, ihr Schatten,
ich weiß kein Lied euch
und euren Fluch,
ich kann ihn nicht lösen;
Vergessen, verschollen!

Zum Geburtstage.

Als du ein Kind noch warst, da faltete
die Mutter dir die Händchen zum Gebet
des Abends, wenn sie dich zur Ruhe legte.
Der Kerze Licht zog um dein blondes Haupt
und spielte dir auf Wimper und auf Mund,
und leise flehdest du, wie man dich's lehrte,
mit kindlichem Vertrauen zum „lieben Gott.“
Du danktest oder batest, wie es kam;

doch danktest mehr du, als du batest; denn
du hattest ja, was Alles ist, die Liebe!
Ich seh dich lächeln, seh die Mutter auch,
wie sie dich küßt, wie aus dem feuchten Auge
ein stummes Dankgebet zum Himmel glänzt
für jenen Tag, der dich ihr einst geschenkt —
ich seh's: im Geiste knie' ich neben ihr!

O nimm von Allen, was die Erde birgt,
das Kostlichste, und häuf' es hoch empor,
rothglüh'ndes Gold und blickende Juwelen,
und nimm der reinsten Perle reinsten Strahl
und schaue dann den Strahl des Mutterauges,
den Einen Strahl voll abgrundtiefer Liebe —
verblaffen wird der irdisch eitle Tand

vor dieser höchsten Offenbarung Gottes!
O schmähe diese schöne Erde nicht,
die einst ein Gott mit einem Lächeln schuf,
in die er lächelnd dich hineinberief,
und strebe nicht nach unbekanntem Weiten.
Im ätherblauen nicht, im sternfernen,
such' ihn in dir — du findest ihn — den Himmel



Clotilde von Schwarzkoppen.

Des alten Jägers Tod.

Er kanntet ihn in seinen guten Zeiten,
Den rüst'gen Waldmann, sah ihn manches Mal
Mit munterm Schritte das Gebirg durchschreiten
Beim Frührothschein, im Abendsonnenstrahl.

Bald sprang ihm lustig nach die flinke Meute,
Bald schritt sein Waldmann ernsthaft bei ihm her —
Ein Bierzehnder? Ha, es glückt ihm heute! —
Fest an die Wange drückt er das Gewehr.

Kein Muskel zuckt, kaum pocht's ihm in der Schläfe,
Er hält auf's Blatt. — Wenn ich einst sterben muß,
Wollt' ich, daß uns'res Herrgotts Streich mich träfe
Wie jenen Hirsch des Jägers sich'rer Schuß!

Doch er ward krank und siech. — Es war gestanden
In uns'res Königs Jagdrevier sein Haus,
So schaut' er noch den Wald; die Kräfte schwanden,
Still hielt sein treuer Waldmann bei ihm aus.

Wohl packt's die Beiden, sah'n nach edlem Hirsche
Den stolzen Zug sie da vorübergehn,
Im Geiste fuhr der Alte mit zur Pirsche —
Ein traurig Bild war's, ihn im Lehnstuhl sehn.

Ich seh' ihn noch, wie er sein Käppchen rührte,
Auf seine Schwelle trat manch' hoher Gast;
Die Herr'n und Prinzen, die zur Jagd er führte,
Die hielten gern beim kranken Jäger Raft.

Es freut' ihn wohl, doch kommt's ihn nicht befreien,
Halali war er, — leugnen hieße Spott —
Der Gnaden viele können Fürsten leihen,
Der Gnaden letzte kommt allein von Gott.

Sie kam; — zu einer Zeit, wo es im Walde
Am schönsten ist, wo laut die Hirsche schrein,
Das Laub sich färbt und lustig durch die Halde
Der Herbstwind streicht, da schlief der Alte ein.

Begrabt ihn still und eine junge Eiche
Pflanzte auf sein Grab; vielleicht, wie tief im Traum,
Hört er sie rauschen einst, die blätterreiche,
Wenn Jahre sie erstarkt zum mächt'gen Baum.

Sie neigt sich tief herab, mit dichtem Laube
Den Hügel schirmend, sanften Friedens Bild,
In ihrem Wipfel baut die wilde Taube,
Und furchtlos durch die Zweige lugt das Wild.

F r. X a v. S e i d l.

In den Bergen.

1.
Hebt mir den Wanderstab zur Hand
Der reisenden Scholaren,
Und laßt mich in's gelobte Land,
In's Land der Berge fahren!
Schon winken aus der Ferne her
Mir ihre blauen Spitzen —
Ich will darum nicht länger mehr
Im Lärm der Städte sitzen.
So schwing' ich freudig meinen Hut
Und mach' mich auf die Reise,
Es hebt das Herz sich frohgemuth
Bei einer lust'gen Weise;
Die jubelt laut durch's weite Thal:
Seid mir gegrüßt viel tausendmal,
Ihr sonnigen blauen Berge!

Und immer weiter führt der Pfad
Durch Wälder, Au'n und Wiesen,
Bis mehr und mehr mein Fuß sich naht
Den waldbewachsenen Riesen.
Da rauscht ein heller Wasserfall
Durch Felsgestein und Schluchten,
Und blumige Matten überall,
Die Sonn' und Thau befruchten.
Dazu der frische Morgenduft,
Darin mein Herz sich badet,
Es athmet tief die süße Luft
Glücklich und begnadet,
Und jubelt laut durch's weite Thal:
Seid mir gegrüßt viel tausendmal,
Ihr sonnigen blauen Berge!

2.
Frohlicher Klang der Morgenglocken,
Wahnend weckst du vom Schlummer mich,
Sonnenschein und die Berge locken
Auf die Matten so wohniglich.

Frischer Hauch von Blumen und Halmen
Weht erquickend hernieder heut,
Rings erschallt von den fernen Almen
Weidender Heerden Glockengeläut.

Thaubefeuchtet, im Frührothglanze
Dehnen die Fluren sich allgemach,
Und der Himmel legt auf das ganze
Blühende Thal sein blaues Dach.

Nur über einzelne Bergeswipfel
Hängen noch graue Wolken herein,
Doch segnend waltet über die Gipfel
Der Friede des Herrn und der Sonnenschein.

3.
Einsam auf der Berge Spitzen
Blüh'n zwei Blumen wunderhold,
Blühen in den Felsenrinnen,
Von dem warmen Sonnengold
Aufgeweckt zu heiterm Loos:
Edelweiß und Alpenrose.

In der Berge traurem Frieden
Reifen sie, den Wolken nah,
Von den andern abgeschieden,
Blüh'n sie still und lieblich da,
Hoch am Felsen und im Moose,
Edelweiß und Alpenrose.

Wenn ich diese Blumen finde,
Schwebt ein süßes Bild vor mir:
Du mit unserm lieben Kinde,
Meines Lebens Lust und Zier;
Blühend meinem Erdenloose:
Edelweiß und Alpenrose!

Meiner Mutter.

Das war ein Tag voll Noth und Gram,
Als ich, o Mutter, Abschied nahm
Von dir für ew'ge Zeiten.
Mit deinem Auge brach mein Glück,
Zerfallen sah ich's Stück um Stück
Und fliehn nach allen Seiten.

Nun steh' ich einsam und allein,
Und nur der Nacht verborg'ner Schein
Sieht meine Thränen rinnen.
Der laute Tag ist mir verhaßt,
Es ist der Schmerz mein ew'ger Gast
Und wütht in meinen Sinnen.

Der Eine Trost noch, der mir blieb,
Ist, daß für immer deine Lieb',
Dein Segen mich umschwebet,
Und daß der Herr das Lied mir gab,
Darin hoch über Tod und Grab
Dein Angedenken lebet.

S. Steinhener.



Herbst.

in kalter Hauch durchzieht die Luft,
Der Wald will sich entfärben,
Ein Wehruf geht durch die Natur,
Ein Sterben, ein Verderben.
Wie rauscht das Laub zu deinem Fuß
Verdorrt auf Waldesbahnen,
Das ist der erste Todesgruß,
Ein ernstes Sterbemahnen.

Zugvögel ziehn im schrillen Flug
Hin über Berg und Haiden,
Das ist der Erde böser Fluch:
Ein Kommen und ein Scheiden.
Und wähest du auch vom süßen Glück
Dich lieblich auserkoren,
O wie so bald ist's deinem Blick
Verschwunden und verloren.

Bestelle schnell auch du dein Haus,
Was Dir noch ist geblieben,
O theile deine Gaben aus
Von Hoffen und von Lieben.
Noch einmal drück' an deine Brust,
Was du so bald mußt meiden,
Auch du, auch du, o Herze, mußt
Nun welken bald und scheiden.

Ohne Sorgen!

Was frag' ich nach Gestern? ich fasse das Glück,
Das heute sich gibt mir zu eigen;
Kein Sehnen verlockt mich zurück, zurück,
Ich trinl' im schwelgenden Augenblick
Den schäumenden Becher zur Reigen.

Was frag' ich nach Morgen? ich athme die Luft
In langen, erquickenden Zügen,
Ich sinke dem Lenz an die knospende Brust,
Mir ist, als wüchsen mir unbewußt
Die Schwingen zu mächtigen Flügen.

Als müßt' ich ausströmen und jubeln so laut
Die glühende Seel' im Liede;
Die Seele, die gläubig dem Lenze vertraut
Und die ihn begrüßt als jubelnde Braut,
Voll Glück, voll Lieb' und Friede.

Von blühenden Bäumen den blühenden Zweig,
Und ein Klang aus jauchzender Kehle,
Wie wird das Herz so stark und weich,
Wie ist doch die Erde so schön und reich,
Und so reich die Menschenseele.

Noch blühen die Rosen in flammender Glut,
Noch ranken die dustenden Nebel,
Vertraue dich muthig des Lebens Blut;
Was hoch, erhaben, was edel und gut,
Der Kühne darf es erstreben.

Ich lasse das Gestern, das Morgen sein,
Weil das Glück ich heute gefunden;
Ich lasse das Grämen, das Sorgen sein,
Die Zukunft, sie mag mir verborgen sein,
Heut leben die fröhlichen Stunden!

Albert Traeger.

Frühling und Altweibersommer.



Leis' die Orgel drin verhallt,
Und die Schaar der Frommen wallt
Aus dem stillen Gotteshaus
In den sonnigen Tag hinaus;
Voll und laut die Straßen sind —
Abseits durch des Kreuzgangs Bogen
Hat die Alte fortgezogen
Das geliebte Enkelkind.

An den jungen Arm gelehnt
Langsam sie die Schritte dehnt,
Auf der letzten Stufe Stein
Stemmt den treuen Stab sie ein;
Und es zuckt durch ihr Gesicht,
Wie ein fernes Wetter leuchtet,
Milder Glanz ihr Auge feuchtet,
Während sie wie träumend spricht:

„Geh' ich ihn auch nimmer lang',
Bleibt es doch mein liebster Gang,
Immer zieht es meinen Sinn
Nach der alten Kirche hin — —
War ein Sonntag, just wie heut',
Auf der Stufe blieb ich stehen,
Wagte nicht emporzusehen,
Tieferschreckt und hocherfreut.

Er auch zitternd vor mir stand,
Reichte mir des Frühlings Pfand,
Eine Rose, frisch und roth,
Sprach von Liebe bis zum Tod — —
Und die Rose blühte fort,
Nie hat mich ein Dorn gestochen,
Erst der Tod hat sie gebrochen,
Bis zum Tode hielt er Wort.

Also ruft mein Lebensglück
Diese Kirche mir zurück,
Nirgend so, wie hier allein,
Dank' ich Gott und denke sein.
Hier will sanft ich schlummern auch,
Treulich wirst mein Grab du pflegen
Und auf meinem Hügel hegen
Einen rothen Rosenstrauch.“ — —

Leise klingt der Alten Wort
In des Mädchens Herzen fort,
Auch im kindlichen Gemüth
Ist es ahnend aufgeblüht.
Durch die klare Morgenluft
Weht ein Schauer hin, ein frommer:
Frühling und Altweibersommer
Stehn verklärt im Rosenduft.

Adolf Ritter von Eschabuschnigg.

Auf Rügen.

Einsam dämmert der Wald und flüstert,
Und die hohen Buchen recken die Glieder,
Träumend im feuchten Mondenschein,
Zeugen dunkler Geschichten,
Erlebt von vergangnen edlen Geschlechtern.
Draußen rauscht das uralte Meer,
Machvoll und bleich und getränkt von Mondlicht;
An der Wiege stand's des Menschengeschlechts, —
Mit den Göttern,
Ehe Menschen und Helden kämpften,
Hielt es beratende Zwiesprach, —
Und selbst vor den Göttern noch
Rollte es machtvoll aus der Urne des Nichts.

Still und geheimnißvoll wie Runenzauber
Zittert das kühle Mondlicht
Ueber Wasser und Land;
Schimmernd schwankt das Schiff,
Die Wellen glänzen,
Und durch gewölbte Buchentronen
Fällt ein silberner Regen
In die Geheimnisse des Waldes.

Aber mitten im heiligen Haine
Liegt, makellos wie das Schild des Odin,
Die glatte, spiegelnde See; —
Keiner Mäwe Flug bewegt ihn,

Kein Lüftchen kränzelt ihn,
Nur der geheimnisreiche Vollmond
Rollt den weißen Schleier des Nebels
Ueber die Fläche.

Das Wasser, die Luft und die Buchen rauschen:
Da tritt die hohe, gewaltige Erdengöttin
Leis an's Gestad',
Wirft die weichen Gewänder ab,
Die faltigen,
Und die erden, blinkenden Glieder
Badet sie schweigend im klaren Wasser
Und im thauigen Mondenlicht.
Die Nacht flüstert, entzückt
Vom unsterblichen Anblick
Und berauscht von der Götterpracht.

Drauf entsteigt sie dem Bad,
Legt die goldnen Geschirre
Auf der weißen Kühle harrendes Paar;
Sie besteigt in siegender Hoheit
Den zweirädrigen Wagenstg,
Und lenkt sicher gewandt
Das Gespann im mitternächtlichen Umzug,
Im feierlichen, über die Insel.

Heiliges Schweigen, wo die Göttin wandelt;
In zerstreuten Klurgehöften
Liegen in tiefem Schlummer die Menschen,
Bedeutungsvolle Träume künden die Götternähe,
Und die Störche auf steilen Giebeln
Heben den Kopf vom Neste
Scheu und verwundert;
Rauschend beben rings die Frühlingsblätter,
Und selbst des Meeres Wellen
Halten erstaunt im ewigen Ringeltanz
Und strecken sich aus dem Schooß der Mutter
Neugierig und ahnungsvoll.

Einsam am Meerestad',
Wo die Hüengräber
Aus unendlichem Sande ragen,
Sigen auf den gewaltigen Hügeln,
Uralter Schlachten denkend,
Ernst und sinnend die erschlagenen Helden,
Trüben Körpers, durchsichtig grau
Wie Abendnebel.
Aber nach dem Umzug der Göttin
Wenden alle das ernste Antlig,
Und, wie selten, wunderbare Freude
Zuckt über die riesenhafte Heldenstirne,
Alter Tage Gedächtniß
Und unsterblicher Thaten Preis.

Gisbert Freiherr Vincke.

Bei Hastings.

(14. October 1066.)

Bei Hastings über dem Feld liegt Nacht,
Viel Tausend liegen in langem Schlaf,
Und Mancher verwünscht es, der noch wacht,
Daß Pfeil und Schwert nicht besser traf.

Im Herbstwind rauschet das Laub vom Baum,
Fährt prasselnd über das Todtenreich,
Und hinter dem schwarzen Waldesraum
Des Mondes Sichel erhebt sich bleich.

Zwei Mönche wandeln da stumm herbei,
Sie schau'n den Todten ins Angesicht:
König Harald's Leichnam suchen die Zwei —
Sie suchen mit Fleiß, sie finden ihn nicht.

Von Waltham kamen sie, der Abtei,
Gegründet durch König Harald's Huld:
Bestatten wollten den Herrn die Zwei,
Sie wollten lösen des Dankes Schuld. —

Langsam verrinnt die Stunde der Nacht,
Am Himmel erlischt des Mondes Licht,
Still wird und stiller das Feld der Schlacht: —
Die Mönche fanden den König nicht.

Im Osten graut's — leis weicht die Nacht,
Den Tag verkündet ein eisig Wehn,
Und wer zum Leben wieder erwacht,
Wie Schauer des Todes packt es den.

Heim wandeln die Mönche matt und schwer,
Bekümmert ob dem verlorenen Gang — —
Vom Saume des Waldes eilt daher
Ein bleiches Weib, den Höhen entlang.

Im Winde flattert das goldne Haar,
Der Blick des Auges ist stier und kalt,
Rings schweift es forschend, der Thränen bar,
Als böt' ihm die Wahlstatt Ziel und Halt.

Da plötzlich hastet des Auges Strahl,
Wo sich von Leichen der Hügel thürmt:
Hier wurde gekämpft zum letzten Mal,
Hier wurde zum letzten Mal gestürmt.

Ein gellender Schrei — zusammenbricht
Ueber den Todten das bleiche Weib:
Sie küßt ein starres Angesicht,
Sie hält umfangen des Königs Leib.

Wie traf es, daß sie den fand alsbald,
Den lange gesucht das Männerpaar? —
Sie hieß Editha Schwänenhals,
Die König Harald's Liebste war.



Heinrich Heise.

Herbststimmung.

iech', es hat in bunten Farben
Herbst den Griffel eingetaucht,
Auf den Feldern steh'n die Garben
Goldenschimmernd angehaucht.

Und das Laub der Buch' und Eiche
Färbt sich gelb und dunkelbraun,
Welch' ein Segen, welche reiche
Fülle rings auf Feld und Au'n.

O Natur, wie deckst du Allen
Sorgsam und verschwenderisch
So in Hütten wie in Hallen
Täglich liebevoll den Tisch.
Nur die leichtbeschwingten Säger
Wandern jubelnd über's Meer,
Wenn mit Frost, der arge Dränger,
Winter, stürmt von Norden her.

Horch, es rauschen rings die Wälder,
Und die Wolken wandern weit;
Geht nun schlafen, Flur und Felder,
Denn es naht die Schlummerzeit.
Kommt der Blätterfall im Walde,
Wandern Storch und Schwalben fort,
Ach, dann nah'n auch bald, ja bald
Sturm und Schnee aus kaltem Nord.

Der Tannen Sprossen blihen.

Der Tannen Sprossen blihen
Und Anemonen blihn,
Der Buchen höchste Spitzen
Bekleiden sich mit Grün.
Der Felder Blumen funkeln
In Kleidern reich und bunt,
Und golden stehn Ranunkeln
Im kühlen Wiesenrund.

Wie herrlich ist's im Freien,
Zieht in den Wald hinaus,
Tragt grünen Schmuck der Maien
Ins einsam stille Haus.
Laßt all den reichen Segen,
Der draußen keimt und glüht,
In eurer Brust sich regen,
Im innersten Gemüth.

Wie leuchtet glanzumflossen
So Flur wie Wald zumeist,
Denn heut' ward ausgegossen
Auf's All der heil'ge Geist.
Er strahlt vom Himmel nieder,
Ein Quell der reinsten Lust,
Und spiegelt treu sich wieder
In warmer Menschenbrust.

Wie eilt die Zeit der Blüthe
Gar schnell und rasch vorbei,
So tragt ihn im Gemüthe,
Den blüthenreichen Mai:
Und laßt, wenn er vergangen
Und rauhe Stürme wehn,
Sein Glühen, Blüh'n und Prangen
Im Herzen aufersteh'n.

Der Himmel wölbt, der klare.

Der Himmel wölbt, der klare,
Sich über Land und Meer,
Der Frühlingsruf der Staare
Erschallt schon weit umher.
Es kleiden sich zur Stunde
So Busch wie Sträucher grün,
Im tiefen Waldesgrunde
Die Anemonen blühn.

Die trauten Birken neigen
Sich in den Lüften klar,
Und auf den schwanken Zweigen
Wiegt sich ein Meisenpaar.
Sie picken an der Rinde:
„Gepriesen sei der Mai,
Geschwinde, kommt geschwinde
Zum Nesterbau herbei!“

Es trafen von der Reise
Die Schwalben wieder ein,
Und ziehen lust'ge Kreise
Im goldnen Sonnenschein.
Die muntern Lerchen steigen
Empor zum Himmelsblau,
Wie könnten sie wohl schweigen?
Im Lenzschmuck steht die Au!

Welch' Glühen, Blühen und Weben
Ringsum auf Feld und Flur,
Ein tausendfaches Leben
Entfaltet die Natur.
Nun sei auch guter Dinge
Das arme Menschenherz,
Und im Gesange schwinde
Der Dank sich himmelwärts.

Der Liederquell.

Finne nie den Versen nach,
Will dir kein Lied gelingen,
Die Stunde kommt, es kommt der Tag,
Dann wird die Quelle springen.
Was lang in warmer Brust geruht,
Was lang das Herz getragen,
Das springt hervor in Drang und Gluth
An sonnenhellen Tagen.

Das bahnt sich, einem Springquell gleich,
Den Weg ins Thal hinunter,
Das stimmt die Seele mild und weich,
Das stimmt das Herz dir munter:
O, harre still und andachtsvoll
Zu deinem eignen Frommen,
Der Liederfluß, der in dir schwoll,
Er wird zu Tage kommen.

Doch wenn das Herz einst kalt und leer,
Versiecht des Lebens Tropfen,
Dann wird kein frischer Springquell mehr
In deinem Herzen klopfen.
Dann wird der frische Liederquell
Aus jüngern Herzen springen,
Dann tönt von jüngern Lippen hell
Des Waldes ewig klingen.

Es wirft die Sonne ihre letzten Strahlen.

Es wirft die Sonne ihre letzten Strahlen
Wie schmelzend Gold von ferner Bergeshöh',
Und ihres Glanzes Purpurrosen malen
Durch Busch und Laub sich auf dem stillen See.

Die Weide senket ihre schwanken Zweige
Bis auf des Wassers spiegelklaren Saum,
Ein traulich Bild, als ob ihr Haupt sich neige,
Als sei versunken sie in süßem Traum.

Im Schlummer scheint selbst die Natur zu liegen,
Leis nur beweget sich des Schilfes Kranz,
Und auf der Erle schlanken Zweigen wiegen
Die Vögel sich im Abendsohnenglanz.

Nichts soll den wunderfüßen Frieden stören,
Der durch die Fluren, durch die Wälder zieht,
Drum rauschen fern am Bergeshang die Föhren
Der müden Welt ein leises Schlummerlied.

Wie Kindesaugen blicken hell die Sterne
Neugierig von des Himmels klarem Dom,
Sie bringen Grüße mir aus weiter Ferne,
Und spiegeln glitzernd sich in See und Strom.

Ich will im Gehn den Vogel nicht erschrecken,
Und lag're mich auf's weiche Grün der Flur,
Mich mag die Nacht mit ihrem Schleier decken,
Ich lausche still dem Pulsschlag der Natur.

Karl Bettel.

Minne und Sang.

(Wintertröst.)

Noch rauscht nicht zu Thale die silberne Welle;
Es springt nicht durch Weiden die lustige Quelle;
Nicht pfeifen die Finken auf prangenden Nidern,
Nicht klagen die Drosseln in weichen Liedern:
In Wald und Feld allum
Ist's winterlich und stumm.

Und dennoch, wer wollte mit schwächlichem Zagen
Besiegen sich lassen von grämlichen Tagen?
Erbliht uns ja reichlich ein Lenz im Gesange:
Die Dichtung umrauscht uns mit goldenem Klange
Und trägt uns hoch empor
Zum ew'gen Sternenchor!

Und mag auch der Winter uns mürrisch umtosen,
Es winken uns süße, lebendige Rosen!
Was sollen des eisigen Königes Fehden?
Der Minne Bereich ist uns lachendes Eden!
Es glüht uns Haupt und Brust
Von reichster Lenzeslust!

So bringet den Frauen im holdesten Kreise
Den klingenden Becher mit jubelndem Preise!
Denn sie sind berufen im Reiche des Schönen,
Den Dichter mit weibenden Händen zu krönen.
Drum Minne hoch und Sang
All unser Leben lang!

Zeit und Dichter.

Ihr seid ja tolle Trummer nur
Und arme Fieberkranke,
„Die, wirren Blickes, nicht erschau'n
„Den Stoff und seine Schranke!“
„Nur um erlog'ne Sonnen tanzt,
„Um Blumen, die nicht blühen,
„Um Sterne gaukelt der Poet,
„Die nie am Himmel glühen.
„Ein fruchtlos Müh'n ist solcher Kampf,
„Ein wahnbethörtes Ringen!
„Welch' Segen bringt der Menschheit noch
„Dies Dichten und dies Singen?“

„Ein Nichts ist alle Poesie,
„Und wie man sich's auch hehle,
„Der Dichtung Lust und Weh entkeimt
„Nur einer kranken Seele! —“

Dies sind die Worte, die ich oft
Von unsern Männern höre;
Es ist das alt-gemeine Lied,
Es heulen's tausend Chöre.

Das Ideale heißt ihr Tand,
Ihr thörichtblinde Weisen —
Ein Blutmeer und ein Aschenschutt
Wird eure Lehre preisen! — —

Die alte Sünde.

Wer hätte nicht, o nenn mir nur den Dichter,
Besungen seiner Liebsten Augenpaar?
Der heißt sie „Sterne“, jener „holde Lichter“,
Ein Andre „Diamantfeuer“ gar.

„Der Himmel selbst,“ so hör' ich einen hauchen,
„Goh all sein Blau in ihren treuen Blick.“
Der Andre glaubt in süße Nacht zu tauchen,
Beneidet Götter nicht um ihr Geschick!

Ich, weggefangen haben die Poeten
Die schönsten Bilder schon; was fang' ich an?
Ich hab' doch auch zwei Augen anzubeten
Und bin sie zu besingen nun daran.

O Muse, hilf, du treu- und vielbewährte,
Erbarm' dich meiner schlimmen Dichternoth!
Ihr Götter, weist mich auf die rechte Fährte
Und stellt mir neue Bilder zu Gebot!

Da stüßest Gros her zum Schreibtische
Und hält den Griffel mir und Arm zurück:
„Wozu,“ so zankt er, „die poet'schen Wische?
O schreibe nicht, genieße nur dein Glück!“

Ich springe schnell von meinem Sorgenstuhle
Und eile zu dem lieben Hause hin —
Da find' ich engel mild an Rad und Spuhle
Sie, meine stille Herzenskönigin.

Und statt von ihrem Augenpaar zu singen,
Saug' ich den Himmel aus demselben ein. —
Was soll ich mühsam noch nach Versen ringen,
Ich liebe nur und laß das Dichten sein.

Doch während mannhast ich den Mufen künde,
Und scheiden will von Phöbus' Angesicht,
Verfall' ich wieder in die alte Sünde
Und mache trotz des Schwures dies Gedicht.

Vor dem Kepler-Monument zu Regensburg.

Nicht wie man Todter denkt in stummer Trauer,
Doch mit der Ehrfurcht heilig-tiefem Schauer
Begrüß ich hier in stillem Ahnen,
O Kepler, deine hohen Manen.

Dem deines Aug's geweihter Blick erschaut,
Was ihm der Sternenhimmel selbst vertraute:
Du folgst durch der Nächte Schweigen
Dem blinkenden Planetenreigen.

Doch ward das Auge dienstbar schnell dem Geiste,
Und was den Sterblichen verworren kreiste,
Das bauntest du in goldne Rege
Durch ew'ge Zahlen und Gesetze.

So brauste stolz, du großer Forscherkönig,
Durch alle Welt dein Ruhm vieltausendkö nig
Und trug auf rauschendem Gesieder
Dir seine Lorbeerkrone nieder.

Und doch im Leben glänzte dir kein Friede —
Du bliebst ein tiefgequälter Prometheus!
Erst hier an dieses Stromes Berden
Ist er im Tode dir geworden.

So küßet ihr denn, seine trauten Sterne,
Aus eurer dunkeln, ungemessnen Ferne,
In nächtlichernster Weishestunde,
Sein Haupt in dieser Steinrotunde!

Uns aber mag sein Bild auf's neue mahnen,
Daß auf des Geistes reichverschlung'nen Bahnen
Wir rüstig schaffen, kämpfen, streben;
Denn nur der Kampf ist wahres Leben.

Der Regenbogen.

Ein Festspiel zu einer Vermählungsfeier

von

Adolf Ebeling.

Die Scene stellt das Ufer eines See's vor, mit ländlicher Umgebung und Zerstücht. Im Vordergrund, unter Zessen gruppiert die sieben Farben — weißgekleidete junge Mädchen mit ihren verschiedenen Abzeichen — weiter nach hinten, aber erhöht in einer Muschel sitzend, die Fee mit dem Lilienstabe, im Silberschleier. Im Hintergrunde, über dem ganzen Himmel, ein leuchtender Regenbogen. — Wenn der Vorhang aufgeht, ist die Fee allein zu sehen.



Die Fee.

u bist erstaunt, als kenntest du mich nicht,
Als hättest du mein Antlitz nie gesehn;
Und doch seit Jahren bist du mir bekannt.
Denk' an die stillen Stunden, wenn der Mond
In lauer Sommernacht mit seinem Silber
Hell auf dem Spiegel meiner Blüthen stand:
Dann gingst du oft in träumerischem Sinnen
An meinen grünen Ufern auf und ab,
Und trugst vielleicht schon damals, wenn auch schüchtern,
Ein theures Bild im jungfräulichen Herzen.
Ich lauschte still auf dem krystallinen Grunde
Und dachte freundlich an dein künftig Glück.
Auch les' ich ja in deinen lieben Zügen:
Du bist ihm hold, dem frommen Kinderglauben,
Daß eine Fee mit ihrer Macht und Milde
Gar oft das Schicksal guter Menschen lenkt;
Daß sie mit Engelsfittich schützt und schirmet,
Die hoffnungsvoll und gläubig ihr vertraun. —
So bin ich heut zu deinem Festesgruße
Den hellen Blüthen meines See's entstiegen,
Um eine Freudengabe dir zu bringen;
Doch nicht allein . . .

(die Zessen theilen sich und es erscheinen die sieben Farben)

. . . hier stehst du mein Gefolge.

Du kennst es wohl, dies schöne Farbenzeichen,
Das hier im Bild sich deinen Blicken malt,
Das, wie ein Gruß aus jenen Himmelsreichen,
Versöhnend auf die Erde niederstrahlt.
Du siehst in dieses Bogens heil'ger Sieben
Dein ganzes Leben deutungsvoll beschrieben;
Denn mit des Regenbogens Farbenflammen
Trifft Menschenschicksal wunderbar zusammen.



C. Scheuren f.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

Die erste Farbe, **Roth**, tritt vor

(mit einer Rose.)

Ich bin das Roth; du kennst die schöne Farbe
Und die Bedeutung, die sie in sich trägt.
Wohl gibt es schon ein Eden hier auf Erden,
Wo ew'ger Frühling den Gefilden lacht,
Wo selbst der Schmerz sich wehmuthsvoll verkärt,
Weil uns die Welt zum hehren Gottesempel
Voll andachtsfrommer Menschenseelen wird:
Das ist der Liebe lichtgebornes Reich!
Sieh' dich umher in Flora's duft'gem Garten:
Die schönste Blume trägt der Liebe Farbe,
Die Rose blüht ein Sinnbild ihres Ruhms.
Die bring' ich dir, und mit dem treuesten Herzen
Laß mich den Wunsch, laß mich die Hoffnung sagen,
Daß rosenroth für dich die Zukunft sei.
Noch lacht dir deines Lebens Morgenröthe
Im Rosenglanz; o möge deine Seele,
Wenn Abendröthe deinen Himmel schmückt,
In gleicher Heiterkeit nach Oben schau'n.
Dann wird es wahr, was schön der Dichter singt,
Was wie Prophetenwort die Welt durchklingt:
Was wir hienieden hoffen und erstreben,
Das ruft die Liebe freudenhell in's Leben!

(Der Chor der Farben wiederholt die beiden letzten Verse.)

Die zweite Farbe, **Orange**, tritt vor

(mit einer goldenen Blume.)

Es ruht das Gold im tiefen Vergessschooße,
In meine Farbe kleidet sich sein Glanz:
So ruht auch in der tiefen Menschenseele
Ein selt'nes Gold, es heißt Zufriedenheit.
Und wie sich auch das Schicksal dir gestaltet,
Mit diesem Golde bist du groß und reich.
Mich aber laß zu deinem heut'gen Feste
Dir eine goldne Blume freundlich reichen,
Als schönes Bild für deine künft'gen Tage.
O, möge das Geschick im reichsten Maaße
Aus seinem Segensfüllhorn goldne Gaben
Verschwenderisch auf deine Wege streu'n! —
Am Himmel prangt in ewig neuem Glanze
Das Bild des höchsten Glücks, die goldne Sonne;
Ihr klarer Spiegel ist das weite Meer,
Worin sie stolz ihr Strahlenantlitz schaut.
Doch auch die stille Perle, die bescheiden
Im Kelch der kleinsten Blume dich begrüßt,
Sie trägt der Sonne Bild in gleicher Pracht.
Dein Herz versteht die deutungsvolle Lehre:
Dem wahren Glück genügt ein reiner Spiegel,
Ob eines Meers, ob eines Tröpfchens Thau.
Und solches Glück all euren Erdentagen,
Das soll euch diese goldne Farbe sagen.

(Der Chor der Farben wiederholt die beiden letzten Verse.)

Die dritte Farbe, **Gelb**, tritt vor

(mit Kornähren.)

Bescheiden nah' ich dir in gleicher Liebe,
Mein liches Gelb grüßt dich mit schönem Sinn.
Es soll den Gottesseg'n dir verkünden,
Der treu und mild auf allem Guten ruht.
Der Sämann streut vertrauend seine Saaten,
Der Himmel schenkt den still ersehnten Segen:
Im Winde wallt und wogt das Aehrenfeld.
Dann zieht der Schnitter hin mit Sang und Klang
Und bringt die reichen Gaben fröhlich heim;
Beim heitern Erntefest vergißt er gern
Die Müh'n und Sorgen der vergangenen Zeit.
Sold' froher Sinn sei eurem Thun beschieden,
Denn was ist dieses Menschenleben anders,
Als Säen und Ernten wunderbar vereint?
Es keimt die Saat im zarten Kindesherzen,
Die später sich zur Blüthe hold entfaltet,
Bis endlich dann die Frucht zum Lohne wuflt.
So nehmt sie hin denn, diese reifen Aehren,
Sie sollen euch bedeutungsvoll verkünden:
An Saaten reich und tausendfält'ger Ernte.
Wo ihr auch wandelt auf verschlungenen Wegen
Er sei mit euch, der wahre Gottesseg'n.

(Der Chor der Farben wiederholt die beiden letzten Verse.)

Die vierte Farbe, **Grün**, tritt vor

(mit dem Myrthenkranz.)

Der Lenz erscheint und mit ihm neues Leben,
So hoffnungsreich, daß jedes Auge lacht.
Im Frühlingsgrün erglänzen rings die Blumen
Und Waldgesang verkündet Freud' und Lust;
Ein Maienathem zieht durch alle Lande,
Und jede Nacht bringt immer reichern Glanz.
Doch wenig gilt dir heut' der Blüthenschimmer,
Mit dem der Frühlingsengel uns beschenkt,
Weil heute dir ein schön'rer Schmuck gebührt.
Dies Myrthenreis, von treuer Hand gepflückt,
Von treuer Hand zur Krone dir gewunden,
Bereint für dich des Frühlings ganze Pracht.
Es wird der Kranz in seiner Festbedeutung
Zum Fürstendiadem für jedes Haupt,
So auch für deins! O gönne mir die Freude,
Dir diesen heilig-schönen Schmuck zu bringen,
Der jeden andern leuchtend überstrahlt.
Doch nun genug. Das Herz will überfließen,
Und mir bleibt nur die seligstille Thräne,
Wenn ich es ganz durchsinne, ganz durchdenke,
Was alles ich mit diesem Kranz gebracht.
Denn tausend Freuden, die der Zukunft blühen,
Verkündet dieser Myrthe Hoffnungsgrün!

(Der Chor der Farben wiederholt die beiden letzten Verse.)

Die fünfte Farbe, **Hellblau**, tritt vor
(mit Vergißmeinnicht)

Wo der erhabene Gruß noch kaum verklungen,
Der mit der Myrthenkrone euch gebracht,
Da steh' ich schüchtern, ob auch eure Herzen
Noch meiner Farbe Spruch und Gabe hold.
Und doch, ich weiß, ihr habt noch stets mit Freuden
Das lichte Blau gesegnet und begrüßt;
Und gleich dem wolkenlosen, blauen Aether,
Der einen hellen Sommertag verkündet,
Und wie ein Freudenzelt dort oben prangt,
So sei auch euch bis in die fernsten Zeiten
Das Himmelblau des heitern Tags beschieden.
An klarer Waldesquelle blüht verborgen,
Der stillen Tugend gleich, ein Frühlingskind,
Das oft die Hand der Liebe schon gepflückt,
Als Angedenken schön verlebter Stunden.
Und diese Blumen laß mich heut dir bringen,
Sie schau'n mit treuen Augen zu dir auf
Und bitten dich, in unser Aller Namen,
Du wollest ein Gedächtniß dir bewahren
Für deines Lebens hellsten Freudentag.
Und jenes Wort, das leis die Blume spricht,
Wir rufen's laut dir zu: Vergiß uns nicht!

(Der Chor der Farben wiederholt die beiden letzten Verse.)

Die sechste Farbe, **Dunkelblau**, tritt vor
(mit Genzianen.)

Auch mir ward Blau, jedoch in tieferm Glanze,
Und sinnig soll die Farbe dir erklären
Und diese Blumen sollen dir's verkünden:
Die tief're Treue wird zum Himmelsglauben,
Der ewig noch den Jüngenden gestärkt.
Der Schiffer steuert kühn auf hoher See,
Doch ob auch rings die Wogen ihn umtoben,
Und ob auch rings die Stürme schrecklich dräu'n,
Vertrauensvoll lenkt er die schwache Barke,
Er achtet nicht der Klippen, nicht der Brandung,
Denn schon von fern winkt ihm ein tröstend Licht.
Er läßt die Freudenwimpel hoffend wehn
Und grüßt die Seinen bald im sichern Port.
Von wannen ward ihm diese Kraft der Seele,
Wenn nicht der feste Glaube dies gethan?
Der Glaube, daß ein liebend Vaterange
Allüberall für seine Kinder wacht.
So soll auch euch, wenn auf dem Oceane
Des vielgestaltig-vielbewegten Lebens
Das Schiffelein ängstlich hin und wieder schwankt,
Der Glaub' ein Compas sein, der wandellos
Den sichern Hasen euren Blicken zeigt,
Der Glaub' ein Anker sein, der felsenfest
Gleich einem Stern am Firmament euch hält.
O schöne Lösung für das Erdenleben:
Im Glauben sich gen Himmel zu erheben!

(Der Chor der Farben wiederholt die beiden letzten Verse.)

Die siebente Farbe, **Violett**, tritt vor
(ohne Blume.)

Ich nahe dir zuletzt, in dunkler Farbe,
Ich bin der Schmerz; o zürne nicht dem Wort,
Das dich an Trauer und an Trübsal mahnt.
Wie auch die heitre Freude dich umlächelt
Und deinen Blicken Alles rosig malt,
Es hat der Schmerz sein unerbittlich Recht.
Sieh, selbst der farbenhelle Regenbogen,
Der jedes Herz erheitert und erfreut,
Er malt sich nur auf trauerdunkeln Wollen,
Wenn wilder Sturm das lichte Blau verjagt.
Und wie die Blumenflur am hellsten schimmert,
Wenn ein Gewitter segnend sich entladen,
So wird das Menschenherz gestärkt, geläutert,
Wenn das Geschick die dunkle Stunde bringt.
Wohl schmerzt es mich, wo meine Schwestern alle
Dir frohen Sinnes Gruß und Gaben brachten,
Wehmüthig ohne beides dir zu nah;
Und doch — auch für den Schmerz erblüht die Blume:
Die Thräne, die, von Oben uns gesendet,
Ein Himmelsbalsam für die Erdenwunde,
Und das Gebet, das still die frommen Engel
An Gottes heil'gem Throne niederschreiben,
Der auch das letzte seiner Kinder hört.
Drum laß mich meiner ernstest Sendung folgen
Und dir von Neuem meine Farbe zeigen;
Denn was an Glück das Schicksal uns gewährt,
Wird durch den Schmerz bedeutungsvoll verklärt!
(Der Chor der Farben wiederholt die beiden letzten Verse.)

Die Sec.

Nun laßt uns scheiden. — Was euch diese Farben
Auf mein Gebot verheißen und verkündet,
Das möge schön und herrlich sich erfüllen.
Ihr seht den Regenbogen leicht entstehen
Und leicht nach kurzem Sonnengruß entschwinden,
Doch lebt sein Bild in jeder Menschenbrust.
So geb' ich euch in dieser großen Stunde,
Von meines Geistes Seherblick erhoben,
Dies Friedenszeichen segnend zum Geschenk:
Es soll zur lichten Strahlentrone werden,
Und mit dem hellsten, reinsten Freundenshimmel
An eurem Lebenshimmel glänzend stehn!

(Die Scene ist mit rothem Lichte beleuchtet.)

Die Liebe streue Rosen euren Wegen,
Das goldne Glück sei huldvoll euch geneigt,
Euch zum Geleite stets der Gottessegnen,
Der euch der Hoffnung sel'ge Bilder zeigt.
Hoch über euch die lichte Himmelsbläue,
Im Herzen tief die reine Glaubensstreue,
Dann wird selbst Schmerz das Leben euch verschönen,
Euch mit der reichsten Engelspalme krönen!

PRIMULA VERIS.

Novelle von

Ernst Lingen.

Wir auch im Herzen Schönert denn alle
Blüthe vor Zeiten, Blumen der Liebe:
Primula veris!

Diesen Vers Lenau's citirend, blieb mein Freund stehen und deutete mit der Hand auf die lieblichen weißen Glöckchen, die sich, vom Strahl der warmen Märzsonne gelockt, vor uns da aus dem Boden dem Licht entgegendrängten. Ich sah ihn erstaunt an. Ob die kleine Blume Erinnerungen in seiner Seele weckte?

Wir hatten uns in langen Jahren nicht gesehen. Seit der Studentenzeit nicht mehr. Damals reichten wir uns die Hand zum Abschied auf der Terrasse des Heidelberger Schlosses. Zu unsern Füßen lag die Stadt, die wir so oft mitssammen durchwandert, glänzte der Fluß, über den in weiten Bogen die Brücke sich spannt, und darüber hinaus lockte die Bergstraße in die Ferne. Wie die sinkende Sonne dies herrliche Panorama noch vergoldete! Wir konnten den Blick nicht abwenden, war es doch das letzte Mal, daß er darauf ruhen sollte! Ja — damals! Wie rasch klopften die Pulse, wie heiß rollte das Blut durch die Adern, was träumten und versprachen wir uns von der Zukunft, was gelobten und schwuren wir für sie zu erstreben — in das Rad des Weltgeschicks einzugreifen, dünkte dem verwegenen Muth nicht unmöglich. Wie die alten Rittergestalten da droben auf der gewaltigen Ruine hoch und frei, vom Abendgold umflossen, in der reinen Luft standen, so fühlten auch wir uns mit unsern Gedanken und Planen erhaben über dem Getriebe und Gewoge des Alltagslebens, das sich unten zu unsern Füßen in gewohntem Gange fortbewegte.

Wie solche Stunden reinen Genusses, edler Begeisterung unverlöschlich in der Seele stehen! Noch hätte ich es malen können, das schöne Bild mit allem Reiz der Natur, mit all der vollen frischen Thätigkeit, die es belebte. Die gepugten Damen, die loguettirenden Herren und die flotten Burche, die kleinen Mädchen mit dem Federball und die Buben da unten am Neckar, die unermülich die stets leer heraufkommende Angel von neuem in den Fluß warfen, und wie sich in ungebändigtem Muthwillen die Hunde über den

Rasen tummelten. Und doch lagen sechszehn Jahre dazwischen und was hatte die Zeit aus den feurigen, hochstrebenden Jünglingen gemacht, die sich damals beim Abschied ewige Freundschaft gelobten?

Ich war ein Anderer, ein stiller, ernster Arbeiter geworden, dem die Erinnerung an seine Jugendträume zuweilen ein Lächeln auf die Lippen, aber mitunter auch ein wehmüthiges Gefühl oder eine heiße Sehnsucht im Herzen wachrief. Wenn ja einmal das Amt und der mich umwogende Strudel der Gegenwart zurücktraten und dem Herzen ein Recht einräumten! Aber das unvermuthete Wiedersehen des Freundes hatte mich plötzlich wieder in jene Zeit der Hoffnungen und der Träume, der Phantasie und des frohen, unverkümmerten Lebensgenusses zurückversetzt und wieder und wieder mußte ich ihn betrachten, aus diesen sinnenden, schon hie und da leise sich furchenden Fügen das blühende Antlitz wiederzufinden, das damals mit so lebem, frischen Muth in's Leben sah. Auch mir fiel der Dichter ein, von dem er eben sprach: „Wenn sich nach Jahren wiederseh'n die Alten, sie meinen doch in den gebräunten Falten, den süßen Strahl der Jugend noch zu schauen.“

Ich wußte wenig Genaueres über Gustav's Leben seitdem. Hatten wir uns auch anfangs ausführlich Alles mitgetheilt, — später war der Briefwechsel erschlapft; er hatte die diplomatische Laufbahn erwählt und erst in London, später in Konstantinopel gelebt. Ein Gerücht, als ob er im Begriff stehe, sich zu verheirathen, war einmal zu mir gedrungen; da ich aber von ihm selbst nichts davon vernahm, hatte ich nicht weiter darnach geforscht, sondern es für eine leere Vermuthung gehalten. Ob es doch mehr gewesen war? „Lockt der Frühling dir die Poesie hervor, oder diese zarte Blüthe eine Erinnerung?“ frug ich halb scherzhaft. „Daß du mir wieder zur Seite bist, ruft mir den eigenen Frühling zurück und seine Blüthen,“ erwiderte er und in dem warmen Blick, mit dem er mich dabei ansah, fand ich „den

süßen Strahl der Jugend“ wieder, den ich gesucht. Stumm drückte ich seinen Arm. Sprach er doch aus, was mich selber so lebhaft bewegte! Wir befanden uns auf einem einsamen Platz des Thiergartens in Berlin. Es war seit Jahren mein täglicher Spaziergang und achtlos ging ich den Weg sonst daher, in meine Gedanken vertieft der gewohnten Umgebung nicht achtend. Heut' war Alles neu und schön, da ich ihn zur Seite hatte, der mit lebhaftem Interesse jeden Pfad wieder erkannte, jede Veränderung und Verschönerung wahrnahm und sich freute, einmal wieder das erste Frühlingserwachen in Deutschland zu genießen. „Denn“, sagte er, indem wir weiterritten, „so schön, wie bei uns ist es doch nirgendwo anders und gewiß darum hat auch kein Land so viele Frühlinglieder, als unser Vaterland.“ „Und so viele Sehnsuchts- und Liebeslieder,“ setzte ich auf gut Glück hinzu; denn die Wahrheit zu gestehen, hatte ich wenig Gewißheit über diesen Punkt. Aber ich wollte auf seine weiche Stimmung eingehen, um ihn mittheilsam zu machen. „Der deutsche Frühling und die deutsche Liebe — du hast Recht,“ sagte er. „Warum lernen wir unsere Güter erst schätzen, wenn sie dahin sind?“ murmelte er leise, wie in Gedanken, vor sich hin. „Also auch den deutschen Frauen bist du treu geblieben im fremden Lande?“ frug ich scherzend, indem ich mich stellte, als habe ich den leisen Nachsatz nicht gehört. „Ich will dir nur gestehen, Gustav, es war mir ein heimlicher Trost, daß du mir noch die freie Rechte reichtest. Fürchtete ich doch schon mit stillem Neid, du seiest dort in den Zauberärten des Orients von einer Armida umstrickt worden, und lachest des noch einsamen, täppischen Jugendgenossen, der bis jetzt vergeblich sich nach dem Hasen einer glücklichen Häuslichkeit sehnt.“ Er hielt den Schritt an und sah mir voll und ernst in's Gesicht. „Hast du sonst nichts von mir gehört, als was ich dir hie und da brieflich mittheilte?“ frug er. „Wie sollte ich? Habe ich doch so oft vergeblich mich nach Dir erkundigt.“ „Nun, grade so ist mir's mit dir ergangen. Da haben wir beide viel zu erzählen, und du sollst den Anfang machen,“ rief er. „Nicht also,“ erwiderte ich pathetisch. „Habe ich doch in stillgewohnter Bahn fortgewandelt, indeß du, in den verschiedensten Ländern und gesellschaftlichen Kreisen dich bewegend, eine Menge von Erfahrungen, von interessanten Wahrnehmungen und Abenteuern mit heimgebracht haben mußt, nach deren Anhörung ich wahrhaft dürste. Schon diesen Morgen im Collegium bin ich mit Fragen bestürmt worden deinetwegen.“ Er lächelte. „Manches könnte ich allerdings erzählen, was auch deine Kollegen interessieren würde. Doch laß uns das auch für sie aufsparen, die Gelegenheit wird sich bald genug finden. Laß mich dir erzählen, was ich sonst Jedem verberge — meine inneren Erlebnisse, Erfahrungen und Wandlungen. Sind sie doch, so unbedeutend sie dem Oberflächlichen erscheinen mögen, unendlich wichtiger und einflußreicher auf unser ganzes Sein, als die größten Veränderungen in unseren äußern Verhältnissen.“ Ich konnte dies zwar nicht unbedingt zugeben; aber ich wollte ihn nicht stören

und so fuhr er fort: „Ist mir doch, seit ich wieder bei dir bin, die Vergangenheit so lebendig, wie nie, aufgewacht und dem Jüngling gegenüber, der damals von dir schied, wach' ein Anderer stehe ich nun da! Und vielleicht hilft nichts dem Menschen besser zur Klarheit, zu gerechtem Urtheil über sich und Andere, als wenn er einem Freund, dem er vertrauen kann, wie ich dir, das Erlebte und Erstrebte, das Verlorne und Errungene treu vorführt. Abgelöst von uns selbst erblicken wir unser Thun und Denken, unsere Leiden und Freuden und sie gewinnen eine andere, bestimmtere Gestalt.“

Ach, Karl! ich hatte keinen Freund in der Fremde — manche gute, liebe Menschen traf ich — aber einen Freund hatte ich nicht. Indes, laß' mich gleich ganz offen sein, ich habe es lange Zeit auch nicht entbehrt, mich kaum darnach gesehnt; hatte ich doch ein Wesen kennen gelernt, in dem ich Alles zu finden hoffte — Freund, Geliebte und Heimath — ein begabtes, schönes Mädchen. Ja, sieh' mich nur betroffen an; es ist nicht meine politische Carriere, nicht die Diplomatie und nicht meine Zurückberufung, es ist das Herz, worüber ich mit dir reden, worüber ich mit mir selbst in's Klare kommen möchte. Aber was soll ich dir zuerst sagen? Wo soll ich beginnen? Mein ganzes Leben möchte ich noch einmal vorüberziehen lassen, damit du Alles recht verstehen könntest, was ich dir erzählen will. Doch dir möchte die Geduld ausgehen, wenn ich gar zu weit aushole.“ „Das kann nicht dein Ernst sein,“ entgegnete ich. Könnte mir etwas wohlthuernder sein, als dein Vertrauen! Könnte etwas mich mehr erfrischen, als einmal zwischen all meiner staubigen Akten- und Rechenwirthschaft ein warmes, menschliches Fühlen und Leben zu belauschen und dazu das meines liebsten Freundes! Aber komm', wir wollen nach Haus, der allzulange Aufenthalt in der Luft möchte dir noch Schaden thun. Dort in meinem Dichterswinkel, bei einem echten Mokkaffee mit türkischen Pfeifen, dort wollen wir weiterplaudern und träumen „von alter Zeit — von Leid und Seligkeit.“

Gustav war in Constantinopel erkrankt, der Arzt hatte ihm die Luft der Heimath verordnet, da er genes und ob schon sie ihn ungern den bisherigen Posten verlassen sah, hatte seine Regierung bereitwillig in sein Gesuch gewilligt. Der Mensch ist weich gestimmt nach einer überstandenen, schweren Krankheit. Das neugeschenkte Dasein ist ihm köstlicher, werthvoller und heiliger, als es ihm je im Vollbesitz der Kraft war. Er steht wie vor einem neuen Abschnitt seines Lebens, die Vergangenheit ist ihm ferner, fremder, mehr wie einem Andern zugehörig. Das laute Geräusch der Welt, von dem er umgeben war, ist eine Weile verstummt gewesen und in der Stille des vorhandenen Krankenzimmers sind liebe, holde Gestalten wieder in ihre alten Rechte getreten, sei es, daß sie wirklich noch mit leisem, unhörbaren Schritt unser Lager umschweben, die Kissen rücken, und immer und immer wieder die durch die unruhigen Bewegungen des Fiebernden neu herabstinkenden Decken um ihn hüllen, leise die Hände auf unsere brennende

Stirn legen und unsere verschmachtenden Rippen beneuen — sei es, daß sie nur als süße Erinnerungen in dem Dämmerlicht, das uns umgibt, aufsteigen und die Sehnsucht wachrufen nach einer längst entschwundenen Zeit. Da das Auge der Mutter noch auf uns ruhte, wenn wir erwachten, da ihre Hand noch die Arznei reichte und ihr Mund mit schmeichelndem Liebeswort den bitteren Trank versüßte, da sie uns vom lieben Gott und den lieben Engeln erzählte, wenn wir über Schmerzen klagten und uns mit reizenden Märchen die Zeit kürzte, wenn wir genasen. „O Mutter! halte dein Kind warm, die Welt ist kalt und helle!“

Ja, ihm war sie jetzt kalt und helle, das erfuhr ich nun, als ich, mit ihm im Sopha lehnend, seiner Erzählung lauschte. Ihre Wogen hatten ihn erst schmeichelnd umfassen, dann hoch und höher getragen, der Gesang der Sirenen hatte ihm Ohr und Herz umstrickt, dann nach furchtbarer Sturmnacht fand er sich allein an ödem Strand. Und da — krank und verlassen, stieg auch ihm ein seliges, unschuldvolles Eden empor, in das jetzt seine Erinnerung flüchtete, das er vielleicht sich schöner träumte, als es je gewesen war. Doch darüber hatte ich kein Urtheil. Kannte ich doch das stille, ländliche Pfarrhaus nicht, das er mir jetzt schilderte; es lag ja fern, fern im Niederland in den fruchtbaren Gefilden, die dem Nord- und Gebirgsländer wie ein Garten Gottes erscheinen! Wohl erinnerte ich mich, daß Gustav mir früher davon erzählt. Von dem Vetter Pastor mit dem vollen, aber früh schon silberweißen Haupthaar, von der stets geschäftigen Mutter, die mit stillem Bedacht in Haus und Garten waltete, von Freund Eduard, der in des Vaters Fußstapfen treten würde und von der hübschen, kleinen Leni, die fröhlich sei, wie ein Kind und singe, wie eine Lerche. Doch das war stets in leichtem Studententou geschehen, nicht selten mit unschuldigen, höchst komischen Spöttereien gemischt über die Salbung des Vaters, der auch bei kleinen, häuslichen Angelegenheiten den Predigerton nicht ganz vergessen konnte, und über die Wirtschaftlichkeit der Mutter, die immer hervorguckte, wenn sie auch im Feierkleide die Hausfrau für ein paar Stunden bei Seite lassen wollte. Aber nun? Hatte er die kleine Leni denn damals wirklich schon lieb gehabt, oder bildete er es sich jetzt vielleicht nur ein? Nach Jahren der Trennung, nachdem eine Andere, die er leidenschaftlich geliebt, ihn verschmäht hatte, flüchtete sein Herz vielleicht zu dieser Jugenderinnerung zurück, und die Ferne umwob sie mit einem Duft und Reiz, den sie in der Wirklichkeit nie für ihn gehabt hatte. Lieben wir es doch, wenn wir Verlorenes, Entschwundenes schildern wollen, unsern Pinsel in die schönsten Farben zu tauchen und so mochte es auch ihm ergehen. Indessen — seine Schilderung machte selbst mich warm und die Sehnsucht nach solch' einer Leni stieg in meinem Herzen auf. Ich sah das Pfarrhaus da liegen, wie er sprach — mitten im Garten zwischen Bäumen und Blumen, ich sah sie dazwischen umher wandeln mit dem hellbraunen Haar und den Rosenwangen, mit den blauen Augen voll Frohsinn und Treue. Aber es ward jetzt Winter, die Weihnachtszeit

nahte und zu den Feiertagen ging er hin um Abschied zu nehmen.

„Es war der schönste Weihnachtsabend, den ich je erlebt“, hub Gustav nach kurzem Sinnen wieder an, „so still und heilig und doch so voll Lust und Leben. Ich habe glänzende Feste in London und Constantinopel gesehen, wo Kunst und Geschmack mit verschwenderischer Pracht alles aufgeboten hatten, die Gäste zu überraschen; die Erinnerung an den Zauber jenes Abends haben sich doch nicht verwischt. Der hohe Tannenbaum, der zum Christbaum geschmückt war, strahlte seinen Lichterglanz weit in den Garten hinaus, wo die reißbedeckten Bäume einen wunderschönen Anblick gewährten. Und drinnen in der hellen Feststube die herzess-freuen, glücklichen Menschen, sich der gegenseitigen Liebesbeweise freuend! Auch ich war mit allerlei kleinen Ueber-raschungen bedacht worden, von denen mich am meisten eine Brieftasche freute, auf deren Deckel Leni mir eine Blüthe gestickt. Ich habe sie noch.“ Mit diesen Worten zog er sie aus seiner Brusttasche hervor und zeigte sie mir. Ich betrachtete die feine Arbeit und er fuhr fort: „Lange hat sie unbeachtet und vergessen bei andern ungebrauchten Sachen gelegen; aber jetzt ist der Zauber wieder lebendig geworden, der allzulang geschlummert hatte, und sie ist mir wieder theuer, wie an dem Abend, da ich sie empfing. Ach, jener Abend! Ich stand mit Leni noch spät am Fenster und wir sahen hinauf zu dem von tausend hellfunkelnden Sternen besäten Nachthimmel und dann in den Garten auf den glitzernden Schnee und die von ihm mit zauberischer Pracht geschmückten Bäume. Vater und Mutter betrachteten und bewunderten im Nebenzimmer noch einmal mit Eduard die schönen Zeichnungen, mit denen der talentvolle Jüngling die Eltern überrascht hatte. Ich hatte den Garten noch nicht im Winter gesehen und wenn er nun bald wieder mit Blüthen, statt mit Schnee überdeckt war, wo war ich dann? Weit, weit — und wie mochte mir dann zu Muth sein? Unwillkürlich gab ich diesem Gedanken Worte. Leni sagte nicht gleich etwas auf meine Betrachtung. Dann fragte sie: „Haben Sie auch gesehen, was es für eine Blume ist, die ich Ihnen auf Ihr Notizbuch gestickt? Es ist nicht ohne Bedacht geschehen, daß ich diese anspruchslose Blüthe den Rosen und Nelken vorgezogen habe, die sich prächtiger aus dem dunklen Saffian hervorgehoben hätten. Es ist der erste, holde Gruß des Frühlings, diese kleine Blume, und darum liebt man sie so sehr, und als Symbol der Hoffnung und als Pfand einer frohen Zukunft habe ich sie auf dies Büchlein gestickt, das Sie mitbegleiten soll in die neue, fremde Welt.“ Sie hatte diese Worte so innig, so fern von dem fröhlich scherzenden Ton, der ihr sonst stets eigen war, gesprochen, daß ich sie betroffen anblickte. Aber sie stand auch, eine andere, da und erschien mir in diesem Augenblick unbeschreiblich reizend. Der Fenstervorhang, hinter den wir getreten waren, um hinausblicken zu können, hatte sich gelöst und das dünne Florgewebe umhüllte ihre zarte Gestalt; ich vermochte mich kaum zu fassen, ihr doch etwas zu antworten und brachte auch nur die Worte her-

vor: »Primula veris.« „Wie nennen Sie dieselbe?“ rief sie, jetzt wieder lachend. „Immer Ihr Latein! Verdeutschten Sie mir's doch!“ Aber, von einer unwiderstehlichen Gewalt erfaßt, boz ich mich zu ihr nieder und sie mit beiden Armen umschlingend, schloß ich ihr die lachenden Lippen mit einem innigen Kuß. Einen Moment ließ sie sich noch von mir halten; dann entwand sie sich meinen Armen und den Kopf an die Fensterscheiben lehrend, um ihre Beschämung zu bergen, sagte sie mit stillem Vorwurf: „Was war das Gustav?“ »Primula veris« konnte ich ihr nur noch leise zuflüstern, denn ich hörte die Andern zurück kommen. „Vergiß es nicht, Leni, vergiß mich nicht, hörst du?“ Sie erwiderte nichts und regte sich nicht. Ich nahm ihre Hand und führte sie an meine Lippen, dann trat ich von ihr zurück, den Andern entgegen.“

Eine Weile sah Gustav vor sich nieder; es kam mir vor, als falle es ihm schwer, weiter zu reden. „Es war das letzte Wort, das ich zu ihr gesprochen, ich habe sie nicht wieder gesehen, weiß nicht, wo sie in der Welt geblieben ist, Karl,“ fuhr er dann, mich wieder anblickend, fort. Und jetzt sollst du auch erfahren, wie das gekommen ist. Aber verzeih', wenn ich hier und da etwas zu ausführlich werde. In der Nacht, die jenem Abend folgte, schlief ich nicht. Ich war mir plötzlich bewußt geworden, daß ich Leni liebte; oder war sie mir erst in jenem Augenblick so theuer geworden? Ich wußte es selber nicht recht, aber ich fühlte, daß ich sie jetzt sehr lieb hatte. Ich begriff mich selber nicht, daß ich versprochen, den zweiten Feiertag zu Hause zuzubringen und sann vergeblich auf Mittel, zu bleiben. Aber ich hatte gleich bei der Ankunft gesagt, daß ich den zweiten Tag wieder fort wolle, man fand es natürlich und Niemand dachte daran, mich zu halten. Man rechnete es mir hoch an, daß ich in dieser Jahreszeit die ziemlich weite Reise zu ihnen hinaus gemacht, um Abschied zu nehmen und war zu bescheiden, mich länger den Meinen und den Annehmlichkeiten des Stadtlebens fern zu halten. Ich dachte jetzt, wie ich den Tag verträdelte, ohne mit Leni von unserer langen Trennung, ohne mit ihr von der Zukunft ernstlich zu reden. Aber wir wollten uns schreiben, ich wollte sie darum bitten am andern Morgen, wo ich sie doch hoffentlich noch sehen würde. Immer von neuem rief ich mir ihre innigen Worte zurück und konnte den Morgen kaum erwarten, um noch einmal mit ihr reden, um ihr noch so Manches vor dem Abschied sagen zu können. Endlich zeigte die Uhr fünf; um halb sieben fuhr die Post ab und so durfte ich jetzt aufstehen. Als ich reisefertig in das Wohnzimmer trat, fand ich es behaglich erwärmt und erleuchtet; die Eltern und Eduard schon am einladenden Frühstückstisch mich erwartend. Aber Leni sah ich nicht. Ob die Mutter meine Enttäuschung in meinen Mienen las? Sie sagte: „Leni wollte auch herunter kommen; aber ich habe es nicht gelitten und ihr gesagt, ich werde ihre Adien's und guten Wünsche schon ausrichten.“ Ich war wortkarg und verstimmt trotz aller liebenswürdigen Freundlichkeit der Freunde, die mir noch beim Abschied die herzlichsten Wünsche für meine

auf den Februar festgesetzten Reise und die anzutretende Laufbahn mitgaben. Eduard brachte mich zur Post, ich lehnte mich noch einmal zum Wagenfenster hinaus, da die Pferde schon anzogen und ihm die Hand reichend, sagte ich leise: „Grüße deine Schwester.“ Was ich, in meinen Mantel gewickelt in der dunklen Wangenecke dachte und träumte, brauche ich dir wohl nicht zu erzählen. Ich hätte so bis nach Hause fahren mögen und ungern vertauschte ich diesmal meinen Sitz im Postwagen mit dem Eisenbahncoupé. Auch zu Hause fand ich meine heitere Stimmung nicht wieder, aber das fiel Niemanden auf. Drückte die Eltern doch selbst der Gedanke, daß ich nun bald das Vaterhaus, in das ich mich während der paar Jahre, die ich in K. an der Regierung beschäftigt war, wieder so ganz eingelebt hatte, wohl für immer verlassen werde. Doch laß mich über diese Zeit hinwegzählen. Du weißt, wie es mir Anfangs in London erging, wie ich mich in meinen Posten hinein-arbeiten mußte und das Leben dort mir nüchtern und langweilig erschien. Damals schrieb ich dir ja noch öfter, ich schrieb auch zuweilen an Eduard und erhielt durch ihn Nachrichten über die Seinen. Geru hätte ich Leni selbst geschrieben; doch manche Bedenken hielten mich davon ab. Es war besser, ich wartete, bis ich mit bestimmten Aussichten einer gesicherten Lebensstellung zurückkehren und vor ihre Eltern hintreten konnte. Ich hoffte, daß dies in nicht zu fernher Zeit geschehen könne, denn das Leben in London gefiel mir schlecht und all meine Sehnsucht ging nach der Heimath, nach einem, meinen Kenntnissen und Leistungen angemessenen, wenn auch bescheideneren Wirkungskreis. Daß dieser mir nicht versagt werden würde, daß glaubte ich sicher zu sein, denn mein Chef war zufrieden mit mir und sprach mir das auch bei jeder Gelegenheit aus, nicht ohne die Bemerkung hinzuzufügen, meine Wünsche für die Zukunft nach Kräften berücksichtigen und höhern Orts unterstützen zu wollen. In solcher Stimmung lebte ich denn auch sehr abgeschlossen, mich wenig um Bekanntschaften bemühend, die ohnehin in England schwer zu machen sind. Wenn ich mich erholen oder zerstreuen wollte, suchte ich die eine oder andere Merkwürdigkeit auf, an denen London ja so reich ist und die durch mein Vertrautsein mit der englischen Geschichte doppelt anziehend für mich waren. Wenn ich durch den Tower schritt, schienen sich mir die öden Gemächer zu beleben und die Steine zu reden. Die Bilder, die auf den Beschauer niederblickten, erzählten Geschichten von allen Leidenschaften, die des Menschen Herz bestürmen und unterjochen und Stundenlang hätte ich vor den Gemälden Maria's und Elisabeth's stehen mögen! Ein ganzes Stück düsterer, blutiger Geschichte starrt dir aus diesen Mauern entgegen und jedes Gemach spricht von Mord. Aber ich lasse mich hinreißen von meinen Erinnerungen und schweife ab. Ich wollte dich nur in die Westminsterabtei führen, in die ich eines Mittags ging, verschiedene Monumente, die ich bei meinen früheren Besuchen nur flüchtig hatte betrachten können, näher in Augenschein zu nehmen und mir von dem dazu bestellten Führer den gewöhnlich verschlossenen Theil zeigen

zu lassen. Ich hatte es gut getroffen; er sei schon mit ein paar Freunden hinüber gegangen und ich solle nur eintreten, wurde mir bedeutet. Die kleine Seitenthür, durch welche man gleich in den sogenannten Dichterwinkel tritt, stand offen und all die hohen Gedenktafeln der berühmten Britten wieder erblickend, blieb ich, für den Augenblick den eigentlichen Zweck meines Kommens vergessend, gefesselt stehen, die vereinten Züge derer zu betrachten, deren Geister noch lehrend und begeisternd durch ferne Nachwelt gehen werden. Vielleicht wäre ich wieder nicht bis in das Innerste des großartigen Tempels gelangt, aber die Stimmen, die jetzt an mein Ohr drangen, erinnerten mich an mein Vorhaben und ich ging dem offenstehenden Eingang zu, um ebenfalls dort einzutreten. Doch mein Fuß zögerte, als ich näher treten wollte, denn in dem Herrn, der vor einem prachtvollen Grabmonument stand und aufmerksam den Erklärungen des Führers zuzuhören schien, erkannte ich meinen Chef. Ihm gegenüber aber, zu Häupten der Gruft lehnte eine junge Dame, die, vorübergebeugt, die Marmorgesichter derer, die auf den Särgen ruhten, studiren zu wollen schien, weshalb ich ihre Züge nicht sehen konnte. Aber sie richtete sich jetzt lebhaft auf und ich war überrascht von der Schönheit ihrer ganzen Erscheinung. Sie hatte Recht, daß sie es nicht that, wenn ihr Herz sich dagegen sträubte. „Sollen wir auch im Tode noch dem Zwang der Etiquette, des äußern Anstandes, dem Schein, oder wie ich den Papanz, der uns das ganze Leben hindurch im Wege steht, nennen soll, unsere innersten Empfindungen zum Opfer bringen?“ rief sie. „Sieh, diese Frau hätte gewiß in der jetzt die Welt bewegenden Frage“ — Sie stockte und ein tiefes Roth überzog ihr feines Gesicht; sie hatte mich gesehen und da die Blicke ihrer Begleiter sich auch jetzt der Thür zuwandten, trat ich rasch gefaßt näher, den Gefandten begrüßend und ihm die Ursache meines Erscheinens erklärend. Er erwiderte einige freundliche Worte und sagte dann: „Sie sehen mich im Begriff, mit meiner nach Londons Herrlichkeiten dürstenden Tochter die Sehenswürdigkeiten dieser Meisenstadt aufzusuchen; wenn sie aber bei jedem Monument ihre Privatansichten entwickeln und darlegen will, wie sie jetzt eben im Begriff stand, so wird meine Zeit nicht für die Hälfte ausreichen.“ „Eleonore,“ wandte er sich jetzt zu dem schönen Mädchen, „dies ist Herr Gustav Wilden.“ Sie verneigte sich graciös, aber mit niedergeschlagenen Blicken. „Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein,“ wandte ich mich jetzt zu ihr, „daß ich störend hier eingedrungen! wenn Sie wüßten, wie süß der Laut der Muttersprache mir an's Herz drang, als ich Sie sprechen hörte, Sie vollendeten die Rede, die ich unfreiwillig unterbrochen — Lassen Sie sich dies Monument erklären, damit Sie den Commentar zu den Worten meiner Tochter haben,“ lächelte ihr Vater, „und dann schlagen Sie sich zu einer Parthei — aber ohne die Galanterie zu Rathe zu ziehen. Eleonore ist nämlich mein Gegenpart. Sie sehen die beiden hier ruhenden Marmorgestalten; sie stellen den Lord so und so und seine erste, ihm in die Ewigkeit vorangegangene Gemahlin vor. Der Platz zu seiner andern Seite, den er für seine

zweite Frau bestimmte, ist leer geblieben und deshalb sieht man, aller Symmetrie entgegen, hier die leere, schwarze Platte. Denn seine zweite Frau, die nach ihm starb, verordnete ausdrücklich, daß man sie nicht hier, sondern dort an jenem Platz, den wir gleich sehen werden, bestatte. Finden Sie das nun nicht im höchsten Grade beleidigend, unweiblich — nun wirklich! ich weiß nicht, wie ich einen solchen Starrsinn, der bis über das Grab hinaus geht, eigentlich stark genug bezeichnen soll.“ „Excellenz,“ sagte ich, mich verneigend, „da mir die Motive ihrer Handlungsweise ganz unbekannt sind, kann ich über diese selbst kein Urtheil fällen.“ „Ich sehe, Sie haben den Diplomaten nicht zu Hause gelassen,“ scherzte Herr v. S. freundlich „und will nicht weiter in Sie dringen; reden doch rings herum die Steine für mich. Sehen Sie dort die schottische Königin im Tode friedlich neben derjenigen ruhen, deren Haß ihr Alles nahm, was menschliche Macht und Gewalt zu nehmen vermag.“ „Ach,“ rief die junge Dame, „wie sehr habe ich darnach verlangt, Maria Stuart zu sehen. Und auch ihre Todfeindin, die strenge, stolze Elisabeth muß ich betrachten.“ „Ach,“ sagte sie enttäuscht, nachdem sie eine Weile an den Sarkophagen gestanden, „so hatte ich mir die Rose von Schottland nicht vorgestellt.“ „Sie werden hier wundervolle Gemälde von ihr sehen, gnädiges Fräulein,“ entgegnete ich schnell. „Der kalte Stein vermocht den Liebreiz dieses Antlitzes nicht wiederzuspiegeln, aber er zeigt in seiner farblosen Starrheit, was mir noch aus keinem der verschiedenen Bildnisse entgegen getreten ist — die Familienähnlichkeit in den Zügen beider Königinnen; sie möchte einem Schauer erregen.“ — „Wir sind erst seit einigen Tagen angekommen und haben noch nichts von London gesehen,“ sagte sie, als wir weiter schritten, zu mir. „Sie scheinen schon mit Manchem bekannt zu sein und sich ebenfalls für Kunstgegenstände und historische Merkwürdigkeiten zu interessiren. Meine Tante, die mit mir gekommen ist, leidet so sehr an Kopfschmerz, daß sie solche Ausflüge noch nicht zu machen wagt; auf den größten Genuß, mich über das Gesehene zu unterhalten, werde ich daher verzichten müssen; denn ich glaube nicht, daß ich in dieser Beziehung viel von meinem Vater erwarten darf.“ „Aber Sie werden ihrer Tante den Genuß einer lebendigen Schilderung bereiten, daß bin ich sicher,“ entgegnete ich. „Wie schön es ist, in der Familie, bei den Seinen zu sein, das empfindet man erst recht, wenn man es, fremd und einsam entbehrt.“ „Sie fühlen, inmitten dieses großartigen Lebens, wirklich Sehnsucht nach Hause, nach den kleinen, engen Verhältnissen in Deutschland?“ fragte sie halb ungläubig. „Wie habe ich nach dem Augenblick verlangt, daß mein Vater uns herüberkommen ließ.“ „Ihres Herrn Vaters wegen, Sie freuten sich wieder bei ihm zu sein und das macht ihnen die Fremde gleich zur Heimath.“ „Natürlich,“ sagte sie erröthend. „Aber das war es nicht allein, wonach ich mich sehnte. Ich freute mich, hier zwangloser leben, mehr meine Liebhabereien und Neigungen pflegen zu können! Und ich verspreche mir so viel vom hiesigen Leben —“ Sie verstummte, da ihr Vater zum Weitergehen aufforderte und ein Weilchen durchwanderten

wir schweigend die ersten Stätten. „Darf ich Sie vielleicht jetzt um die Vollendung des Sages bitten, der so eben durch mich abgeschnitten wurde?“ frug ich leise, als Herr von S. vor einem Denkmal stehen geblieben war und die Bedeutung desselben eifrig zu studiren schien. Sie warf den schönen Kopf ein wenig zurück und erwiderte: „Was ich da anregen wollte, darin sind alle Männer unsere natürlichen Gegner und ich werde mich schön hüten.“ „Sie stellen mir gleich ein solches Mißtrauensvotum aus, gnädiges Fräulein? Hoffentlich wird mir Gelegenheit geboten werden, diese vor-gefasste Meinung zu überwinden. Indes machen Sie mich immer neugieriger; denn die Lebhaftigkeit, mit der Sie sprachen, läßt mich voraussetzen, daß der Gegenstand Ihnen sehr am Herzen liegt.“ „Sieh hier, Eleonore,“ unterbrach Herr von S., sich jetzt nach uns umwendend, das Gespräch, „das ist ein Meisterwerk und obschon die Auffassung eigenthümlich ist, rührt es den Beschauer doch sehr, wie hier die Angst und das Bangen, ein Geliebtes zu verlieren, im Stein festgehalten und verewigt ist. Unwillkürlich theilt man sie und vergißt, daß sie der Vergangenheit angehört.“ Es war in der That eine schöne Marmorgruppe, vor der wir jetzt standen. Denke dir eine männliche Figur, die mit dem einen Arm eine hinsinkende weibliche Gestalt hält, mit dem andern den sich mit Stundenglas und Sippe heranschleichenden Tod abwehrt. „Wie sanft und hingebend dies liebliche Gesicht noch im Sterben auf den Gatten blickt,“ murmelte Herr von S. und sich zu seiner jetzt neben ihm stehenden Tochter niederbeugend, sagte er leise und mit einem leichten Anflug von Spott zu ihr: „diese Frau hat sicher nicht für die Emancipationsidee geschwärmt. — Sie wäre sonst auch nicht so geliebt worden,“ setzte er ernster hinzu, „deß kannst du gewiß sein.“ „Ah,“ dachte ich, „das ist es also, Emancipationsideen.“ Ob sie fürchtete, ich habe die Worte ihres Vaters verstanden? Sie erwiderte nichts darauf, sondern sagte nur laut: „Bitte, laß uns weiter gehen.“

Ich hatte keine Gelegenheit mehr, mich allein mit ihr zu unterhalten, aber während unserer gemeinschaftlichen Weiterbesichtigung des ganzen herrlichen Baues entwickelte sie so viel Geschichtskennntniß und so viel richtiges Urtheil, daß ich nicht genug erstaunen konnte. Als ich meinen Chef und seine schöne Tochter zum Wagen hinab begleitete, sagte er verbindlich: „Es hat mir viel Vergnügen gemacht, von Ihnen über so Manches, was mir hier noch unbekannt war, Aufschluß erhalten zu haben. Wenn ich nächstens den Damen Hampton Court zeigen will, wäre es vielleicht erheiternder für Sie, den Cicerone zu machen, als zwischen den Grästen und Gedenktafeln der Westminsterabtei. Und wie viel angenehmer für mich, von Jemanden begleitet zu werden, der mit Verständniß dies Alles mitbetrachtet, als nur auf die meist so monotonen, fast automatischen Erklärungen des angestellten Führers angewiesen zu sein.“ Natürlich stellte ich mich ganz zur Verfügung, sagte, daß es mir zur hohen Ehre gereichen würde und empfahl mich dann mit einem lange nicht empfundenen Gefühl der Befriedigung. Abgesehen davon, daß ich mich vortreflich unter-

halten hatte, war mir diese außerdienstliche Begegnung mit meinem Chef von großem Werthe; ich durfte mir gestehen, sie hatte bei ihm einen günstigen Eindruck zurück gelassen und er schätzte jetzt nicht nur den eifrigen Beamten in mir, sondern fing an, sich auch für den Menschen zu interessieren. Ich war so aufgeräumt, wie lange nicht und mir war, als sei mir erst heute so recht das Verständniß für die Erhabenheit und all die Schönheiten von Westminster aufgegangen, als habe ich erst heut' rechten Genuß vom Beschauen derselben gehabt. Wie anders, als ich da trübselig allein darin umhergeschlichen war! Welche Genugthuung hatte es mir vor mir selbst gewährt, meine genauen Kenntnisse der englischen Geschichte und Literatur einmal verwerthen, mich mit Menschen von gleichem Interesse und Verständniß dafür, darüber austauschen zu können! Und die angenehme Aussicht, bald dazu wieder Gelegenheit zu haben! In Gedanken durchwanderte ich schon die Prachtgemächer und die Galerien von Hampton Court mit dem Gesandten, sah ihn über so viel zusammengehäuften Luxus erstaunen und von so vielen historischen Erinnerungen, die dort aus den Bilderrahmen niederblicken, überwältigt; ich verglich mit seiner Tochter die verschiedenen Gemälde Maria's und Elisabeth's, sah sie, betroffen von der Schönheit desselben vor Anna Boleyns Bildniß stehen und zeigte ihr den Laubgang, unter dessen Schatten ihr Gemahl, mit Johanna Seymour lustwandelnd, auf den Kanonenschuß horchte, der ihm verkünden sollte, daß dies schöne Haupt, das er erst vor Monden mit dem Herrscherdiadem geschmückt, gefallen sei von Hentkerschand! —

Wir gingen wirklich hin, Karl — und eher, als ich zu hoffen gewagt hätte! Und der Tag war genussreicher, als ich je einen erlebt zu haben glaube. Das Wetter war herrlich, mein Chef die Güte und Freundlichkeit selbst, in seiner Schwester lernte ich eine Dame von großer Liebenswürdigkeit kennen und Eleonore bezauberte mich ganz. Ja, das ist wirklich das rechte Wort dafür, ich kann dir's nicht besser sagen, als daß ich von ihr bezaubert war, und um so vollständiger, als ich, mich sicher wahnend, mich ganz dem Eindruck hingab, den ihre Schönheit und mehr noch die Lebhaftigkeit ihres Geistes auf mich machte. Es war ja so natürlich, beruhigte ich ein zuweilen doch in mir aufsteigendes Gefühl der Unruhe, daß ich einen so anregenden, erfrischenden Umgang suchte, daß ich die Gelegenheit wahrnahm, wo ich konnte, meinem Chef zu Diensten zu sein. Ich philosophirte mir vor, es sei ebenso das sanfte Wesen und die geistvolle Unterhaltung der Frau von T., was mich anziehe, als der heitere Sinn der Nichte. Aber ich lebte in beständiger Aufregung. So wenig Werth ich früher auf vornehme Bekanntschaften gelegt, so eifrig nahm ich dieselben jetzt auf, wo ich konnte; so undankbar ich die eine und andere Einladung in den Beamtenkreisen, denen ich beigegeben war, abgelehnt, so sehr erfreute mich jetzt die Aussicht, in der nun bevorstehenden Saison die Circel besuchen zu dürfen, in denen die Damen zu finden sein würden. Ja, Karl, „die Damen,“ sagte ich mir noch immer vor. Trotzdem auf den Promenaden jeder blaue Schleier, den ich nur von ferne flattern

sah, mein Herz beben machte, weil sie einen trug — trotzdem schon der Besuch derselben mich über meine Empfindungen hätte aufklären müssen! Hatte ich sonst nicht die einsamsten Pfade in Kensington-, in Hydepark aufgesucht? Und jetzt! Um die Stunde, wo die schöne Welt ritt und fuhr, da litt es mich nicht in den Wänden und wenn das Amt mich nicht fesselte, war ich dort, um, wenn das Glück günstig war, einen Gruß oder wenigstens einen freundlichen Blick von ihr zu erhaschen; freilich, wie ich mir damals sagte, um doch auch ein Bild von dem großartigen Londoner Leben in dieser Beziehung zu haben. Wie ersünderisch wir Menschen sind, wenn wir uns selbst täuschen oder entschuldigen wollen! Die wichtigsten Gründe genügten mir jetzt, den schon vor Wochen erhaltenen Brief Edwards immer und immer wieder unbeantwortet in die Mappe zurückzuschieben. Sonst wartete ich keine zwei Tage damit; es war meine liebste Erholung, ihm zu schreiben. Und dann freute ich mich wieder auf seine Antwort, hörte ich darin doch jedesmal etwas von den Seinen, von Leni. Ach, Karl! nie werden wir schneller ungerecht gegen Andere, als wenn wir die eigene Schuld nicht gestehen wollen! Das Unbehagen, die Unzufriedenheit mit mir selbst, die mich anfangs jedesmal beschlich, wenn ich jetzt diesen Brief erblickte, lehrte sich bald gegen den Schreiber desselben und zuletzt gegen sie, um derentwillen diese Zeilen mir sonst so hoch willkommen gewesen waren. Daß das strahlende Bild Leonorens die Entfernte bereits verdrängt, wollte ich mir trotzdem nicht gestehen. Ich fing an, es ihr als Kälte, als Gleichgültigkeit auszulegen, daß sie am Morgen meiner Abreise nicht herunter gekommen war. Sie hätte sich nicht zurückhalten lassen, sie hätte mir selbst Lebewohl sagen müssen. Sie hatte kein Wort der Erwiderung für mich gefunden an jenem Abend; und doch wußte sie, daß wir uns für Jahre trennen sollten. Wenn sie zu überrascht, zu bewegt war, mußte ihr Herz sie nicht drängen, mir wenigstens beim Abschied durch einen Blick, einen Händedruck zu sagen, daß sie mich verstanden, daß sie meiner nicht vergessen werde. Wie hatte ich mir bis jetzt träumen können, sie liebe mich, sie bleibe mir treu, sie hoffe auf meine Wiederkehr. Es gehörte wirklich eine starke Einbildung dazu. Und ich beantwortete Edwards Brief nicht. Aber ich stürzte mich in den Strudel der Gesellschaft. Gott, wenn ich daran zurückdenke, was das für eine Zeit war! Ich besuchte die große Oper, alle Concerte und öffentlichen Orte, wo ich nur irgendwie hoffen konnte, Leonore, wenn auch nur von Weitem, zu sehen. Und als ich erst so glücklich war, zu einem Feste gezogen zu werden, wo ich sie sprechen, wo ich mit ihr tanzen durfte! Sie war wunderschön an jenem Abend und ich war Anfangs ganz geblendet von ihrer Erscheinung. Wenn sie mir auch immer schön erschienen war, ich hatte sie bis jetzt doch nur in einfacher Toilette und noch nie in einer Umgebung gesehen, die so geeignet gewesen wäre, ihr Aussehen zu heben, wie dies jetzt in vollstem Maaße der Fall war. Der prachtvolle Saal, dessen Spiegelwände ein Meer von Licht zurückwarfen, war mit wundervollen Blumen und Blütenbäumen geschmückt. Mir war,

als sei ich in ein Zaubermärchen versetzt, und als die Königin dieser Wunderwelt stand sie vor mir in ihrem weißen, durchsichtigen Florleib, in den dunklen Locken eine Granatblüthe. Aber ich sehe dich lächeln, Karl, du staunst über die Lebhaftigkeit, mit der ich mich noch an sie, noch an jede Einzelheit unserer ersten Begegnungen zurückerinnere und ich fühle selbst, ich muß mich kürzer fassen, ich ermüde dich.“

Er täuschte sich; ich lächelte nicht, noch weniger ermüdete er mich. Aber mit Besorgniß sah ich, wie er bei jedem Satz, den er sprach, erregter wurde. Ich fürchtete, das Erzählen schade ihm und eine Bemerkung dieserhalb von mir möge von ihm mißverstanden werden und ihn verletzen. „Wie kannst du das denken?“ sagte ich, erfreut, daß seine Gedanken sich für einen Augenblick von dem Bilde abwandten, daß ihn noch in der Erinnerung zu fesseln schien. „Alles interessirt mich auf's lebhafteste und ich möchte noch viel mehr erfahren, dich fragen und dich an Früheres erinnern, was mir bei deinem Reden wieder vor die Seele tritt. Und da du dich denn jetzt doch einmal unterbrochen hast: Gedenkst du noch der Unterhaltung, die wir miteinander geführt haben, da wir die Emancipationsideen, ich weiß im Augenblick nicht, welcher Schriftstellerin gelesen hatten? Es war das erstemal, daß wir uns über das Ideal einer Frau, wie es uns vorschwebte, wie Jeder es für sich wohl heimlich im Herzen wünschte, gegenseitig aussprachen. Weißt du noch, wie angenehm überrascht wir uns fanden, daß unsere Anschauungen über dies Thema so sympathisirten? hundertmal habe ich mich daran erinnert, wenn mir in den letzten Jahren namentlich, die Frau des „neunzehnten Jahrhunderts“ in den Zeitungen, aufstieß. Nicht, als ob ich Alles verwerfen wollte, was man dieser erringen, was man von ihr fordern möchte. Aber bei allem Respekt vor manchem Nützlichen und Bherzigenswerthen, was in dieser Hinsicht gesagt und angestrebt ist, im Großen und Ganzen ist es doch noch immer mein Jugendideal, dem ich Treue halte und das in keiner Beziehung die Ansprüche macht, die man jetzt meist an die Frau des neunzehnten Jahrhunderts stellt, vielleicht aber auch fordert es für sich dagegen weniger, als diese. Damals schalten wir weiblich auf alle Emancipirten, die wir uns allerdings mehr nach Schillers „berühmte Frau“, als nach der neueren Richtung vorstellten. Sieh, das fiel mir zu lebhaft ein, als du der Vorliebe deiner Verehrten für diese Ideen Erwähnung thatest, und mit Mühe hielt ich bis jetzt die Frage zurück, ob sie dadurch nicht an Weiblichkeit verlor; und wie sie, dieser Strömung folgend, dennoch einen, damals wenigstens abgezagten Feind solchen Strebens, so ganz zu fesseln wußte. War sie denn so sehr schön? Du hast sie mir eigentlich noch wenig geschildert.“ Er seufzte und lächelte dann wehmüthig. „Wie du doch Alles so treu in der Erinnerung behalten hast,“ sagte er. „Ja, du hast recht, wie konnte ich mich gegen Alles bei den Damen ereifern, das nur an diese Richtung streifte und doch — aber sieh, so Manches lag auch in den Verhältnissen. Jetzt, wo ich ruhig auf die Vergangenheit, ruhig sogar auf diese Periode derselben zurückblicke, sehe ich wohl ein, daß Leni

geeigneter war, mich dauernd zu beglücken, als Leonore. Doch davon später! Ob sie so schön war, fragst du? Sie galt allgemein dafür; aber ihre Züge waren für mich auch gleichsam eine Schrift, die mir stets neue Hieroglyphen zu lösen gab, mich stets neu überraschte, so wechselten sie stets den Ausdruck, weil sich alle Empfindungen ihres leichtbewegten Temperaments darin wiederpiegelten. Wie leicht dünkte es mich anfangs, den Idenengang dieser jungen Seele zu leiten, ihn ganz nach meinen Ansichten umzuformen, wie lächelte ich der besorgten Andeutungen der Frau von T. über die sonderbaren und verkehrten Lebensanschauungen ihrer Nichte! Ich hörte ihr gern zu, wenn sie von der Bedrückung, der Beeinträchtigung der Frauenrechte sprach, es stand ihr so hübsch, wie sie, die Unabhängige, das verwöhnte Kind des Glücks, sich für ihre minder bevorzugten Mitschwester interessirte und klug begann sie immer grade mit dem Punkt, in dem ich ihr nicht mit ganzer Ueberzeugung widersprechen konnte, mit dem großen Vorzug, den das Gesetz dem Mann vor der Frau bei allen Rechtsansprüchen und Verfügungen gibt. Wenn sie dann weiter phantasirte, wie sie, falls sie allein und mittellos in der Welt stände, sich eine selbstständige Stellung erringen, wie sie den stolzen Herren der Schöpfung zeigen werde, daß die Frau auch auf eigenen Füßen stehen könne, daß sie nicht ihres Schutzes und ihrer Stütze bedürftig sei, da konnte ich nur bewundernd ihre erregten Mienen betrachten und denken, wie diese Augen erst strahlen müßten, wenn die Liebe aus ihnen spräche und ich Thor, der ich wähnte, ich könne sie wecken, ich könne diesen stolzen Nacken unter ihr süßes Joch beugen! Laß mich die Zahre übergehen, Karl, die ich diesem Phantom nachjagte! Es war wirklich ein Jagen! Auf der einen Seite nach jeder Gelegenheit, sie zu sehen, ihr näher zu kommen, auf der andern ein rastloses Arbeiten, die Klust auszufüllen, die mich von ihr trennte. Mich der Achtung, des Wohlwollens ihres Vaters immer mehr zu versichern, war ja zugleich der sicherste Weg, und mit Freuden durfte ich mir auch bald gestehen, daß Herr von S. mir größeres Vertrauen schenke, als irgend einem seiner Umgebung.

Und so habe ich mir in dieser Zeit der Täuschung und Irrung doch ein werthvolles Gut errungen: die Achtung und Freundschaft eines Mannes, dessen Charakter ich nicht bloß als Vorgesetzter, sondern auch als Mensch überhaupt, auf's höchste schätzen gelernt habe. Doch laß mich in kurzen Worten an diesen Erinnerungen vorübergehen. Manches, was ich dir noch erzählen möchte, läßt sich besser für ein späteres Plauderstündchen aufheben. Sieh mich nicht so besorgt an, du Guter, es ist abgethan und ich bin ruhig. Aber indem ich dir dies Alles deutlich vorführen möchte, das Eine, wie das Andere, ergreift mich noch einmal die Erinnerung und reißt mich hin. Das wird bald vorübergehen! Höre weiter: Grade um die Zeit, da ich mich der Erfüllung der höchsten Wünsche nahe glaubte, erhielt ich einen Brief von Eduard, in welchem er mir den Tod seiner Mutter anzeigte. Er schrieb mir herzlich, wie in früheren Zeiten, ohne jede Empfindlichkeit über mein Stillschweigen,

theilte mir Einiges aus ihren letzten Tagen mit und äußerte sich auch besorgt über den Gesundheitszustand des Vaters, dem, seiner Kränklichkeit halber, seit einiger Zeit ein Kandidat zur Seite stehe. Nur von Leni kein Wort. Wie traf der Brief mich wie ein Klang aus fernher vergessener Zeit; ich lächelte über meine Träume und Wünsche in dem stillen Pfarrhause, wie klein und eng erschien mir jetzt Alles von damals! Die einfache Stube, die bescheidenen, sich in der beschränkten Umgebung genügenden Menschen und ich selbst, der damals kein höheres Ziel kannte, als sich eine ähnliche Häuslichkeit zu gründen! Einen Augenblick war mir zwar, als wehe mich ein heiliger Friede an aus dem stillen Haus, aus der hellen Weihnachtsstube, als winke eine lichte, rosige Gestalt mich nach dort und es überkam mich, wie ein Gefühl der Schuld. Aber es war bald von der Vorstellung verdrängt, wie jetzt Leni, im täglichen Umgange mit einem jungen Manne, der sicher weit passender für ihren Charakter war, als ich, auch inne geworden sei, daß wir damals noch nicht das rechte Verständniß für die Liebe hatten. Ich drückte Eduard in kurzen Worten meine Theilnahme aus und bat ihn, meine Saumseligkeit im Schreiben überhaupt mit der Masse von Geschäften zu entschuldigen, die mich in meiner Stellung mehr und mehr überhäuften.

Kurze Zeit hernach meldeten die Zeitungen meine Berufung zu dem Posten in Constantinopel, um welche außerordentliche Beförderung ich so vielfach beglückwünscht und so vielfach beneidet worden bin. Diese Anerkennung meiner bisherigen Leistungen überstieg auch wirklich meine kühnsten Hoffnungen und in dem Augenblick, wo ich meine Ernennung in den Händen hielt, war es mir, als gebe man mir damit zugleich die Braut, denn jetzt hatte ich ihr Rang und Stellung anzubieten, jetzt durfte ich vor ihren Vater hintreten, er wußte, daß er seine Tochter keinem Unwürdigen gab. An ihrer Einwilligung, die Meine zu werden, zweifelte ich nicht mehr. Hatte ich es auch noch nicht gewagt, ihr offen meine Liebe zu gestehen; sie mußte es nur zu gut wissen, daß sie allein der Gegenstand all meines Sinns und Denkens, all meiner Wünsche und Hoffnungen war. Und hatte ich nicht bei mancher Gelegenheit bemerkt, daß auch ich ihr nicht mehr gleichgültig war? Noch vor Kurzem, bei dem Fest der *schen Gesandtschaft, wo ich sie zu Tische führen durfte, wie freudig leuchteten da ihre Augen, als sie mich erblickte! Und hatte sie mir ihre Hand entzogen, als ich sie nach dem Tanz in der meinen behalten? Aber was soll ich dir jetzt all die kleinen, an sich so unbedeutenden und den Empfänger doch so unendlich beglückenden Gunstbezeugungen nennen, durch die ich die Gewißheit erlangt hatte, sie liebe mich! Laß mich dir nur erzählen, wie bald und wie jäh ich aus diesem Wahn gerissen werden sollte!

Meine Aufregung, mein Glück, ließen mich nicht einmal so viel Ruhe finden, den Eltern meine Beförderung zu melden; ich mußte erst hinaus in's Freie, meine Gedanken zu sammeln. Alles stürmte mit einem Male auf mich ein und ich konnte es noch nicht fassen, daß ich wirklich jetzt die Hand nach ihr ausstrecken dürfe, zu der ich so lang wie

zu einem schönen, unerreichbaren Stern hinaufgeschaut hatte.

Es war wie jetzt, Karl, im ersten Frühlingserwachen und der Tag warm und schön. Ich lenkte meine Schritte nach der großen Blumenausstellung in der Prinz-Albert-Halle, die eben eröffnet war und in den ersten Tagen viel von der schönen Welt besucht wurde. War es doch möglich, daß ich sie dort fand, konnte ich dann nicht vielleicht ihr schon sagen, was ich hoffte, sie nicht schon um die Erlaubniß bitten, sie besuchen zu dürfen, ihrem Vater endlich zu sagen, was schon so lang mein Herz bewegt und gefesselt hatte? Voll von solchen auf- und abwogenden Gedanken trat ich in das Gebäude und meine Blicke, die wundervolle Flora kaum beachtend, schweiften von einer Beschauergruppe zur andern, ohne die Ersehnte zu finden. Ich verweilte nur kurze Zeit bei den herrlichen Frühlingskindern, so wohlthuend und prächtig ihr Anblick auch war, und an der andern Seite des Saales angekommen, spähten meine Augen durch die große Glasthür in den Garten hinaus. Es waren viele Spaziergänger darin und nachdem ich noch einmal forschend in die Halle zurückgeschaut hatte, eilte ich die große Stein-
treppe hinunter. Ich durchstreifte den Garten nach allen Richtungen hin, mir war, als müsse sie da sein. Es war ungewöhnlich lang, daß ich sie nicht gesehen hatte und als ich mich endlich nach vielem Hin- und Herwandern zum Weggehen entschloß, überlegte ich bei mir, ob ich den Weg nach Hause oder gleich den nach dem Gesandtschaftshotel einschlagen solle. Konnte ich dann doch vielleicht meinen Eltern noch mehr melden, als meine Berufung nach Constantinopel. Während diese Gedanken mir durch den Sinn gingen, schaute ich im Vorbeigehen noch einmal die große Treppe hinauf, die zur Ausstellung führte; es schien, als öffne die Thür sich eben. Ich hatte mich nicht getäuscht und blieb wie angewurzelt am Fuß der großen Buche stehen, an der ich eben vorüber wollte, da jetzt Leonore hervortrat. Sieh, ich könnte sie noch malen, wie sie da stand, vom Sonnenschein umstrahlt, der auf die Fenster fiel und ihre Gestalt mit Licht umwob. Sie trug ein Kleid von blauer Seide, das in reichen Falten vom Gürtel niederfloß und einen, mit weißen Federn geschmückten Hut, der ihre dunklen Locken frei ließ. Ich sah, daß auch sie mich gewahrte, und daß eine dunkle Gluth ihr Gesicht übergoß. Mein Herz wallte auf. Ob sie es schon wissen mochte? In meiner überfluthenden Empfindung achtete ich kaum auf ihre Begleitung, als sie jetzt herunterstieg, auch kaum darauf, daß sie mich nicht, wie sonst, freundlich grüßte. Ich faßte mich erst, als der Gesandte, mich jetzt ebenfalls erblickend, mir herzlich die Hand bot und mich dann in meiner neuen Eigenschaft nicht nur Schwester und Tochter, sondern auch einem Herrn vorstellte, den ich erst jetzt Leonoren zur Seite sah. Dann sich wieder zu mir wendend und auf den Fremden deutend, sagte er: „Graf B., seit gestern der Bräutigam meiner Tochter.“

Ich verbeugte mich stumm, mir war, als habe ich einen heftigen Schlag erhalten, der mich betäube, doch als meine

Augen die ihren trafen und ich sie vor meinen Blick verwirrt die langen Wimpern senken sah, da strömte mir alles Blut zum Herzen und es rief laut in mir: „Betrogen, verrathen.“

Ich weiß nicht, ob ich noch etwas gesagt und wie ich mich verabschiedet. Aber die Sterne fanden mich noch auf dem Sitz unter der Buche, auf den ich nach dieser Begegnung zusammengesunken war. Mit welchen Gefühlen, das läßt sich schwer beschreiben — es waren furchtbare Stunden. So muß dem Seefahrer zu Muth sein, der, nach heißem Kampf mit den Elementen, mit Schätzen beladen der Heimath naht und sich dann plötzlich, vom Sturm verschlagen, allein und nackt auf dem Eiland wiederfindet. Doch nein, Karl! Nichts, kein äußeres Unglück, kein Schmerz ist dem Weh zu vergleichen, was das Herz erfüllt, wenn ihm plötzlich — mit einem vernichtenden Worte der Glaube an das geraubt wird, was ihm bis dahin das Höchste, das Schönste, das Heiligste war.“

Gustav starrete nach diesen erregten Worten eine Zeit lang schweigend vor sich hin und auch ich war zu ergriffen, um ihn seinen Gedanken zu entreißen. Endlich begann er wieder: „Wenn ich jetzt an die Tage, die nun folgten, zurückdenke, wundere ich mich noch immer, wie ich so voran arbeiten, meine Sachen ordnen, Briefe schreiben und Abschiedsbesuche machen konnte, als sei ich noch der nämliche Mensch von vorher. Aber ich war wie ein Automat, der Alles mechanisch und bewußtlos verrichtet; eine dumpfe Schmerzempfindung hielt alle meine Sinne gefangen. Aus diesem traumartigen, unheimlichen Zustand wurde ich durch ein Gespräch, das ich vor meiner Abreise mit Frau v. T. hatte, zum vollen Bewußtsein meines Seelenzustandes aufgerüttelt und da begann erst die schlimmste Zeit!“

Leonore sah ich nicht mehr. Lange hatte ich mit mir gekämpft, ob ich von den Damen Abschied nehmen oder nur meine Karte für sie abgeben solle. Meine früheren, freundschaftlichen Beziehungen zu ihnen, mein Verhältniß zu meinem bisherigen Chef ließen das erste als geboten erscheinen, aber mein Herz krampfte sich zusammen beim Gedanken, sie jetzt wiederzusehen. Und doch drängte es mich auch, aus ihrem Munde selbst die Bestätigung dessen zu vernehmen, was mir noch immer wie ein böser Traum erschien. Ich ging endlich, wie anders als ich vor wenigen Tagen zu gehen gehofft hatte, aber ich raffte all meine Kraft zusammen, ruhig und gemessen zu erscheinen. Herr von S. ahnte nichts von den Gefühlen, die mich bewegten. Mit herzlicher, fast väterlicher Theilnahme hatte er bei unserer nächsten, geschäftlichen Begegnung von meiner Abreise gesprochen, mir Rathschläge für die neue Stellung, für den Aufenthalt in Constantinopel, das er gut kannte, gegeben. Auch der Verlobung seiner Tochter hatte er erwähnt, mir den Grafen geschildert und als liebender und besorgter Vater seine Hoffnungen und Sorgen für ihr zukünftiges Glück ausgesprochen. Ich ersah aus Allem, was er sprach, das er nicht im entferntesten daran dachte, was dabei in meinem Herzen vorging und dies gab mir hauptsächlich die Kraft zu dem Entschluß, den Seinen Lebewohl zu sagen.

Nur Frau von T. empfing mich; wahrscheinlich hatte Leonore nicht den Muth, mir gegenüber zu treten und es war am Ende auch besser so. Mein Gemüth wäre gewiß noch verbitterter geworden, während die Unterhaltung mit ihrer Tante, wenn sie mir auch die Erinnerung an die frühere Zeit so recht lebendig vor die Seele rief und mir das Jekt dadurch erst vollständig zum Bewußtsein und zur Klarheit brachte, doch auch einen Tropfen Balsam für mein Herz hatte und dem Groll, der mich erfüllte, sanftere, wehmüthige Schmerzgefühle beimischte. Ich sah, daß ich von ihr verstanden worden war, daß sie mit inniger Theilnahme empfand, was ich jetzt litt! Und wie sie mir, so schonend für mich und so entschuldigend für ihre Nichte als möglich, den näheren Hergang des schnell geknüpften Verhältnisses erzählte, machte sie mir das Ungeheure, Unglaubliche erst faßbar. „Leonore ist noch jung, das Glück hat sie bis jetzt in den Armen gewiegt; den Ernst des Lebens kennt sie noch nicht. Sie war Ihnen sehr gewogen, aber so tief war ihr Gefühl, so fest ihr Charakter noch nicht, daß sie siegreich aus dieser Prüfung hervorgegangen wäre! — Auch Sie sind noch jung und werden es verschmerzen,“ fuhr sie tröstend fort, da ich noch immer stumm und starr vor ihr saß, „welches Leben ist ohne getäuschte und begrabene Jugendhoffnungen?“

„O,“ seufzte ich endlich, „von ihr, von ihr solchen Wankelmuth, solche Täuschung zu erfahren, die mir so hochherzig, so erhaben über die gewöhnlichen Fehler ihres Geschlechts erschien.“

Frau von T. lächelte wehmüthig: „Warum erschien sie Ihnen so?“ sagte sie nach einer kleinen Pause. „Sie hatten ja noch so wenig Gelegenheit, ihr Herz zu erforschen. Die Reden eines jungen Mädchens dürfen Sie nicht so hoch anschlagen, wenn es über Verhältnisse und Lebensstellungen spricht, in denen es sich nicht befunden hat, in die sie voraussichtlich nicht kommen wird und über die sie also noch nicht die geringste Erfahrung besitzt. Und Sie würden es auch wohl nicht gethan haben,“ fuhr sie fort, „wenn sie Ihnen sonst gleichgültig gewesen wäre.“ Sie sagte mir noch Manches, was ich im Augenblick kaum verstand, was aber später, lang nachher in meiner Seele wiederklang und mich mit Dank gegen die Edle erfüllte. Für jetzt hatte ich nur die Empfindung, daß Alles aus und meine Ruhe, mein Glück für immer dahin seien. Sieh', da hast du auch den Grund, weshalb ich dir den herzlichsten Brief, den du mir damals schriebst, nicht beantwortete, warum ich überhaupt Niemanden mehr schrieb und dadurch gänzlich vereinsamte. Als ich mich von Frau von T. verabschiedet hatte und meine Wohnung aufsuchte, war London für mich wieder die düstere Stadt, das wirre Chaos, das es mir in der ersten Zeit meines Aufenthaltes gewesen war und ich hatte nur den einen Gedanken: Fort, fort! In Constantinopel kannte mich Niemand, sah und hörte ich nichts mehr von ihr, erinnerte mich nichts an sie. Dort mußte es besser werden und mit fieberhafter Ungeduld erwartete ich den Tag, an dem ich abreisen konnte.

Ueber die Reise, über die erste Zeit meines dortigen Aufenthalts sage ich dir nichts; ich werde es ja doch deinen Bekannten noch erzählen müssen. Aber meine Hoffnung, Zerstreuung, Linderung meines Schmerzes zu finden, war nichtig. Die ungeheure Leere, die ich empfand, war durch nichts auszufüllen. Ging ich hinaus, den prachtvollen Anblick der Stadt und des Meeres zu genießen, so rief er mir nur lebhafter das Gefühl wach, daß ich allein und verlassen war. Nachdem ich eine lange Zeit nur der Arbeit und den Studien gelebt und mit einer fast krankhaften Aengstlichkeit jeder Geselligkeit ausgewichen war, wurde dieser Zustand mir mit einem Male unerträglich und ich schlug in das grade Gegentheil um. Ich suchte Menschen auf, die belebtesten Orte waren mir die liebsten, wählerisch war ich dabei gar nicht, denn ich wollte mich um jeden Preis zerstreuen, wenigstens betäuben und das letztere gelang mir bisweilen. Doch wenn ich dann wieder recht zum Bewußtsein kam, war die Reaction um so furchtbarer. Inzwischen meldeten die Blätter in der Heimath, welchen guten Fortgang meine Bemühungen hatten, wie zufrieden meine Regierung war und wenn von diesen Berichten auch etwas zu Euch drang, dachtet Ihr gewiß nicht, daß ich mir gerade zu jener Zeit der unglücklichste Mensch von der Welt zu sein schien. Vielleicht erinnerst du dich auch, daß ich dann im Interesse meiner Regierung mehrere Reisen in das Innere des Landes machte und in dieser Zeit begann meine Genesung. So ganz Allem entrückt, womit ich mich bis jetzt beschäftigt, wovon ich stets umgeben gewesen war, den Menschen der civilisirten Welt fern, in der Einsamkeit einer großartigen Natur, in der nur die Trümmer grauer Vergangenheit zu mir sprachen, wie klein erschien mir da der Einzelne, wie winzig sein Streben und sein Können, wie kurz die Zeit, die ihm hier zugemessen!

In den sternenhellen Nächten, die ich da oft schlaflos durchwachte, konnte ich zuerst ruhig über meinen Zustand nachdenken, und da kam mir der Gedanke, daß ich auf dem besten Wege sei, mich selbst zu verlieren, indem ich nicht den Muth hatte, mit meinem Gefühl zu ringen und es zu bekämpfen. Die Arbeit fing wieder an, mich zu interessiren, das Bewußtsein, durch meine Bemühungen Vielen vielleicht großen Nutzen zu bringen, regte mich zu größerer Thätigkeit an, meine Gedanken umflatterten nicht mehr in fruchtloser Trauer die eigene Vergangenheit und den eigenen Schmerz, sie richteten sich auf das große Ganze in der Natur und der Menschheit und das Streben, nach Kräften zu nützen in dem Kreise, der auch mir darin angewiesen, erwachte immer lebhafter und nahm meinen Geist und meine Zeit mehr und mehr in Anspruch. So kehrte ich endlich nach Constantinopel zurück, ein Anderer, als ich gegangen. Auge und Herz waren wieder offen für meine Umgebung und wenn ich auch meinen Traum noch nicht vergessen konnte, so beherrschte er mich doch nicht mehr und ich vermochte es, ruhig, wegn auch noch nicht ohne Schmerz, auf mein verlorenes Glück zurückzublicken.

Und wie die Zeit verging, wie ich mich mehr und mehr meinen Geschäften und Privatarbeiten hingab, wurde

mir mein einsames Leben fast wieder lieb. An die Heimath dachte ich kaum mehr und wenn ich je an das Eine oder Andere von damals erinnert wurde, kam es mir vor, als sei das ein ganz anderer Mensch gewesen, der längst gestorben war. So vergingen die Jahre, Karl, eins um das Andere; nutzlos nicht, aber freudlos. Denn wenn ich auch in der Arbeit Befriedigung fand, wenn auch dort Menschen lebten, die ich von Herzen schätzen lernte und die auch mir geneigt wurden, — das Höchste, das Einzige, was das Herz zu beglücken im Stande ist, ein Anderes sein zu nennen, in dem seine Lust und sein Weh, seine Sehnsucht und sein Glück wiederklingen, das fehlte mir, und wenn es mir in den Sinn kam, daß meinem Leben Duft und Glanz, weil die Liebe, fehle, murrte ich gegen mein Schicksal. Thor, der ich war! War sie mir nicht begegnet in ihrer lieblichsten Gestalt, hatte sie nicht am Wege gestanden und auf mich gewartet, indeß ich einem täuschenden Irrlicht nachjagte? Thor, der ich gewesen, dreifacher Thor, daß mir noch immer die Augen nicht aufgingen! Was Leonore an meinem Herzen gefrevelt, das empfand ich noch immer schwer, deß klagte jeder Gedanke an jene Zeit sie stets von Neuem an. Aber ob Helene nicht in bangem Schmerz in derselben Stunde meiner gedacht, — ob mein Betragen ihr nicht das fromme, kindliche Vertrauen geraubt, das sie mir damals so rührend schön erscheinen ließ, das fragte ich mich nicht, daran dachte ich gar nicht.

Da wurde ich plötzlich krank, du weißt es — schwer krank. Doch in den Schmerzen und dem Elend des Körpers, genas mein Geist. Was lang vergessen und verloren geschienen, das stand wieder auf in meinem Herzen und lockte und rief zurück in ferne, ferne Zeit, in der ich glücklich gewesen, weil ich geglaubt, gehofft, geliebt hatte. Wie dämmernde Nebelgestalten tauchte es vor mir auf in den Phantasien des Fiebers und als ich später todesmatt, aber mit hellen Gedanken dalag, da sah ich es klar, wovon ich geträumt. Mein ganzes Leben zog an mir vorüber, wie losgelöst von mir selbst betrachtete ich es, sann ich darüber. Wie Jemand, der lang mit verhülltem Antlitz gewandelt ist und dem man plötzlich den Schleier vom Auge nimmt, so sah ich auf die Vergangenheit zurück. Wie war ich umher geirrt, allein in weiter Dede verschmachtend, vergeblich nach Erquickung auf meinem Wege dürstend! Und hatte ich nicht selbst denen den Rücken gewandt, die sie mir boten? Hatte ich auf die Bitten meiner alten Eltern gehört, die so oft und so sehnsüchtig meine Rückkehr nach Deutschland, in die Heimath, gewünscht hatten? Wie hatte ich es bis jetzt vergessen können, daß sie doch auch ein Anrecht auf meine Liebe hatten, daß ich die Freude und der Trost ihres Alters hätte sein können. O und was fühlte ich jetzt, wenn ich Helene vor mir sah! Wie hatte ich jenen einzigen Blick vergessen können, der doch so tief in mein Herz gedrungen war, damals, als sie mir zuletzt zur guten Nacht die Hand reichte!

Vielleicht war auch ihr Leben jetzt farb- und freudlos — vielleicht auch war ein Anderer gekommen, der sie den unge-

treuen Jugendfreund vergessen gemacht. „Zürnet mir nicht, ihr Alle, die ich in der Heimath ließ, dachte ich nach solchen Betrachtungen, o, wüßtet ihr, welch' ein freudloses Dasein ich verlebte! Zu Euch hin mag es aus der Ferne einen glänzenden Schimmer hinübergeworfen haben, der Euch täuschte über die Kälte und Dede, die in seinem Innern herrschte.“ Da standen sie vor mir, Alle, die ich drüben ließ, die alte, süße Liebe im Blick, so deutlich, so klar, daß ich meinte, sie umfassen zu müssen. Und auch in meinem Herzen, da brach sie wieder hervor, übermächtig — Alles, was dazwischen lag, überfluthend. Da konnte ich stundenlang liegen mit matten, geschlossenen Augen und träumen, bis die Stimme meines Wärters mich in die Wirklichkeit zurückrief. Ich war saust und weich wie ein Kind geworden und alle Bitterkeit war aus meinem Herzen geschwunden. Auf meiner Ottomane, auf der ich jetzt schon Stunden zubringen durfte, machte ich Pläne, Zukunftspläne! Wie lang waren sie mir fremd gewesen. Ich suchte meine Entlassung nach, erhielt sie und reiste in die Heimath, in's Elternhaus zurück. Und dann — ob ich Helene, ob ich ihren Vater noch finden würde? Aber diese Fragen und die Folgerungen derselben recht in's Auge zu fassen, war ich noch zu matt und schwach. Wenn meine Gedanken bis dahin gekommen waren, fing ich an zu träumen und lebte die Zeiten wieder durch, die ich nie hätte vergessen sollen. Doch was verliere ich mich von Neuem in Gefühlsschilderungen, die du jetzt genugsam verstehen wirst. — Du weißt, daß ich, sobald mein Gesundheitszustand es erlaubte, meinen Plan ausführte, daß der König mir vorläufig einen längeren Urlaub huldvollst gewährte und ich zuerst bei meinen Eltern war. Dort erfuhr ich, daß Helene's Vater längst gestorben sei und Eduard fern an der Gränze eine Pfarrstelle versuche. Von ihr wußten sie nichts. Sie staunten, daß Eduard mir den Tod seines Vaters nicht angezeigt, daß ich von seiner Heirath nichts wußte und verhehlten auch ihre Empfindlichkeit nicht, daß er sich seit dem Tode der Eltern so fern gehalten, ihnen nicht einmal seine Frau gebracht, und daß auch Helene sie nie mehr besucht habe. „Wie oft habe ich an das Kind gedacht,“ setzte meine Mutter hinzu, „das Vermögen war klein, bei keinem der nahen Verwandten ihrer Eltern hätte ich einen recht passenden Aufenthalt für sie gewußt. Wie gern hätte ich sie zu mir genommen, wenn sie, was ich doch nicht anders erwarten konnte, ein so liebes, sanftes Wesen geblieben, als sie mit sechszehn Jahren war; denn damals hatte ich sie zuletzt gesehen und sie hatte es mir ganz angethan, so sehr gefiel mir ihre Weise. Aber freilich, da die Kinder sich beide so zurückhielten, mochte man sich mit seiner guten Meinung auch nicht aufdrängen. Ob sie sich nun später auch verheirathet hat, oder sonst in eine Stellung eingetreten ist, weiß ich nicht. Beim Bruder ist sie nicht, wie wir vor kurzem hörten.“

„Du kannst dir denken, wie ihre Worte mir in's Herz drangen. Wie wohl verstand ich Alles, was ihnen unklar war. O sie ahnte nicht, welche Selbstanklage sie im Herzen

ihres Sohnes wachrief. Zu Eduard hinzureisen, ihn nach seiner Schwester zu fragen, habe ich nicht den Muth. Und doch wird es das einzige Mittel sein, etwas über sie zu erfahren. Aber was meinst du jetzt, nachdem du nun Alles weißt, was räthst du mir? Der Gedanke ist mir auch schon aufgestiegen, daß dir, der du so viele Menschen kennst, von so vielen reden hörst, der Name Helene D. schon einmal an's Ohr gedrungen sein könne? Ich sah ihn theilnehmend an und schüttelte verneinend den Kopf. Es war mir so vieles durch den Sinn gegangen, wie er so vor mir saß und das Alles so eifrig erzählte. Ich konnte es begreifen, wie Alles so gekommen war, wie die glänzende Erscheinung Leonorens ihn hingerissen und das Bild der Jugendfreundin verdrängt hatte. Wie hernach betrogene Liebe, verlegter Stolz an ihm genagt und sein Leben verbittert hatten. Auch seine jetzige, durch die Krankheit vollendete Wandlung — Alles fühlte ich mit. Aber wie es nun werden sollte, — dafür wußte auch ich keinen Rath.

Jahre sind eine gar lange Zeit und ändern oft viel am Menschen und so lange war es, daß er die nicht mehr gesehen, nach der alle Sehnsucht in ihm wieder erwacht war. Er hatte ihr Bild festgehalten, mit dem ganzen Zauber eben erwachter Jungfräulichkeit geschmückt; wie mochte der rauhe Hauch des Lebens ihre Blüthen abgestreift, ihren zarten, gläubig vertrauenden Sinn verwandelt haben! Vielleicht war sie verheirathet und die Erinnerung an ihn war verblaßt und verdrängt. Oder sie lebte in einer abhängigen Stellung, in engen, beschränkten Verhältnissen bei Andern und verkümmerte unter den täglichen Kleinlichkeiten des Lebens. Gewiß war sie nicht so viel ausgebildet und geweckt, um den Forderungen gerecht zu werden, die er jetzt in mehr als einer Beziehung an eine Frau stellen mußte. Ich verbarg Gustav all diese Bedenken nicht; ich stellte ihm vor, in welche peinliche Lage er gerathen könne, wenn er jetzt Helenen aufsuche und sie als eine ganz Andere wieder fände. „Versprich mir, eine Zeitlang hier zu bleiben, erst vollends zu gesunden, eh' du weitere Pläne verfolgst,“ so schloß ich meine Vorstellungen. „Werde erst wieder selbst heimisch in der früher gewohnten Weise, damit du auch ein ruhiges Urtheil haben und einen Entschluß fassen kannst, der zum Guten führt. Und vor Allem, gewöhne dich erst wieder an den Umgang mit Frauen überhaupt, den du so lange gemieden hast. Doch sieh, fast hätte ich über dem Interesse, mit dem mich deine Mittheilungen erfüllen, vergessen, daß sich grade dazu heut' Abend schon eine der schönsten Gelegenheiten bietet. Ich bin zum Commerzienrath B. eingeladen und seine Frau wird entzückt sein, wenn ich in Begleitung eines so interessanten Gesellschafters erscheine. In ihr wirst du eine zwar höchst originelle, aber sehr geistreiche und unterhaltende Dame kennen lernen. Sie ist leidenschaftliche Musikliebhaberin und überhaupt eine Beschützerin der Künste; an ihren Gesellschaftsabenden trifft man stets Virtuosen, Maler und Dichter und in ihrem Salon habe ich die schönsten Concerte gehört. Was aber für dich heute am Meisten von Werth ist, wir werden dort viel liebenswürdige Damen treffen.“

Gustav lächelte trübe. „Ich bin ermüdet,“ sagte er. „Das viele Sprechen und, daß ich's nur gestehe, auch diese Erinnerungen haben mich sehr aufgeregt und es wird mir besser sein, den Rest des Tages für mich zu bleiben. „Um den Geistern, die du riefst, gänzlich zu verfallen,“ sagte ich pathetisch. „Nein, mein Freund, das leide ich nun einmal gar nicht. Entweder du gehst mit mir, oder ich bleibe bei dir und lasse mich noch jetzt — freilich in der ersten Stunde — entschuldigen. Aber höre auf verständigen Rath und überlasse dich für heut' einmal meiner Leitung. Nichts wird dir besser über deine jetzige Stimmung hinweghelfen, wird deine Nerven so angenehm beruhigen können, als die glänzende und doch ungezwungene Gesellschaft, in die ich dich einführen möchte. Daß dieser Vorschlag überaus uneigennützig von mir ist, liegt auf der Hand, denn du brauchst nur zu wollen, so bist du der Held des Abends. Mit einem Wüstenabenteuer oder einer Scenerie von deiner Reise durch Griechenland fesselst du Alles und — „Still wird's und jedes Ohr hängt an Anäens Munde.“ Ich Armer verschwinde dann vollständig und nur der Gedanke tröstet mich, daß du es bist, für den ich mich opfere.“ Er mußte jetzt herzlich lachen. „Sehr viel Ehre würdest du nicht mit mir einlegen,“ sagte er. „Geblendet von dem lang entwöhnten Glanz würde ich zufrieden sein, ein stilles Plätzchen zu finden, von dem aus ich beobachten könnte, ob unter all den Schönen, die du mir preißest, nicht Eine deine besondere Auszeichnung genießt. Ich fühlte, daß ich erröthete und meine Bewegung entging ihm nicht. „Wie? habe ich scherzend das Rechte getroffen?“ frug er in lebhafter Theilnahme. „Sieh, der leichte Farbenwechsel auf deiner Wange thut mehr, als all deine Beredsamkeit von vorhin. Er bestimmt mich sofort, dich zu begleiten. Doch nun erzähle auch du.“

Die leichte Wallung, auf der ich mich betroffen, war verflogen und ich entgegnete jetzt ruhig: „Zu erzählen ist da wirklich noch nichts; glaube mir, erst so eben, indem ich deinen Schilderungen folgte, wurde es mir klar, daß es mehr, als ein gewöhnliches Wohlwollen sei, was ich für ein Mädchen, das ich wohl heute Abend sehen werde, fühlte. Ich habe sie noch wenig getroffen, aber ihr Wesen ist sehr anziehend und ihre Unterhaltung fesselt mich jedesmal mehr. Das ist Alles, was ich dir von ihr sagen kann, denn sie ist fremd hier und von ihrer Familie und ihren Verhältnissen weiß ich gar nichts und habe bis jetzt auch noch nie daran gedacht. Aber wenn du mit mir gehst, wirst du sie sehen und dann sprechen wir weiter davon.“ „Wie heißt sie denn, wie sieht sie aus und ist sie noch ganz jung oder in den Jahren, wo sie dir Hoffnung gäbe, in der Geliebten zugleich den „verschwiegenen Freund“ zu finden? Eine Emancipirte wird es nicht sein, wenn du anders dir in diesem Punkt nicht untreu geworden bist.“ Und er sah mich schelmisch an. Ich bemerkte mit Vergnügen, wie die Theilnahme für mich ihn erheiterte und verjüngte. „Wie alle Jugendideen sich moderiren, abklären und läutern,“ entgegnete ich, so bin auch ich grade nicht mehr der strenge

Segner, der schon bei Nennung dieses Namens in Harnisch gerieth. Ich verkenne es nicht, daß sich manches edle Streben geltend macht, die Lage alleinstehender, auf die eigene Thätigkeit angewiesener Frauen zu erweitern und zu verbessern. Aber daneben schießt auch unter dem Schein des Guten viel Unkraut auf und das gilt namentlich von der ersten Erziehung, die man jetzt schon dem Kinde im Hinblick auf alle späteren Möglichkeiten gibt. In der ängstlichen Sorge, es Alles zu lehren, es für jedes Lebensverhältniß tauglich zu machen, übersieht man leider nur zu oft die Hauptsache, für die man ein Mädchen heranzubilden, die man es verstehen lehren soll. Lebhafter als je drängte sich mir dieser Gedanke auf, als ich neulich in einem befreundeten Hause die Kinder zu beobachten Gelegenheit hatte. Das älteste Töchterchen, ein Mädchen von zehn Jahren mit feinen, blassen Zügen und schwarzen Augen, saß am Schreibtisch, mit Aufgaben überbürdet. Ich gewann ihr Vertrauen durch einige Aufschlüsse über englische Wörter, die sie nicht finden konnte und erfuhr ihre ganze Unterrichtsmethode. Sie lernte schon drei Sprachen, wußte über Mythologie, über lyrische und didaktische Poesie zu sprechen und über Gott weiß was sonst noch. Man konnte sich wirklich mit der Kleinen schon unterhalten und ich war im Augenblick ganz erstaunt. „Wie ist die Zeit vorgeschritten,“ dachte ich, was wußten meine Schwestern in diesem Alter von solchen Sachen? Wie blöde entliefen sie, wenn Fremde sich um sie kümmern wollten! Da kam das kleine Schwesterchen herzugehoppelt und bat: „Binde mir doch meine Zöpfe neu, sie sind im Spiel losgegangen.“ „Geh' zur Kiepe, sie ist ja dazu da,“ sagte meine junge Gelehrte schnippisch, „ich habe zu viel zu thun, mich mit dir abzugeben.“ Sieh, dieser kleine Auftritt repräsentirte die ganze moderne Zeitrichtung. Ausnahmen gibt es immer — aber die allgemeine Strömung ist so. O meine lieben, kleinen Schwesterchen von damals, dachte ich und sah sie vor mir stehen mit den klaren, treuen Kinderaugen, die nie freundiger strahlten, als wenn sie entdeckten, daß sie irgendwo und irgendwie im Hause helfen konnten, wie unrecht habe ich euch gethan! Ihr wußtet und übtet früh, was des Weibes schönster Beruf ist, in Liebe zu dienen! „Dienen lerne bei Zeiten das Weib, denn nur so gehorcht sie dem Schicksal“ und der Dichter hat Recht „die sich in Demuth liebend hingeeben, sie dient und herrscht zugleich.“ Eine Frau, die das recht erfaßt hat, die wird überall ihren Platz finden, wird überall willkommen sein und Segen verbreitend wirken, ohne daß sie Bahnen zu betreten versucht, die dem Manne gehören und auf denen sie ihm nie gleichkommen wird.“ „In der Hauptsache bist du doch noch immer der Alte,“ lächelte Gustav und eigentlich freut's mich. Nach deiner jetzigen Erziehung über diese brennende Tagesfrage bin ich doppelt gespannt auf den Abend. Du hast meine Neugier indeß noch wenig befriedigt. Wie heißt denn das Fräulein, das mich deinetwegen vor Allen anderen interessiren wird? „Ihren Familiennamen habe ich nicht recht verstanden, aber ich hörte sie Mathilde nennen,“ entgegnete ich. „Wie?“ bemerkte er erstaunt.

„Und du sagst, sie ist fremd hier, sie kann dir also entschwinden und wo sie dann suchen, den Stern, der deinem Dasein zu leuchten beginnt?“

„Heute Abend werde ich darauf achten,“ betheuerte ich, „doch deine Gedanken stürmen zu schnell. Noch finden die Worte Anwendung auf mich: „Ruhig kann ich sie erscheinen, ruhig gehen seh'n. —“ „Mehr Dichtercitate entströmen deinen Lippen, als ich in zehn Jahren hörte,“ rief er, „und ich soll glauben, du seiest nicht verliebt?“ Aber ich entgegnete mit Pathos: „Dein Geschick ist's, o Freund, was mir die Seele erregte. Nicht gedenk' ich eigener Lust, eigener Schmerzen bei dir.“ Das will ich für's Erste ununtersucht lassen, lachte er, „aber laß dich weiter examiniren. Wie sieht sie aus?“ „Sollte man nicht glauben, du seiest der Instructionsrichter von W.,“ suchte ich mich der Antwort auf diese direkte Frage zu entziehen, „ich kann schlecht Personen beschreiben.“ „Ein Signalement verlange ich grade nicht, aber du weißt, ich bin kurzichtig und werde sie heut' Abend vielleicht nicht so in der Nähe haben, um ihre Züge genau unterscheiden zu können. Ich möchte auch so gern schon jetzt im Stande sein, mir eine Vorstellung von ihr zu machen.“

Ich mußte seinem Drängen nachgeben und wie ich das liebe Mädchen beschrieb, den hohen, schlanken Wuchs, die sanften Augen und das weiche Haar und dabei fühlte, daß es dies Alles doch nicht war, was mich anzog, daß ich ihm das unnenbare Etwas, das sie umfloß, nicht schildern könne, unterbrach er mich und rief: „Und Schöneres find' ich nicht, wie lang ich wähle. Als in der schönen Form die schöne Seele.“ Aber ernstwerdend setzte er hinzu: „Sie muß Helenen gleichen, diese Mathilde.“ Wir plauderten noch mehr über dasselbe Thema und ich fühlte mich immer beunruhigter, ob das eben angeführte Citat aus dem Toggenburger noch anwendbar auf mich sei. Endlich trennten wir uns mit der Verabredung, daß ich einen Wagen besorgen und Gustav um die bestimmte Stunde abholen solle.

Ich hatte noch einen geschäftlichen Gang zu machen und wie ich so meines Weges daher ging, Alles im Herzen erwägend, was er mir vertraut, überkam mich ein inniges Mitleid mit ihm. Ob er seine Helene wiedersände? — „Nein, o nein,“ rief es in mir, „er findet sie nie! Er vergißt die Jahre, die dazwischen liegen und ihn für immer von ihr trennen. Ihn haben Welt und Leben in die Schule genommen, er hat Ansehen und Stellung erlangt und ist ein fertiger Mann. Wie wird das damals gewiß niedliche Töchterchen des Landpfarrers verblüht und verkümmert sein, wie wenig würde es ihm genügen! Das Beste wäre, wenn er sie verheirathet fände — für sie und für ihn. Keine unglücklichere Idee, als einen Jugendtraum verwirklichen wollen, nachdem wir selbst und Alles um uns, ganz anders geworden. Nun, vom heutigen Abend hoffe ich schon viel für ihn.“ So meine Sorgen um sein Wohl beschwichtigend, trat ich in das Haus, wo ich noch etwas zu besorgen hatte, und rasch mein Geschäft erledigend, beeilte ich mich, rechtzeitig nach Hause zu kommen, um mich in Toilette zu werfen.

Wir mußten beide lachen, als wir uns im Frack, in Glanzstiefeln und weißen Handschuhen gegenüber standen und Einer den Andern prüfend gemustert hatte. „So jung, wie damals, als wir zuletzt so mit einander zu Vangerow gingen, sind wir beide nicht mehr,“ sagte ich. „Aber du siehst diesen Abend sehr gut aus, Gustav. Wenn du es darauf anlegst, so machst du sicher Eroberungen.“ „Man sieht, wohin dein Sinnen und Trachten geht,“ rief er heiter. „Soll ich dir etwa jetzt sagen, daß über deinem braunen Scheitelhaar, die langen Jahren spurlos hingegangen, und daß du —“ „O still“ unterbrach ich ihn, „auch mir ergraut das Haupt zu bald. Doch was thut's, ich denke daran was Kopisch sagt: „Wenn nur das Herz nicht kälter wird, so schadet's nicht, wenn man auch älter wird.“ Und nun komm, der Wagen wartet und es ist Zeit.“

* * *

Da standen wir auf dem glatten Parketboden und machten der Frau des Hauses unsere Verbeugung. Um uns duftete und prangte der Frühling in zauberischem Reiz. Die hohen Bäume in dem se enhaft erleuchteten Gewächshause, dessen geöffnete Glashüren in den Salon gingen, senten ihre Zweige, an denen tausende von Blüthen niederhingen und aus den Blumen- und Pflanzengruppen hoben sich griechische Marmorstatuen von vollendeten Formen empor. Die hohen Spiegel strahlten ein Meer von Licht zurück und hell erleuchteten die Gasflammen an der Wand den gemalten Fries, der schon so vielfach gedeutet worden war, bis der Künstler selbst die Aufklärung gegeben, daß er in diesem Kranz die deutschen Volkslieder vereint habe und jedes der feinen Medaillons das Symbol eines derselben sei. Auf den Sophas aber von dunkelgrünem Sammt und auf den Sesseln saßen, was mich im Augenblick mehr als alles Andere interessirte, schon Damen. Indessen die vielen Uniformen und Fracks, welche sie belagerten, verhinderten neidisch meine Forschungen nach Mathilden. Die Frau vom Hause empfing Gustav sehr liebenswürdig und offenbar erfreut; sie stellte ihn einigen gleich nach uns erscheinenden bedeutenden Persönlichkeiten vor, mit denen er bald in eine so interessante Unterhaltung begriffen war, daß ich mich einmal in der Gesellschaft umsehen konnte, die inzwischen viel belebter geworden war und sich zwanglos durcheinander bewegte. Aber Mathilden sah ich auch jetzt nicht. Sollte sie nicht hier sein? Die Marmorstatuen sahen mich plötzlich traurig an und die Blumen schienen wehmützig zu nicken, eine trübe Ahnung legte sich auf mein Herz. Ist sie dir denn wirklich auf einmal so werth geworden, fragte ich mich und suchte ein Seitenkabinet auf, in dem gewöhnlich ältere Leute sich zusammen fanden, um ein Spielchen zu machen, oder die neuesten Tagesereignisse zu besprechen. Da sah sie, die ich gesucht, auf einem kleinen Divan neben einer alten Dame, mit der sie sich eifrig zu unterhalten schien. Sie sah ein wenig bleich aus, eine stille Wehmuth lag in ihren Zügen, aber sie erschien mir anziehender, als je. Sollte auch sie mich vermisst haben? Der Gedanke durchzuckte mich wie ein

Blitz und im nächsten Augenblick war ich an ihrer Seite und begrüßte sie. Sie fuhr leicht zusammen, ihre Wangen übersog ein zartes Roth; die verrätherische Farbe entzückte mich. Aber gleich darauf sah sie mich mit ihrer gewohnten, ruhigen Freundlichkeit an und beantwortete meine Fragen nach ihrem und ihrer Verwandten Ergehen ohne die geringste Verlegenheit. „Die Familie, bei der ich hier wohne, ist mir nicht verwandt, wie Sie anzunehmen scheinen, sagte sie dann. Herr Staatsrath L. war ein Studienfreund meines seligen Vaters und diese Freundschaft war so treu und innig, daß sie selbst den Tod überdauert hat; die Güte, die er mir erzeigt, beweist das.“

„So haben Sie ihren Vater schon verloren?“ „Auch meine Mutter — schon lange.“ Und ihre Lippen zuckten schmerzlich. „Werden Sie nur nicht wieder traurig, mein liebes Kind,“ warnte die alte Dame, der ich, wie mir jetzt zu meiner Beschämung einfiel, noch gar keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte, „was wird sonst Frau Staatsrath sagen, wenn sie gleich kommt und was wird's mit dem Gesang geben?“ „Singt Fräulein —“ fast hätte ich Mathilde gesagt, aber das Wort wollte doch nicht recht über die Lippen und die gutmüthige Matrone half mir aus der Verlegenheit, indem sie sagte: „Fräulein Richter singt wunderschön; haben Sie sie noch nicht singen hören, so kennen Sie sie noch nicht.“ Ich verneinte und Mathilde entgegnete: „Bis jetzt habe ich nur im Hause von C.'s gesungen und dort scheinen Sie nicht bekannt zu sein. In fremden Gesellschaften fehlte mir noch immer der Muth dazu; heute indeß mußte ich dem Wunsch meiner mütterlichen Freundin nachgeben und ein Liederheft mitbringen.“ „Sieh da, wie reizend! Ach ja, es ist zu niedlich, nein wundervoll,“ tönte es jetzt in mein Ohr und durch diese Ausrufe des Entzückens gewahrte ich erst, daß uns gegenüber an einem Tischchen ein paar Damen saßen, die ganz verloren in die Beschauung eines vor ihnen aufgeschlagen liegenden Buches schienen. „Ach, es ist das Neueste von Hermine Stille, sie zeichnet und malt zu niedlich,“ rief unsere Gesellschafterin aus, „ich muß doch auch, einmal sehen. Ein Augenblickchen, meine Liebe,“ nickte sie aufstehend gegen Mathilden und husch, saß sie drüben und bewunderte auch. Mit einem dankbaren Blick sah ich ihr nach und einen Stuhl nehmend und mich gegen Mathilden verbeugend, sagte ich: „Wenn Sie erlauben, mein Fräulein werde ich Ihnen Gesellschaft leisten, bis die Damen ihre künstlerischen Studien beendet haben.“ Sie lächelte freundlich und wie ich nun neben ihr saß, zum erstenmal allein, wie gern hätte ich sie nach ihrer Heimath, ihren Verwandten gefragt, wie gern mir aus ihrer Vergangenheit erzählen lassen. Aber es erschien mir nach dem eben Angedeuteten für den Augenblick unpaffend; direkt durfte ich es keinesfalls thun.

Wachte ich doch auch dem schönen Mädchen gegenüber nicht neugierig erscheinen! So plauderte ich für's Erste ein wenig über die Tagesneuigkeiten der Residenz, über die nun zu Ende gehenden Wintervergütungen und bald waren wir in ein eifriges Gespräch über das Theater und unsere neuesten Literaturerscheinungen verwickelt. Sie wurde immer

lebhafter, wie sie von den Eindrücken sprach, welche die großen Tragödien der Alten auf sie gemacht und ich erstaunte, wie richtig sie Alles aufgefaßt und begriffen hatte; ihre Aeußerungen verriethen ebensoviele Geist als Gemüth und ich war ganz entzückt. „Welch seltenes Mädchen,“ dachte ich. „So lieblich bescheiden und doch so klug und verständig. Aber unwillkürlich stellte sich meinem Geist neben ihr ein trüber Schatten dar und ich nannte ihn „Helene.“ Nein — Gustav mußte ihn aufgeben, diesen Traum und sich aufraffen zu frischem, neuem Leben. So ist der Mensch! Mehr ein Kind seiner Zeit und beherrscht vom Eindruck des Augenblicks, als er sich selber gesteht! Hatte ich mich nicht noch soeben ereifert gegen die herrschende Zeitrichtung? Hatte ich nicht vor Allen die Frau gepriesen, die still und liebend im häuslichen Kreise zu walten verstände und mußte ich nicht annehmen, daß Helene das gelernt hatte? Und von Mathilden, die mich mit jedem Wort, daß sie zu mir sprach, mehr und mehr bezauberte, wußte ich darüber ja gar nichts. Ich erzählte ihr jetzt von der Freude, die mir geworden, den liebsten Jugendfreund nach so langen Jahren wiederzusehen und mit ihm die alte Zeit noch einmal durchzuleben. Ich sagte ihr, daß ich ihn mit hergebracht und mir erlauben werde, ihn ihr später vorzustellen. Sie erröthete wieder, sie war doch gar schüchtern. „Ihr Freund ist gewiß zu sehr in Anspruch genommen,“ entgegnete sie ablehnend, „die Herren hören so gern etwas über die Politik und das Getreibe anderer Länder, daß Sie gewiß für diesen Abend alle Ansprüche an ihn aufgeben müssen.“ Ehe ich etwas erwidern konnte, schoß eine kleine, bewegliche Dame wie ein Pfeil auf uns los und sich neben Mathilden auf den Divan legend, sprudelte sie förmlich von geistreichen Bemerkungen über die Gesellschaft, über das reizende Arrangement der Wirthin und sagte zuletzt: „Bei Dir muß ich mich ein wenig ausruhen, ich bin schon müde von all dem Begrüßen und Pflandern.“ Es schien, daß sie mich jetzt erst gewahrte, denn ihre lebhaftesten, runden Augen richteten sich plötzlich mit unverhehltem Erstaunen auf mich. Mathilde stellte mich vor; „meine mütterliche Freundin, Frau Staatsrath L.“ sagte sie dann, sich zu mir wendend. „Ach,“ sagte die kleine Dame freundlich, „Ihnen verdanken wir ja den Genuß, den Herrn — nun ich will Titel und Namen nicht wiederholen, ich möchte wieder ungenau verstanden haben, was so häufig der Fall sein soll, wie mein guter Mann zu behaupten keinen Anstand nimmt — hier zu sehen; die Schilderungen, die er von seinen Reisen macht, sind wundervoll. Ganz hinreißend weiß er zu erzählen, mein Kind. Ich hörte eben, wie er von dem Eindruck sprach, den der erste Anblick von Constantinopel auf ihn gemacht, es muß unvergleichlich sein und er sagte selber, daß es alle seine Erwartungen, so hoch sie auch gespannt gewesen, weit übertroffen habe. Wie ein Märchenbild der Phantasie schien es im Halbkreis aus dem Meere aufzusteigen mit all den schlanken, vergoldeten Minarets, auf denen der Halbmond glänzt! Und Stambul —“ „Ah, meine Liebe L.“ sagte jetzt eine freundliche Stimme, den Redestrom der Dame

unterbrechend, „ich bin entzückt, Sie zu sehen. Ich hörte so eben schon von Fräulein Richter, daß Sie kommen würden und wollte Sie deshalb hier erwarten.“ Es war die Dame, die eben zu dem andern Tisch herüber gegangen war. Mathilde war aufgestanden und bot ihren Sitz an. Auch ich hatte mich erhoben. „Treten Sie doch einmal zu dem Tischchen drüben, und sehen sich die reizenden Bilder von Stille an,“ sagte sie jetzt zu uns, „sie sind himmlisch.“ Ich blickte auf Mathilde; sie that zögernd einen Schritt dahin, dann sagte sie zu mir: „Wird die Gesellschaft, wird Ihr Freund Sie nicht schon vermissen? Indem ich mich der angenehmen Unterhaltung hingebe, vergesse ich, daß Sie gewiß noch viele Bekannte zu begrüßen haben.“ „Wollen Sie mich fortjücken?“ entgegnete ich. „Erlauben Sie mir, die „himmlischen“ Sachen noch zu betrachten, ich möchte so gern sehen, ob sie Ihnen denselben Eindruck machen, wie der gütigen Dame, die uns darauf aufmerksam macht.“ Sie hatte das zierlich in rothen Maroquin gebundene schmale Heft aufgeschlagen und ein leises Ach entfuhr ihren Lippen, da sie das erste Blatt betrachtete. Nachdem ihre Augen eine Weile darauf geruht, schob sie es mir mit den Worten hin: „Die Kunst, die rechte, ist wahrlich eine Himmelstochter. Da sehen Sie, wie liegt in den wenigen Federstrichen so unendlich viel, wie weiß die Künstlerin es so rührend zu versinnbildlichen, das schöne Dichtervort, das sie als Motto und Erklärung darunter setzt. Ach, das Bild macht mir Heimweh! So sah ich als Kind in jedem Frühling den Sämann über die Furchen schreiten, indeß ich selber Weischen suchend an den Hecken vorbeistrich, mit Jubel jede neue Regung der Natur begrüßend, und wenn mein Auge die Engel auch nicht sah, die Thau spendend hier über dem Gesilde schweben — dem Kinderherzen ist ja stets der Himmel offen und ich ahnte sie um mich und glaubte an ihren Segen.“ Sie wurde immer wärmer, je weiter sie in diesen Illustrationen zu der vierten Bitte des Vaterunsers blätterte. Sie war so zu Hause bei diesen schlichten Landleuten, bei den Kinderchen in Kittel und Schürzchen, in Feld, Dorf, Stube und Tenne als hätte sie immer unter ihnen gelebt. Und das konnte doch nicht sein, — sie war ja eine vollendete Salondame, die sicher von früh an die sorgfältigste Erziehung genossen hatte. „Waren Sie als Kind viel auf dem Lande?“ frug ich sie endlich. „Ich bin dort geboren und habe die glücklichste und schmerzvollste Zeit meines Lebens unter solchen schlichten Leuten verbracht und viel Theilnahme und Trost gefunden, als ich dessen sehr bedürftig war,“ sagte sie ernst. Ich blickte auf die schönen, ruhigen und reinen Züge. Der Ernst und das Weh des Lebens hatten noch keine Spur darauf gezeichnet. Was konnte sie erfahren haben? Aber sie hatte ja schon beide Eltern verloren und da mochte sie wohl von Schmerz sprechen. „Sie denken ohne Zweifel Ihrer Eltern,“ sagte ich theilnehmend, „und so groß gewiß dieser Verlust ist, er bleibt früher oder später keinem erspart. Doch sonst hat das Leben Ihnen gewiß nur die heitern Seiten zugewandt. Sie sehen nicht aus, als hätten Sie schon trübe Erfahrungen gemacht.“ Sie sah mich mit einem

Blick an, der mir in's innerste Herz drang. Ja, jetzt glaubte ich es, sie mußte schon tiefe Leiden empfunden haben. „Ach,“ sagte sie, „welchem Herzen bleiben sie erspart, wenn Welt und Leben es in die Schule nehmen! Doch ziemt es sich nicht, darüber zu klagen, ein Jedes erhält sein Theil und soll es; denn wie vermöchte es sonst, auch Anderer Leid zu verstehen und es theilnehmend zu lindern. Und wie oft uns auch das Wort der Liebe belehrt, daß das Glück uns selten entgegengebracht wird, daß wir es erkämpfen und erringen müssen durch Selbstentäußerung und Opfer, die Wahrheit dieser Lehre lernen wir doch meist erst in der Schule der Entfagung und der Leiden.“ Ich sah sie gespannt an; sie mochte fühlen, daß ich nach so ernstern Worten wenigstens etwas aus ihrem Leben zu erfahren wünschte und setzte hinzu: „Glauben Sie mir, als ich dem Vaterhause als Fremde den Rücken kehren mußte, das mir sonst Heimath war, an dem ich mit allen Fasern meines Herzens hing, und als eine Fremde zu Fremden zog, nicht wissend, wie man mich aufnehmen, wie ich ihren Anforderungen würde genügen können, da fing ich an zu begreifen, wie meine liebe Mutter es meinte, wenn sie von der Schule des Lebens sprach. Aber,“ fuhr sie lächelnd fort, „wie haben die einfachen innigen Bilder uns auf ein so ernstes Thema geführt. Das beste Lob für den Künstler, wenn er die Tiefen des Herzens erregt und die Gedanken der Seele an's Licht bringt.“ Sie hatte auch mir die Seele erregt, so sehr, daß ich nicht gleich Worte fand für Alles, was ich ihr sagen sollte, was ich sie hätte fragen mögen und ehe ich mich sammeln konnte, stand Frau L. neben uns und sagte: „Es wird Zeit, mein Kind, daß du dich wieder zur Gesellschaft begibst. Ich möchte dich auch noch einigen Bekannten vorstellen und nach der lebhaften Unterhaltung, die du mit diesem Herrn geführt hast, zu urtheilen, ist dein Kopfweh vorüber.“ „Sie fühlten sich nicht wohl, mein Fräulein?“ rief ich so lebhaft, daß Frau L. mich erstaunt ansah. „Es war nichts,“ lächelte Mathilde. „Der Blumenduft vielleicht, die vielen Begrüßungen — ich bin das noch so wenig gewohnt.“ Sie verbeugte sich anmüthig und Frau L. entführte sie mir. Ich sah mich um, andere Damen hatten bereits wieder die leer gewordenen Plätze eingenommen und so ging auch ich in den Salon zurück; mich einmal wieder nach Gustav umzusehen. Schon in der Thür faßte ein Bekannter mich unter den Arm und sagte: „Wo haben Sie so lange gesteckt? Ich wollte mich eben nach Ihnen umschauen, um mit Ihnen zu hadern.“ „Wie?“ frug ich und sah ihn dabei wahrscheinlich sehr einfältig an, denn er erwiderte lachend: „Ei ja, wer bringt denn Jemanden mit, der so sehr geeignet ist, uns bei den Damen in Schatten zu stellen, wie Ihr Freund. Ich sage Ihnen, er hat in der kurzen Stunde Alles bezaubert und man weiß wirklich nicht, was man mehr an ihm schätzen soll — den feinen Gesellschafter, den interessanten Erzähler, oder den in Rang und Ansehen stehenden Geschäftsträger eines befreundeten Hofes. Sehen Sie den Kreis, der sich um ihn gebildet hat, sehen Sie die Augen der Damen, wie sie auf ihm haften mit der gespanntesten Aufmerksamkeit!

Aber was erzählt er ihnen auch! Wie er bei Magnesia den Niobefelsen besucht hat — Notabene, eine grobe Büste auf riesigem Postament von der man nicht weiß, ob Kunst oder Natur sie gebildet. Wir haben also schwerlich viel verloren, daß wir sie nicht kennen. Aber aus einem der steinernen Augen rinnt ein Quell, der seinen Weg über die Wangen mit schwarzer Spur bezeichnet — in einer so quellreichen Gegend nichts Wunderbares, aber für unsere Damen äußerst rührend.“ „Der blasse Neid spricht aus Ihren Randbemerkungen,“ sagte ich, nun ebenfalls lachend. „Berklümmern Sie mir die tief tragische Vorstellung nicht durch solche Nüchternheiten.“ „Soll ich Ihnen denn lieber noch zur Vollendung des Bildes von den riesigen Schlangen erzählen, die sich unten im Schilf ringeln?“ fragte er, wieder ernsthaft werdend. „Doch, Scherz bei Seite, ich hätte mit ihm in Ephejus sein mögen, dessen wundervolle Ruinen leider in Schilf und Sumpf zu versinken drohen, wie er sagt. Das Meer, das in alten Zeiten seine Wogen bis dorthin getragen, zieht sich jetzt zurück; nun umrankten wunderbare Schlingpflanzen die alte Säulenpracht und darüber kreifen schwarze Adler mit rothen Köpfen. Ist das nicht ein prachtvolles Bild? Und wie wußte er es zu schildern! ein Künstler hätte es darnach malen können. Nein, ich kann es unsern Damen nicht verargen, daß sie seiner Rede horchen und ihm gönne ich es — mag er doch lange solcher Zuhörerschaft entbehrt haben.“ Ich wollte antworten, ihm beistimmen, doch plötzlich fiel mein Auge auf ein Bild, das all meine Gedanken wendete. An dem Thürpfeiler mir gegenüber stand Mathilde und blickte wie gebannt auf die Gruppe, deren Mittelpunkt Gustav bildete. Aber sie sah nur ihn, fühlte ich es oder sah ich es? — und ihre ganze Seele lag in ihren Zügen. Ich weiß nicht, was mir Alles durch den Sinn fuhr in dem einzigen Moment, aber das ist gewiß, diese Theilnahme gönnte ich Gustav nicht. Wer weiß, welche Proben von Herzstrenge oder gänzlicher Geistesabwesenheit ich dem muntern N. noch gegeben, hätte die Scene sich nicht alsbald verwandelt. In der Thür gegenüber erschien Frau L. und leise ihre Hand auf Mathildens Arm legend, flüsterte sie ihr etwas zu. Ich bemerkte, wie sie zusammenfuhr und erblaßte. Aber diese Bewegung dauerte nur einen Augenblick; ihre Züge erschienen jetzt gefaßt und ruhig und sie folgte ihrer Beschützerin, aber nicht, ohne vorher Gustav noch einmal in's Auge zu fassen. Ja, ich sah es deutlich, nur ihn. Ich war nicht kurzsichtig, wie er. Aber ich glaubte auch zu erkennen, daß der Ausdruck, mit dem sie das jetzt that, Kälte und Gleichgültigkeit verrieth. Doch eh' ich über diese verschiedenen Eindrücke, die ich gleich nacheinander empfing, weiter nachdenken konnte, wurde meine Aufmerksamkeit auf's Neue gefesselt. Mathilde trat durch eine andere Thür in der Nähe des Flügels wieder in den Saal. Sie war am Arme des Hausherrn, der sie bis zu dem offenen Instrument hinführte; ein junger Mann stand davor. Er machte ihr eine Verbeugung und reichte ihr ein Buch. Die Gesellschaft wurde aufmerksam, Alles wandte sich nach der Seite hin, wo sie stand, die schlanke Gestalt in dem

einfachen schwarzen Kleide, als einziger Schmuck eine rothe Rose im Haar, und doch kam sie mir in diesem Augenblick vor, wie eine Königin, so war sie von Anmuth und Würde umflossen. Sie schlug einige Blätter um und reichte das Heft dem jungen Manne zurück, der sich jetzt setzte und zu präladiren begann. Wie die ersten Accorde des herrlichen Instrumentes den Saal durchtönten, verstummte die hier und da noch geführte Unterhaltung und Alles lauschte den Klängen, die unter der Hand des Künstlers wie Perlen niederfielen. „Ach, wenn doch Fräulein Richter ein Frühlingslied gewählt hätte,“ kispelte eine Dame in meiner Nähe, „es wäre so passend.“ „Im Frühlings singt man von Liebe,“ entgegnete die andere leise, „das wäre ebenso passend. Doch still — sie beginnt, wie reizend — wie schön — unser beider Wunsch ist erfüllt.“ Ja, sie sang und wie bewegte diese seelenvolle Altstimme mein Herz! Ihre Stimme zitterte ein wenig, aber nur bei den ersten Worten — mir war, als erhöhe sie durch die leise Gemüthsbeziehung, die sie dadurch verrieth, noch den Eindruck, den sie auf mich machte. Oder berührte die Wahl ihres Liedes mich so eigenthümlich:

Liebliche Blume,	Leiser denn alle
Bist du so früh schon	Blumen der Wiese
Wiedergekommen?	Hast du geschlummert,
Sei mir gegrüßet	Liebliche Blume,
Primula veris!	Primula veris!

Dir nur vernehmbar
Lodte das erste
Sanfte Geflüster
Wachenden Frühlings
Primula veris!

Wie mochte es Gustav zu Muth sein, da sie in sein Ohr drangen, diese Worte, die sie jetzt sang — so innig, so rührend — o, ins Ohr, wem mußten die nicht ins Herz dringen, tief, tief aus dem Herzen kamen sie — das fühlte ich, das mußte jeder empfinden:

Mir auch im Herzen
Blühte vor Zeiten
Schönste von Allen
Blumen der Liebe:
Primula veris!

Ich stand wie gebannt und lauschte noch den holden, innigen Tönen, als sie schon längst verklungen waren und Mathilde ihren Platz verlassen hatte. Aber durch eine Bewegung in meiner Nähe zu mir selbst zurückkehrend, suchten meine Augen Gustav, den Eindruck wahrzunehmen, den das Lied, den die Sängerin auf ihn gemacht. Doch er war nicht mehr da. Sollte er mich suchen? Beunruhigt verließ ich meinen Platz, nach ihm zu sehen. Er war weder im Saal, noch in dem Kabinet, das ich vor kurzem verlassen. Eben wollte ich ein anderes Zimmer nach ihm durchforschen, als mein Fuß wie angewurzelt auf der Schwelle haften blieb. Da stand Gustav — mitten im Gemache — aber er gewahrte mich nicht und, wie es schien, Frau L. ebensowenig, obgleich sie nur ein paar Schritte von ihm entfernt war. Seine Augen ruhten auf der schlanken, zarten

Gestalt, die vor ihm stand, deren Hand er in der seinen hielt und entzückt lauschte er ihren leise geflüsterten Worten. Ich weiß nicht, was Alles bei dem Anblick auf mich einströmte, nur das Eine fühlte, sah ich klar: „Die Beiden gehörten einander.“ Doch eh' ich mich fassen, eh' ich über diesen blickartig empfungenen Eindruck weiter denken konnte, war Frau L. mir zur Seite und sagte: „Denken Sie nur, Ihr Freund hat in meiner lieben Mathilde eine Jugendgepielin wiedergefunden, nach der er in der Heimath vergebens geforscht hat und Beide scheinen so glücklich, sich wiederzusehen. Ist das nicht wunderschön? Und es hätte ja leicht geschehen können, daß er unsere Residenz verlassen hätte, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß sie hier war! Ihnen hat er diese Freude zu danken, o, er scheint unendlich beglückt; Sie hätten den Blick sehen sollen, mit dem er uns hier entgegentrat, als Mathilde sich den Beifallsäußerungen im Saale bescheiden entzog.“ Diese Worte und noch viele mehr entfloßen in unaufhaltbarem Redestrom den Lippen der guten Dame, die ganz Erregung, ganz Theilnahme war. „Aber“ — stotterte ich endlich, mich mühsam zusammennehmend hervor, ich dachte — ich meine doch, Gustav habe mir von einer Helene erzählt.“ „Hat er Ihnen also wirklich schon von ihr gesprochen? Er sagte es eben. Sie heißt auch Helene, wir nennen sie nur Mathilde, weil auch ich den Namen Helene führe und dies Anfangs, als sie bei uns war, zu allerlei komischen Verwechslungen Anlaß gab. Ueberdies erinnert sie mich so sehr an meine liebste Jugendfreundin, die auch Mathilde hieß, daß ich sie unwillkürlich schon immer so nennen mußte. — Doch es wird Zeit sein, daß ich mit dem lieben Kinde in den Saal zurückkehre; unser längeres Verweilen hier möchte um so mehr auffallen, als Mathilde sich überhaupt schon zu sehr von der Gesellschaft zurückgehalten hat. Ich hoffe, Sie werden Ihren Freund begleiten, wenn er morgen zu uns kommt.“ „Ich möchte wohl sehr überflüssig dort sein,“ murmelte ich zwischen den Zähnen, als Frau L. sich nach ihren freundlichen Worten von mir wandte und zu Mathilden trat. Es war nöthig, die Beiden an die Gegenwart, an ihre Umgebung zu erinnern; sie hatten Alles um sich her vergessen über der Freude des Wiedersehens. Erst als Mathilde mit ihrer mütterlichen Freundin entschwinden war, sah Gustav mich und im Uebermaß seiner Gefühle den Arm um mich schlingend, strömten Worte der Liebe und des Dankes von seinen Lippen. Es war gut, daß er in seiner Aufregung, in seinem Glück nicht bemerkte, wie wortkarg, wie verwirrt ich war. In meinem Kopf summt und tönte Alles durcheinander — seine Reden, die Beethovensche Sonate, die drüben gespielt wurde und das Zählen der Points der Spielpartie, die sich inzwischen im Nebenzimmer gebildet hatte. Mein Schweigen fiel ihm endlich doch auf und mich besorgt betrachtend, fragte er plötzlich bestürzt: „Du bist so blaß, fühlst du dich nicht wohl?“ „Nicht so ganz,“ sagte ich, froh, einen Vorwand zu finden, der mich entschuldigen konnte. „Ich möchte mich wohl bald still empfehlen, du begleitest doch sicher die Damen nach Hause und hast von da nicht weit nach deiner Wohnung.“

Wir sehen uns dann morgen wieder.“ „Ist dir so unwohl? fragte er theilnehmend. „Wenn es dir wirklich schwer fällt, in der Gesellschaft zu bleiben, so begleite ich dich und lehre dann zurück.“ „Das geht nicht,“ wehrte ich eifrig, der Weg ist zu weit, es ist schon jetzt die höchste Zeit, daß du in den Saal gehst, die Musik ist verstummt und du wirst jetzt doppelt vermisst. Komm', wir gehen miteinander hinein.“ Damit nahm ich ihn unter den Arm und führte ihn mit mir. Mein erster Blick fiel auf Sie, die wieder am Klavier stand; ihre Züge verklärten sich, als sie Gustav erblickte. Er drückte meinen Arm fest, eh' er ihn losließ. „O, sie wird wieder singen,“ sagte er leise. „Schon damals sang sie so schön, aber wie hat ihre Stimme sich seitdem gebildet.“ Ich vermochte es nicht länger zu bleiben und da jetzt ein Bekannter Gustav ansprach, benutzte ich den günstigen Augenblick mich zu entfernen. Ich verabschiedete mich vom Hausherrn, den ich glücklicherweise im Nebenzimmer traf, bat ihn, mich bei seiner liebenswürdigen Gemahlin zu entschuldigen und eilte fort. Wie ich an den Fenstern vorbeistürmte, tönten mir die Worte ihres Liedes nach: „Bist nicht verarmt, bist nicht allein — Umringt von Sang und Sonnenschein — Umringt von Sang — von Sang und Sonnenschein.“ Das war für ihn — ja, er war jetzt umringt vom Sang, vom Sonnenschein der Liebe. Aber ich?

* * *

Mitternacht war längst vorüber, Alles um mich her war still — aber ich konnte keine Ruhe finden, in mir wogte und stürmte und drängte es und wollte sich nicht ordnen und nicht klären. Ich fühlte mich so unendlich einsam und verlassen, ich haderte mit mir selbst und der ganzen Welt, ich klagte den Freund, ich klagte Mathilden an. Mathilden? Helene mußte ich sie ja nennen, so hieß sie ja, das war ja ihr wahrer Name.

War es denn möglich? Konnte ich es aus meiner Phantasie verschreiben, das bleiche, verklärte Frauenbild, das ich mit diesem Namen genannt hatte? Wohl mußte ich es — ich hatte mich getäuscht. Die zarte Blüthe, die ich vom rauhen Nord, vom kalten Reif zerstört glaubte, war in den Stürmen erstarkt und hatte sich zur herrlich duftenden Blume entfaltet — aber nicht für mich. Warum nicht? Warum für ihn, der ihr tausendfach Leides gethan, der sie verlassen und vergessen hatte, lange, lange Jahre! O, daß er grade jetzt wiederkommen, daß er sie gerade jetzt finden mußte! — — —

Weshalb sollte er denn nicht kommen, weshalb die Liebe seiner Jugend, nach der sein Herz sich zurücksehnte, nicht wieder finden? fragte eine leise Stimme in meiner Brust, vor der meine aufgeregten Leidenschaften verstummten. Mein Blick fiel auf den leeren Platz, wo er vor wenig Stunden gesessen, da lag sie noch, die halbangebrannte Cigarre, die er in der Lebhaftigkeit des Erzählens hingelegt. Mit welcher Theilnahme hatte ich ihm zugehört, wie innig gewünscht, ihn glücklich zu sehen, Alles glaubte ich daran setzen zu können, um dazu beizutragen! Und nun? — Liehte ich denn

diese Mathilde — seine Helene — liebte ich sie? Ich barg mein Gesicht in beide Hände und seufzte. Wie leichtthin hatte ich ihm heut' versichert, ich liebe sie noch nicht! O wie wenig kennen wir die Tiefen des eigenen Herzens! Jetzt fühlte ich wohl, daß es anders war. Der heutige Abend, hatte es mir erst zum Bewußtsein gebracht, doch zugleich mit diesem Bewußtsein auch die Gewißheit, daß ich nicht geliebt wurde! War es mir zu verzeihen, daß dies bittere Gefühl mich ungerecht und neidisch machte? An meiner Seele zog er noch einmal vorüber, dieser Abend, der so schön begonnen, der mir so recht einen Blick in ihr tiefes, reiches Gemüth eröffnet — aber nur, um es desto schmerzlicher zu empfinden, daß sie einem Andern gehörte. Einem Andern, der sich nie mehr um sie gekümmert hätte, wären seine ehrgeizigen Wünsche und Hoffnungen nicht gescheitert! Verdiente er sie denn? Nein, er verdient sie nicht, rief es laut in mir und wieder versank ich in schmerzliches Brüten. Du verdienst sie wohl, fragte da die Stimme in meinem Herzen wieder, nicht wahr? Du stehst erhaben über den Irrungen und Schwächen, die du jetzt am Freunde richtest. Wer war es denn, der ihn heut' zurückhalten wollte, den Jugendtraum zu verwirklichen, der ihn zu gut hielt für eine beschränkte, verblühte Frau? Wer führte ihn in den glänzenden Cirkel der vornehmen Welt, um es ihm recht zum Bewußtsein zu bringen, daß ihm Anderes passe, als das einfache Dorfkind, nach dem er trachtete, an dem er gut machen wollte, was er in Verblendung und Thorheit gesündigt! Nein, an Mathilde mochtest du denken, vor Helene mußt du die Augen niederschlagen, wie würde sie über dich urtheilen, wenn sie das von dir wüßte! Wie hoch würde er über dir stehen, wenn sie die Unterredung vom Nachmittage mitangehört!

Ich sprang auf und durchmaß mit heftigen Schritten das Zimmer. Ja — er war nun glücklich, er war im Hafen — endlich. Wie vielfach hatten ihn die Stürme umher geworfen, eh' es ihm so gut geworden, eh' er ausruhen durfte an einer treuen Brust. Und ich, der ihm dies vor Allen gewünscht, der ich mich noch heute glücklich geschägt, daß er nach so langer Trennung ganz der Alte gegen mich an Liebe und Vertrauen, zurückgekehrt war, ich gönnte ihm jetzt dies Glück nicht? — Beschämt vor mir selbst hemmte ich meinen Schritt und senkte den Blick zu Boden. Wie? Wenn er nun später gekommen, wenn er sie vielleicht als die Meine gefunden, die er zu suchen gekommen war? Mochte ich das jetzt noch wünschen? — — O nein, es war gut so. Ich wollte zufrieden sein. Mein besseres Selbst rang sich aus dem Gewirr widerstrebender Gefühle empor und beschwichtigte den Sturm im Herzen. Wohl ihm, daß er eine solche Perle sein nennen durfte! Wohl mir, daß ich über seine Wahl, über seine Zukunft so ruhig sein konnte! Was wollte ich mehr? Wußte ich denn, ob sie mich je würde geliebt haben? Und hätte sie mich einen so tiefen Blick in ihr Herz, in ihr innerstes Empfinden thun lassen, wäre ihre Seele nicht bis auf den Grund erregt gewesen durch sein unvermuthetes Erscheinen? Und war sie mir nicht erst dadurch so theuer geworden?

Wenn das Meer ruhig und glatt wie ein Spiegel im Sonnenglanz da liegt, so stehen wir am Strande und schauen in die unergründliche, geheimnißvolle Tiefe und spähen vergebens, was sie berge. Aber wenn der Sturm die Wellen erregt und die Wasser aufwirbelt bis zum Grunde, da hebt sich, was verborgen ruhte, zum Licht empor und Korallen und köstliche Perlen lohnen den glücklichen Späher. Oder auch trifft das Auge auf werthlose Kiesel, wo er Perlen zu heben glaubte. — So hatte ich heut' in zwei Herzen geblickt und mußte ich sie nicht einander werth finden? — Ja, sie waren Beide besser, als das eigene, mit dem ich nun im Streit lag, über dessen Egoismus ich jetzt erschrad. Da schlug die Uhr die fünfte Stunde und die Flamme meiner heruntergebrannten Kerze flammte noch einmal auf, um gleich darauf erlöschend zusammen zu sinken. Ich fuhr erschrocken empor und trat ans Fenster. War es denn möglich, daß ich so lang in wachem Traum die Stunden überhört, daß ich die ganze Nacht gebraucht hatte, mein Gemüth zu beruhigen? Und war es denn jetzt ruhig, war es wieder in Frieden? Ich öffnete das Fenster und lehnte mich hinaus. Lau und würzig drang die Luft mir entgegen und spielte um meine Schläfe. Aus dem Garten des reichen Nachbarn, in den ich hinaus sah, sandten die Hyacinthen ihre Düfte herauf und aus der Ferne drang versteckter Vogelgruß an mein Ohr. Am Himmel jagten die Wolken einander, Tag und Nacht kämpften um die Herrschaft, aber siegend drangen schon lichte Streifen durch das Dunkel und verkündeten den Morgen, der bald hell und heller heraufdämmerte. — Und ich sah in den jungen Tag hinein, ein Anderer als gestern und wußte nicht, war ich reicher oder ärmer geworden.

Es war acht Tage später, als ich auf dem Perron des Bahnhofes stand und dem davonbrausenden Schnellzug feuchten Auges nachschaute. Er führte Gustav und seine Braut den Eltern, der alten Heimath zu und Herr und Frau L. begleiteten sie. Eben hatten sie mir den letzten Gruß zugewinkt und nun war ich wieder allein. Aber mein Herz hatte Frieden. War auch nach dem Kampf jener Nacht noch hier und da ein Schatten auf mein Gemüth gefallen, er mußte weichen, wenn ich dem strahlenden, vertrauenden Auge des Fremdes begegnete, der neu auflebte in seiner Liebe, der mich immer wieder als den Stifter seines Glückes pries, ohne den er seine Helene vielleicht nicht gefunden. „Aber du hast mir die Dame ja nicht gezeigt, von der du mir an jenem Nachmittag gesprochen?“ hatte er mich einmal gefragt. „Ich habe mir später Vorwürfe gemacht, daß ich in meinem Glück vergessen, dich nach ihr zu fragen. Wie hieß sie doch?“ Einen Moment stand ich betroffen. Dann, mich schnell fassend, entgegnete ich: „Namen nennen dich nicht — du kennst es ja, das alte Lied von Jean Paul — aber — in Prosa gesprochen, sie war nicht dort und ich habe inzwischen erfahren, daß sie einen Andern liebt. Reden wir also nicht mehr davon. Du weißt ja, was ich dir über sie aus dem Teggenburger citirt habe.“ Ob eine leichte

Bewegung, die in meiner Stimme zitterte, den scherzhaften Ton, den ich anstrebte, Lügen strafte, — er sah mir einen Moment forschend in die Augen; dann meine Hand ergreifend und sie herzlich drückend, sagte er: „Reden wir also nicht mehr davon. Mögest du bald so glücklich werden, wie ich es jetzt bin.“

Ja — er hatte Grund, glücklich zu sein, das hatte ich immer mehr begriffen. Wenn ich zuhörte, wie sie mit ihrer sanften, lieblichen Stimme zu ihm sprach, wenn sie von den Prüfungen und Erfahrungen erzählte, die ihr schon im Leben zu Theil geworden, bis vor Kurzem der Freund ihres Vaters sie kennen gelernt und sie seiner Frau zugeführt hatte, so mußte ich staunen, wie ihr einfaches, kindlich reines Gemüth durch alle Irrwege hindurch stets den rechten Pfad gefunden, wie ihr Herz, statt unter dem Druck so mancher schwierigen Verhältnisse zu verkümmern und sich zu verbittern, sich immer schöner und reicher entfaltet hatte. Und als ich mich einmal auch nicht enthalten konnte, ihr dies Erstaunen auszudrücken, sagte sie lächelnd: „Haben Sie unser neuliches Gespräch über die Alten schon vergessen: „Nicht mitzuhassen — mitzulieben bin ich da.“ Gewinnt nicht die sonst so ernste, fast unweiblich erscheinende Antigone mit diesen Worten unser ganzes Herz? Liegt in ihnen nicht auch der ganze Beruf der Frau, das ganze Wesen der Weiblichkeit? Sie sind mir hundertmal eingefallen, wenn ein bitteres Gefühl in meinem Herzen Raum gewinnen wollte, wenn ein bitteres Wort auf meiner Lippe schwebte. — Vielleicht habe ich sie so wohl behalten, weil Gustav sie mir bei seinem letzten Besuch im Elternhause bezeichnete.“ — Und sie wandte sich mit einem liebevollen Blick zu diesem hin und reichte ihm ihre Hand, die er an seine Lippen führte, indem er leise zu ihr sagte: „Mir selbst sind sie wohl am Meisten zu Gute gekommen, diese schönen Worte.“ Was sie erwiderte, verstand ich nicht, denn ich wandte mich seufzend ab.

An das Alles und noch manches Andere dachte ich jetzt, da ich mich, meine Blicke von den zurückflatternden Rauchwolken gewaltig abziehend, endlich zum Gehen anschickte. Wie nüchtern, wie philisterhaft war ich vor Kurzem noch meinen gewohnten Spaziergang getraut — an nichts denkend, als an Rechtsgeschäfte und Zeitungsberichte. Nur ging mir Anderes durch den Sinn, Jugend und Frühling und Liebe; und waren die lieben Menschen auch fort, die alle Lust und allen Schmerz in mir wieder wachgerufen, den ein empfängliches Herz durch ihren Zauber empfinden kann, sie hatten mir doch reichen Gewinn gebracht. Das fühlte ich trotz meiner Wehmuth, und als ich meine Schritte nach dem Thiergarten lenkte, um mit meinen Gedanken allein zu sein, da war mir, als sei das junge Grün, auf dem der Morgenthau noch im Sonnenstrahl funkelte, in Jahren nicht so schön gewesen und als rufe auch mir all' die Frühlingspracht zu: „Bist nicht verarmt, bist nicht allein — Umringt von Sang und Sonnenschein.“

Männertreu.

Eine Künstlergeschichte

von

Emma Vely.

— — — „Der Mai,
Der bringt Blümelein mancherlei
Und besselet Wälder, Berg und Thal
Mit Raub und Gras schön überall;

Doch keine Schauer, Hagel, Reiften
Die zarte Blü' heftig ergreifen,
Die Herzblättlein darin erfinden!“

Hans Sachs, die zwölf Monate des Lebens.

Pfingsten, „das liebliche Fest“, war wiedergekehrt, Maiküste und Düste wehten, und Freude füllte die Herzen, und die Morgenglocken riefen die Menschen in die Gotteshäuser, um dort ihre Stimmen mit den jubelnden Orgelklängen zu mischen, welche wie die Weihrauchwolken an den hohen Wölbungen emporstiegen. Es grünte und blühte um und in der alten, ehrwürdigen Reichsstadt an der Pegnitz, und selbst die große Linde im Burghofe, die einst die zarten Hände der Königin Kunigunde gepflanzt, hatte reichen Blätter-schmuck angelegt, und die Sonne machte dazu ihr heiterstes Gesicht aus blauestem Himmel.

Noch nicht lange hatten die mächtigen, ehernen Zungen der Kirchen von St. Sebald und Lorenzo geredet und die von St. Ägidi, der Moritzkapelle und der Frauenkirche mit dareingeklungen, da öffneten sich die großen, eisenbeschlagenen Thüren der Patricier-Häuser, wie die schmalen, oft quer in der Mitte getheilten Pforten der Bürgerwohnungen und ließen die Kirchengänger heraus, — und die Frauengestalten, welche noch so eben an den weitansgebauten Erkern sichtbar gewesen, verschwanden eilig und zeigten sich bald darauf draußen, züchtig gesenkten Blickes dahinschreitend.

Rathsherren in ihren faltigen Mänteln und gesteiften Halskrausen, über die herab oft noch bis zur Brust als Zeichen höherer Würde eine schwere, goldene Kette hing, und die Patricierfrau mit langschleppendem, verbrämten Gewande, dem goldstrotzenden Haarschmuck und perlgesticktem Nieder und Gürtel, wie der niedere Bürger im einfachen Sonntagskleide und sein Weib in der vorgeschriebenen verhüllenden Tracht und der enganliegenden Haube, Gesellen und Lehrburschen, Mägde und Patriciertöchter — Alles schlug die Richtung nach einer der zunächstliegenden Kirchen ein und Alle waren gleich fromm und dankerfüllt, mochten die

Einen in den eigenen Kirchenstühlen und vielleicht gar vor einem selbstgestifteten Altare knien, oder die Andern mitten im Volksgedränge ihre Andacht verrichten: Es war ja Frühling; der Sonnenschein lachte nicht allein über den Fluren, sondern auch in die Herzen hinein, und der Vogel-sang in Wald und Feld und blauer Luft fand seinen Wiederhall in jeder Menschenbrust.

Lang noch, bevor das allgemeine Glodengeläute anhub, hatte sich schon das Thor des Pirkheimer'schen Hauses geöffnet und einige jugendliche Kirchgänger herausgelassen: drei auf der Grenze zwischen Kind und Jungfrau stehende Mädchen, die im Schutze einer alten Magd ihren Weg antreten sollten, und unmittelbar hinter ihnen zwei schlanke Jünglingsgestalten.

Der Eine trug die vornehme Sammt- und Seidenkleidung, welche dem Sprößling eines alten Geschlechtes, wie dasjenige der Pirkheimer war, zukam; der Andere steckte in einfach bürgerlichen Gewändern, denn er war nur der Sohn eines unbemittelten Goldschmieds, der eine bescheidene Wohnung im hintern Flügel des Pirkheimer'schen Prachtgebäudes inne hatte und sich's zur großen Ehre anrechnen durfte, wenn der junge Herr Willibald die Gesellschaft des Malerlehrlings, denn das war der braunlockige Jüngling, nicht zu gering achtete.

Die beiden Schwestern Willibald's trippelten mit zierlichen Schritten und niedergeschlagenen Augen einher und achteten nicht der Vorübergehenden, denn so hatte man sie's als den Edelräulein wohlauständig gelehrt, die das Schauen und Gaffen den niedern Bürgermädchen überlassen. Nur das blonde Köpschen ihrer Base Käthe, der mutterlosen Tochter des wohlhabenden Patriciers Fürleger, drehte sich bald hier, bald dorthin, und die glänzenden, braunen Augen lachten

neugierig nach allen Richtungen; zuweilen stahl sich sogar ein Blick zu den hinter den Mädchen schreitenden jungen Burschen und traf dann jedesmal den Kunstnovizen. Ob die muntere Käthe sich dabei nun genau bewußt wurde, daß die schlanke, hohe Gestalt mit den bligenden Augen in dem ausdrucksvollen Gesichte, das von fast frauenhaft lang geringeltem braunen Haar umwallt war, den Anziehungspunkt ihrer Blicke bildete, oder ob es nur kindliche Neugier war, weil sie eben diesen Jüngling so oft von den Fenstern der Base aus bemerkte, wenn er nach Sonnenuntergang in die elterliche Wohnung heimkehrte? Vielleicht gestand sich das junge Fräulein sogar, daß der Vetter in all seinem Putz kaum so vornehm aussah, wie der fremde Bursch in seiner einfachen Tracht.

Man war endlich, während die jungen Männer einen andern Weg einschlugen, vor der Sebaldus-Kirche angelangt. Da diese sich aber eben erst von den Besuchern der Frühmesse leerte, so führte die Alte ihre Lämmlein, um sie nicht den Betrachtungen so vieler Männeraugen beim Warten vor der Kirchthüre auszusetzen, durch einige Straßen weiter und hinab zum Flusse, der, dem Feiertage zum Trost, ganz wie sonst seine etwas trübgelben Wellen träge dahinwälzte.

Das war nun, was die lustige Käthe, „einen prächtigen Einfall“ nannte und wofür sie zum erstenmale die übergroße Eile, mit welcher Brigitte zum Kirchgang getrieben, segnete. Hier draußen durfte man alles Zwanges vergessen und war das eine Freude! Dort unten, wo sich eine kleine natürliche Landzunge neben den zum Flusse niederführenden Treppenstufen gebildet hatte, nickten bunte Blumen im Grase, und Blumen, in Töpfen oder im Wiesengrund, waren nirgends vor den sinken Händen Katharinen sicher. Zum Glück schaute Brigitten nun auch noch aus einem der niederen Häuser ein wohlbekanntes Gesicht an, mit einem ebenso plauderlustigen Munde wie der ihrige, der nicht allein mit dem „Gelobt sei Jesus Christus“ und der Antwort darauf zufrieden war, sondern auch noch einige profane Fragen in Bereitschaft hatte.

Kaum hatte Käthe die alte Magd im Gespräch erblickt, so zupfte sie die Gefährtinnen an den gebauschten Ärmeln und deutete hinunter auf den Fluß: „Seht Ihr die blauen Blümchen, ich hole sie mir zu einem Strauß!“

„Nicht doch warnte Charitas, die fromme und älteste, wir müssen sogleich zur Messe und sollen uns sammeln und alle weltlichen Gedanken verjagen!“

„Als ob an Blumen denken eine Sünde wäre!“ lachte Katharina, „ich gebe überdies den Strauß der Madonna, wenn ich ihn aber nur erst hätte!“ Uebrigens bedurfte es zur Erfüllung dieses Wunsches nur ihres eigenen, resoluten Willens und die Minuten waren gezählt, in denen Brigitte ihrer Plauderlust genügte. Sie schürzte deshalb das blaue, sammtumranderte Kleid auf, sprang die Stufen hinab und war mit einem Satz bei den Blumen und begann eifrig zu pflücken. Schon waren dieselben zu einem Straußchen angewachsen, da klangen im Chor die Glocken über Stadt und Land dahin, ein Jubel- und ein Mahnruf zugleich, und

als sie sich dem Ufer zuwandte, sah sie die Dienerin und die Basen mit angstvoll erhobenen Armen winken, während ihre rufenden Stimmen unter dem Geläute verhallten. Belustigt schaute das übermüthige Mädchen eine Sekunde lang auf das Bild am Strande, dann aber schien ihr mit einem Male der Gedanke an die leifenden Worte der Ruhme und an die strenge Miene des Vaters aufzutauchen, deren sie sich aus ähnlichen Vorkommnissen erinnerte, und sie hob den Fuß, um die Stufen zu ersteigen. Doch, o weh! Sie war so leichtfüßig hinabgehüpft, und die Entfernung hatte bei dem Sprung von der Treppe nach der kleinen Landzunge durchaus nichts Gefährliches gehabt, jetzt versuchte sie ein, zweimal vergeblich, den Rückweg anzutreten — hinter ihr das Wasser, so trüb, so rauschend, — wenn sie fehlte! und Angst, Zittern und Zagen überkamen sie statt des früheren unbefonnenen Muthes, so daß sie kaum noch eine Bewegung wagte. Droben winkte und drohte Brigitte, und die Basen wandten sich zum Gehen, ach, ihr Rufen hörte niemand, vielleicht glaubte man gar, sie spottete noch. Wie Jörn bligte es in den braunen Augen, und dann kam etwas wie eine blinkende Thräne nach.

Da plätschert es stärker hinter ihr, regelmäßige Ruderschläge fallen in's Wasser, und unter dem Bogen der Brücke erscheint ein Kahn. Die sonst etwas spröden, kirchrothen Lippen bewegen sich zu einem hastigen Gebet an alle Heiligen und nun kann sie den Führer des Bootes erblicken — der frühere Begleiter ihres Veters Willibalds ist's „Gelobt seien die Heiligen!“ und dann winkt sie mit den weißen Händchen und ruft. Der Jüngling im Kahn sitzt träumerisch vor sich hinstarrend da, bald heftet sich sein Blick auf die Wasser-Perlen, welche an dem Ruder hängen bleiben, wenn er es mechanisch hebt, bald schaut er zum blauen Himmel hinauf und seine großen Augen leuchten mit verstärktem Glanze.

Nah, sehr nahe schon ist er der braunäugigen Käthe, aber noch hat er sie nicht bemerkt, und wenn jetzt eben nicht die Glocken geschwiegen hätten, so wäre sein Rachen wohl achtlos vorüber geglitten. Vielleicht hält der lockige Jüngling die ungewohnte Erscheinung dort auf dem angeschwemmten Sandstückchen im ersten Augenblicke für etwas Zauberhaftes, vielleicht sogar für eine Nixe des gelben Gewässers; dann aber fliegt ein Lächeln über seine Züge, und er treibt ihr sein Fahrzeug entgegen.

„Fräulein Katharina!“ ruft er, „das ist freilich kein angenehmes Plätzchen und sogar die höchste Zeit, es zu verlassen!“ — und kaum ist das geschehen und das junge Mädchen in seinem Rachen geborgen, so schwankt und bewegt sich das kleine Landjünglein höchst bedenklich und bald sind Gras und Blümlein in den trüben Wellen verschwunden. —

Schweigend sitzen die Beiden nun einander gegenüber, während der Kahn schnell dahingleitet, Käthe blickt mit einer Mischung von Verlegenheit und heimlicher Angst nieder in den Schooß, und der junge Maler schaut auf die blonden Zöpfe, auf die kräuselnden Locken und die gesenkten Augenlider, mit den langen Wimpern und denkt dabei, daß das

Köpfchen doch etwas gar madonnenhaft Liebliches habe und eher einer heiligen Jungfrau gehören dürfe, als all die Köpfe, die er in der Malerwerkstatt seines Meisters Michael Wohlgenuth schon hatte copiren müssen. Vielleicht vergaß er über diesen Gedanken stets an den Treppen anzulegen, deren sie bereits einige passirt hatten, und am Ende wäre er noch lange so dahin gefahren, das liebliche Mädchenbild sich gegenüber, hätte ihn nicht ein Zuruf aus seiner Versunkenheit aufgeschreckt. „Hoho, Albrecht! wohin soll die Reise gehen und träumt Ihr Euch etwa schon jenseits der Alpen in dem zauberischen Venedig, wohin Euch das Herz zieht, als sähet Ihr mit einer schwarzüngigen Italienerin in einer Gondel? Laßt's Euch gesagt sein, daß dieß meine Base Käthe ist, deren Sündenregister mir Brigitte soeben aufgezählt“ — und während der junge Schiffer, der gleich nach jenem Zuruf sein Boot dem Anlegeplatz näherte, auf welchen sein vornehmer Freund Willibald Pirtheimer lächelnd stand, fügte jener noch hinzu, indem er dem Bäschen beim Aussteigen behülflich war:

„Ja, Jungfer Katharina, mach Dich auf eine Predigt gefaßt, die Du daheim hören mußt, denn meine Schwestern beten bereits mit Brigitte in St. Sebald für deine leichtsinnige Seele!“

Ueber Katharinens Gesicht zog eine helle Röthe und sie hob wie bittend ihren Strauß:

„Ich sammelte Blumen“ . . . stammelte sie verlegen, während Willibald die Hand nach den blauen Frühlingkindern ausstreckte:

„Eryngium,“ sagte er, sie betrachtend — „ob aber *campestre* oder *maritimum*, bedürfte noch einer nähern Untersuchung!“ „Ach was,“ lachte das schöne Mädchen und griff schnell wieder nach ihrem Eigenthum, „bleib' weg mit Deinen barbarischen lateinischen Namen, welche kein Christenmensch versteht, Better; Männertreu heißt man auf gut deutsch die Pflanze und wenn Ihr Beide wissen wollt, warum, so will ich's Euch erklären. Nur ein Hauch gegen die Blüthe geblasen, und sie fliegt davon ganz wie die Treue der Männer, so hab ich mir wenigstens sagen lassen!“ und noch einen neckischen, lecken Blick auf ihre Begleiter werfend, hüpfte sie die letzten Stufen der Treppe hinauf. Als sie oben stand, entfuhr aber ein leichter Schrei ihrem frischem Munde, und sie zeigte ärgerlich auf die grünen Blätter und Stiele — denn von den blauen Blüten war nicht eine einzige mehr zu sehen — die hatten die schnellen Bewegungen der Trägerin in alle Winde zerstreut. Beide jungen Männer lachten, Katharina aber rief trotzig: „Sagt ich's nicht? und noch schneller und flüchtiger, als ich gedacht, ist die Männertreu, Spreu im Winde; ich will mir's für die Zukunft merken!“ und damit schleuderte sie die übriggebliebenen Stengel verächtlich von sich in den Fluß.

„Ja, ja,“ scherzte Willibald, welchem der ärgerliche Zug auf dem hübschen Gesicht besonders gut zu gefallen schien, denn er ließ dasselbe keine Sekunde aus den Augen, „das ist allerdings ein bedenkliches Ende von Deiner lustigen Botanisirfahrt: eine versäumte Messe, ein mit Schlamm und

Wasser bespritztes Kleid und doch keine Blumen, blonde Käthe, das ertrüge ich nicht so geduldig!“

Der Kopf mit den reichen Flechten drehte sich nach einer andern Richtung, und die rothen Lippen legten sich noch fester aufeinander und gaben beharrlich keine Antwort; nur einmal öffneten sie sich und das war, als der Maler, welcher ihr zur Linken ging mit einem treuherzigen Blick ihr zuflüsterte:

„Soll ich Euch andere Blumen holen, Jungfer Katharina? Ich werde schon ein Plätzchen am Fluß finden, wo gleiche stehen und will sie Euch so behütam tragen, daß nicht ein Blättchen abfallen soll!“

„Als ob Ihr das könntet, Albrecht Dürer, oder wüßtet, was Ihr da versprecht!“ lachte sie spöttlich, „wahrhaftig, das wäre ein Wagniß, denn ich könnte Euch beim Wort halten.“

„So thut's“ rief er feurig und wenn es ein Wagniß ist, das ich damit unternehme, so gebt mir für das Gelingen ein Versprechen — laßt mich Euch später, wenn ich ein großer Künstler geworden bin, als Madonna malen!“

Das schöne Mädchen blickte ihn fest an und nur ganz unmerklich lauerte der Schall in dem Grübchen, mit welchem ihr rosiges Kinn gezeichnet war.

„Wenn Ihr ein großer Maler geworden seid, Albrecht Dürer, so will ich Euch sitzen, gleichviel ob als Madonna, oder als Teufelin! — aber hört Ihr, nur wenn Ihr ein großer Maler geworden seid!“ damit wandte sie sich, und verschwand blühschnell in dem Eingang des eben erreichten Pirtheimer'schen Hauses, und dumpf dröhnend schlug die schwere Pforte hinter ihr zu. „Als Teufelin,“ wiederholte Willibald erstaunt, „woher nimmt das Mädchen solche Gedanken — ein Glück, daß nur unsere Ohren dies zarte Geständniß gehört haben; droben hätte es andere Aufregung hervorrufen dürfen!“

Albrecht Dürer aber starrte noch immer wie verklärt nach der Stelle, auf welcher das hübsche Mädchen gestanden, und endlich legte er den Arm auf die Schulter seines Freundes und seufzte tief:

„Sie ist ein Engel, Willibald, nicht wahr? aber Engel sind nicht für Erdgeborene, ich weiß es wohl!“ —

Am andern Morgen, als Katharine Fürleger durch die Sonnenstrahlen geweckt worden, die sich trotz der dichten Vorhänge in ihr Schlafgemach gestohlen und der jungen Schläferin so lange beharrlich Mund, Stirn und Augen geküßt hatten, bis sie aufgewacht und endlich an's Fenster getreten war, um dem goldenen Himmelslicht ungehindert den Zutritt zu ihr zu verschaffen, stieß sie einen lauten, halb jubelnd, halb erschreckt klingenden Schrei aus. Auf dem Blumenbrett lag ein zierlich gebundener Blumenstrauß, unverfehrt schauten aus seiner Mitte die freundlich blauen Blüten, welche sie gestern Männertreu genannt, aber wie zum Schutz hatte sie auch beständiges „Immergrün“ umschlossen, und ganz schüchtern blickten zwischen dessen Ranken einige Vergißmeinnicht und halb erblühte Rosenknoospen hervor. Um die Stiele des Straußes schlang sich jedoch ein lichtblaues Band, an



Alte Gem. u. Kupf.
in. u. m. b. J.
1497

Catharina Furleger.

M. Uiffers lithogr. n. Albrecht Dürer.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

dessen einem flatterndem Ende auf weißgemalten Wolken ein Engelsköpfchen herniederlachte. Katharina schaute entzückt die sinnige Gabe an — dann aber flog es wie ein ängstlicher Schatten über ihre Büge und sie sah besorgt hinab in den Hofraum. Ihr Kämmerlein lag im ersten Stock und es war ein fast zu waghalsiges Stücklein gewesen, bis zu der Galerie hinauf zu klettern, um den Strauß hier niederzulegen — wenn dem Kühnen ein Unfall begegnet wäre! — —

Nicht doch — und fast hätte sie wieder laut aufjubeln mögen, dort trat er soeben ganz unverfehrt an seines Vaters Seite aus der elterlichen Wohnung, und jetzt, jetzt flog ein flüchtiger Blick zu ihr hinauf. Sie hob den Strauß und drückte ihn an ihr Herz . . . ob das Roth, welches bei dieser Bewegung über Albrecht's schönes Jünglingsantlitz flog, wohl der Wiedererschein desselben Rothes war, das auf Katharina's Wangen glühte? — —

Ein langsam schlürfender Schritt wurde im Corridor hörbar — Brigitte kam, heute noch früher als sonst zur Messe mahnend . . . hüsch, waren die duftenden Frühlingssinder verborgen, die schöne Käthe hatte selber Eile hinab zu kommen — es war doch möglich, daß sie noch dem Spender ihrer Blumen begegnete.

„So liebe gleich, kurz aber lang,
So ist Lieb' jedes Anfang.“
Hans Sachs.

„Ja, ja, Meister Dürer, wie ich Euch sagte, der Albrecht ist reif zur Wanderschaft und es thut ihm noth, andere Städte und Menschen zu sehen und auch einmal in eine andere Maler-Werkstatt zu schauen, als in die meine. Was ich ihn lehren und wissen lassen konnte, ist nach Kräften geschehen; nun laßt das junge Blut einmal selber versuchen, sich weiter zu bringen. Das Wandern gehört, wie Ihr wißt, so gut zur Kunst, wie zum Handwerk!“

„Da mögt Ihr Recht haben, Meister Michael,“ erwiderte der Goldschmied, der beim Eintritt des Malers in seine Werkstatt seine Arbeitsgeräthe niedergelegt und ihm ehrerbietig einen Schemel herbeigerückt hatte, „und es soll mir lieb sein, eine Last weniger im Hause zu haben. Ihr wißt, Meister Wohlgemuth, viel Kinder, viel Segen, aber auch viel hungrige kleine Mäuler und wenn uns auch nicht alle achtzehn geblieben sind, so haben wir doch grad genug zu thun, um ehrlich durch die Welt zu kommen!“

„Kenn' es auch,“ nickte Wohlgemuth und strich über seinen langen grauen Bart, und glaub's wohl, daß Euch das Haus am Burghofberg, das Ihr nun Euer nennt, genug Schweißtropfen bei saurer Arbeit gekostet haben mag — indessen Euer Kestester ist brav und wird Euch Eure alten Tage erleichtern! Ist ein tüchtiger Malerbursche und soll, wie ich denke, einmal mein Nachfolger werden!“

Des Goldschmied's helle Augen zogen sich etwas zwinternd zusammen, denn er gedachte soeben daran, daß seines Albrecht's Ehrgeiz nach einem höhern Ziele strebte, daß er nicht nur ein guter Arbeiter in der Malerei sein, sondern

auch den Namen eines Künstlers verdienen möge, und sich nicht einzig an dem Ruhme in der Vaterstadt Nürnberg genügen lassen, sondern weit über die deutschen Grenzen hinaus genannt werden wolle. Da trat der Gegenstand ihres Gesprächs, der junge Dürer, höflich sein Barett abziehend, über die Schwelle.

Freude und jugendliches Feuer strahlte aus seinen Augen, kein Wunder, denn soeben hatten ihn drüben aus dem Erker des Fülleger'schen Hauses, zwei freundliche, braune Augen gegrüßt. Das konnten nun freilich die beiden alten Herren, die ihn mit herzlichem Zuruf begrüßten, nicht wissen, und so war es kein Wunder, wenn Michael Wohlgemuth in die Worte ausbrach:

„Da schaut mir den Burschen! Sieht er nicht aus, als wolle er gleich heute nach dem Känzel greifen und als habe er schon ein Wanderlied auf den Lippen, mit welchem es in die Ferne gehen soll!“

Albrecht sah seinen Lehrer verwundert an.

„Das klingt so geheimnißvoll, Meister!“ fügte er zögernd hinzu.

„Kommt aber jetzt an's Tageslicht,“ schmunzelte der. „Bin hier, um mit deinem Vater über die Wanderzeit zu sprechen, in acht Tagen naht das Ostersfest, da magst Du auf und davon sein!“ Aber statt des hellen Freudenglanzes überzog ein düst'rer Schatten Albrecht's schönes Antlitz und seine Stimme bebte leise, als er antwortete:

„Hat das Wandern denn solche Eile, Herr Lehrmeister?“ ich dachte, da wäre noch so mancher Kunstgriff, den ich Euch noch nicht abgelauscht, und dann auch die Behandlung der Farben.“

Erstaunt blickte der Vater auf seinen Sohn; schon vor einem Jahre war es sein dringendster Wunsch gewesen, hinaus zu kommen und die dreijährige Lehrzeit schien ihm endlos zu werden, und nun?

Wohlgemuth aber brach in sein heiterstes Lachen aus: „Seh einer den Schalk, der dem im Nacken sitzt. Nein, Bursch, jetzt kann ich's sagen, da ich dich der Lehrzeit freispreche: ich bin hinfort kein tüchtiger Lehrer mehr für Dich, was ich an Kunstfertigkeit besitze. . . doch, Du wirst dankbar sein,“ fügte er gerührt hinzu, fuhr mit der Hand über die Augen und legte sie dann wie segnend auf des Jünglings Haupt. „Du wirst dankbar sein und Deines alten Lehrers nicht vergessen und wenn Du einst berühmt bist bis in Welschland hinein und zu den Niederlanden hinab, so wirst Du sprechen, Michael Wohlgemuth war's, der mich den Anfang gelehrt!“

Es entstand eine kurze Pause in dem Arbeitsgemach des Goldschmieds, dann ergriff dieser zuerst wieder das Wort: „So haben wir also beschlossen, Dich wandern zu lassen, vorerst gebe ich Dir vier Jahre, fühlst du dann, daß Etwas aus dir geworden, so magst Du zurückkehren, um ehrenvoll die Prüfung als Meister zu bestehen, und vielleicht ein Weiblein heimzuführen, für dessen richtige Wahl ich schon sorgen werde!“

Die letzten Worte hörte der junge Maler gar nicht.

„Fort, hinaus!“ wie oft hatte er das sonst sehned gerufen, und nun klangen diese beiden Worte niederschmetternd in sein Ohr! Warum auch fort? Konnte es denn irgendwo schöner sein, als in der Vaterstadt, wo die Sonnenstrahlen und das Himmelsblau sich für ihn in einem einzigen Augenpaar wiederpiegelten? Da sicherte es plötzlich wie lustige Koboldsstimmen in sein Ohr: „werdet ein großer Maler, Albrecht Dürer, dann“ ... „Dann?“ fragte er sich und wunderliche Hoffnungen schossen in seinem Herzen, wie blaue Frühlingsblumen empor, dann? konnte es ja sein, daß ein gewisses Engelsköpfchen sich einmal nah, ja ganz nah zu ihm herüberneigte.

„Es ist gut!“ erwiderte er den beiden alten Meistern, und männliche Zuversicht klang aus dem Tone, in welchem er sprach, „ich werde bereit sein und frohen Muthes gehen, und entweder kommt der Albrecht Dürer mit dem Bewußtsein wieder, etwas Tüchtiges in seiner Kunst leisten zu können oder Ihr hört nie mehr von ihm!“

„Ist das ein Heißsporn!“ rief Wohlgenuth, „recht so, junger Mann das Feuer legt sich später von selbst. Sie werden Dir da draußen in der Welt schon Hedern genug ausrufen und Dir die Flügel stutzen, denn man kommt nicht so hoch, wie die Wünsche und Hoffnungen fliegen; unser Körper, der den Geist gefangen hält, ist etwas gar zu schwer und es gibt so allerlei kleine irdische Beigaben.“

„Ja, ja,“ setzte der Goldschmied hinzu, „frischer Muth gehört zum Leben und zum Kampfe mit allen Widernissen, man verliert ihn zeitig überdies genug!“ und dann standen die beiden Freunde auf, denn Wohlgenuth wollte heimkehren und Dürer ihm das Geleit geben, um dabei noch ein wenig über den Buben und dessen Zukunft zu plaudern.

Albrecht blieb zurück und zog aus einem geheimen Fache seines kleinen Arbeitstisches, in welchem er allerlei Zeichnungen und viel Schnörkel und Arabesken verwahrte, die er für des Vaters Arbeiten in seinen Feierstunden entworfen, ein sorgsam zusammengefaltetes Blatt, das er zögernd auseinander schlug. Ein Mädchenkopf war darauf sichtbar, und die noch unbestimmten Züge trugen eine gewisse Aehnlichkeit mit Katharina Fürleger, der schönen Patriciertochter. Er schaute eine Weile sinnend darauf nieder, dann flüsterte er halb laut:

„Nein, nein, noch bin ich nicht würdig, dein Bild festzuhalten, nur in der Erinnerung soll es mich auf meiner Wanderschaft begleiten, bis ich zurückkomme, um ein Kunstwerk zu schaffen!“ und dann legte er das Papier hastig zusammen und warf es auf die im Kamin glühenden Kohlen, die es langsam, sehr langsam verzehrten. Der Jüngling schaute zu und als längst das letzte Restchen zu schwarzer Asche gebrannt war, starrte er noch immer in die verglimmenden Funken.

Drei Abende später war's, in der Dämmerungsstunde, da stand in dem Hofraume des Fürleger'schen Hauses dicht an dem Brunnen, der aus vier einander zugekehrten grimigen Löwenrachen klare Wasserstrahlen spie, eine dunkle, schlankte Männergestalt, tief in einen bergenden Mantel

gehüllt, und noch nicht so gar lange hatte dieselbe hier stille Wacht gehalten, als sich droben auf der Galerie leise eine Thüre öffnete und ein leichter Fuß über die Steinplatten derselben eilte.

„Seid Ihr da?“ fragte dann eine flüsternde Stimme, als auf der Treppe das Rauschen von Frauengewändern verklungen, dicht neben dem Harrenden, und als ein tiefer Seufzer darauf Antwort gegeben, kam es etwas heller nach: „Nun, dann sagt mir auch, was es ist, das Euch hergeführt; Better Willibald hat mich mit seiner Botschaft gar zu neugierig gemacht, redet schnell, denn ich bin nicht lange unbewacht und man könnte mich droben vermissen!“

„So ist es also wahr, daß Ihr eine böse Stiefmutter bekommen habt?“ fragte der Jüngling, „schon redet man in der Stadt darüber und nennt sie so schlimm, wie einen Teufel und den Unterschied zwischen Euch und ihr, wie Himmel und Hölle!“

„Still,“ warnte Katharina, „nicht das zu sagen, kamt Ihr vermuthlich; drum redet schnell, denn sie, von der Ihr eben sprached, könnte Argwohn schöpfen!“

„Ich muß fort, Jungfer Katharina auf die Wanderschaft und möchte nicht scheiden, ohne Euch ein Lebewohl gesagt zu haben und Euch an ein Versprechen zu erinnern.“

„Fort?“ das kam auch etwas zögernd von den Mädchenlippen, „was sucht Ihr denn in der Fremde?“

„Vortheil für meine Kunst! aber ich scheid ungern.“ erwiderte der Jüngling. „Nur Ihr, Jungfer Katharina, könnt mir den Abschied erleichtern. Wollt Ihr Euch des Tages erinnern, an dem ich Euch das erste und einzige Mal sprach?“

„Ach, Ihr meint die Wasserfahrt und die Blumen?“ lachte sie, „o gewiß, ich habe mit zwölf Vaterunfern den Leichtsinn büßen müssen. Dann fand ich den schönen Strauß, den wohl keine andere Hand als die Eure für mich gepflückt hatte!“

„Ich hatte es Euch ja gelobt,“ sagte Albrecht Dürer innig und wäre noch lieber statt dessen für Euch in eine Gefahr gegangen, um Euch zu beweisen. . . Doch denkt Ihr wohl noch des Versprechens, mir einst zu einer Madonna zu sitzen, wenn ich . . . ein großer Maler wäre?“

„Ja, ja, und vermuthlich wollt Ihr das werden?“ fügte das Mädchen bestimmt hinzu.

„Und wenn das wäre, so wollt Ihr's halten, wenn auch Jahre darüber hingegangen?“

„Gewiß, Albrecht Dürer, vorausgesetzt, daß Ihr nicht darob vergeßt, vielleicht ist ein Männergedächtniß der Männertreu in gewissen Dingen gleich — und so hießen ja die Blumen, welche Ihr mir gabt.“

„Nicht, doch, Immergrün und Vergißmeinnicht fügte ich bei,“ sagte er innig.

„Still,“ winkte da Katharina, „hört Ihr nichts, droben knarrte eine Thür, lebt wohl und kommt berühmt wieder!“ eine kleine, weiche Hand berührte die des jungen Mannes, dann einige flüchtige Schritte, und Alles war wieder still und ruhig, wie zuvor.“

Des jungen Mannes Herz klopfte zum Zerpringen, so viel hatte er ihr noch sagen wollen, das was er träumte und hoffte, wünschte und verlangte, und dennoch hatte sich ein beklemmendes Gefühl seiner bemächtigt, so daß er weder Muth noch Worte gefunden.

„Katharina,“ flüsterte er, „o warum gingst du so schnell, du holdes Lieb, warum wolltest du nicht hören, was mein ganzes Herz erfüllt?“

„Weil Ihr ein Verräther seid, Albrecht Dürrer“ sagte da eine schneidend scharfe Frauenstimme neben ihm und fünf knöchrige Finger legten sich mit hartem Druck auf seine rechte Schulter, „ja, ein Verräther, der nicht weiß, daß Gold und Eisen nicht zusammen gehören, daß ein Patricierkind für rohe Hände unerreicher ist!“ und als der junge Mann sich erschreckt umwandte, sah er dicht vor sich zwei eulenartige Augen blitzen.

„Ja, Bürschchen, laß dir das in Frieden gesagt sein und als Warnung dienen, und geh' gutwillig, ehe ich die Hunde herbei rufe und dich schimpflich vom Hofe jage. Des reichen und edlen Fürleger einzig Töchterlein mit eines niederen Goldschmieds Sohn beim abendlichen Stelldichein! ei, das gab ein schön Händlein für die Klatschmäuler in der Stadt und ein hübsch Abenteuer beim Bierkrug zu erzählen, wenn er mit seinen Spießgesellen im Wirthshaus sitzt. Gottlob gibt es Augen die wachsam sind, wenn auch nur die einer „bösen Stiefmutter,“ wie mich mein schönes Töchterlein nennt!“

„Frau Marthe,“ betheuerte Albrecht, „es war bloß ein Abschiedsgruß, ich verlasse morgen die Vaterstadt.“

„Was sein Glück ist,“ herrschte die Frau, „denn sonst sollte mein Herr Gemahl dem Buben eins anhängen. Glaubt mir, wir vom Rath sind mächtiger, als Ihr denkt und haben allerhand Mittelchen. Die Schloßmauern droben, worin die Folterkammern sich befinden, sind stark und lassen keinen Schrei durch, und Ihr wißt ja wohl, daß die Daumenschrauben und der spanische Mantel sehr oft nur auf einen schwachen Verdacht hin angelegt werden, und daß der also Geschmückte allerhand ausjagt, was die Angst und der Schmerz von ihm erpressen. Und nun geht, Herr Maler,“ fügte sie nochmals spöttisch aufstachend hinzu, und wenn Ihr berühmt wiederkommt, will ich Euch mit sammt meiner schönen Tochter sitzen, vielleicht zu einer Allegorie, und die könnt Ihr alsdann Himmel und Hölle benennen! Eins aber nehmt noch mit auf Eure Wanderung, die Gewißheit, daß Patricierstöchter für Leute Euresgleichen nicht auf der Welt sind; vielleicht macht Euch diese Warnung für die Zukunft vorsichtiger. Daß Ihr hier nicht wieder in allerlei Gefahren gerathet, dafür laßt mich sorgen!“

Dumpf dröhnend schlug die schwere Pforte, welche in den Hofraum führte, zu, und hinter ihr begraben lag Albrecht Dürrer's erste Liebesfreude und erstes Liebesleid.

Hör auf, liebes Weib, ich geb dir gewonnen,
Es ist mir jede Kunst gewonnen. —
Sei du nun fürbass Herr und Mann,
Ich will dir gar sehr unterthan.

Hans Sachs.

An dem Samstag Abend, welcher im Jahre 1484 auf die Pfingsttage folgte, war es ein ganz ungewöhnlich heitres Leben in den beiden kleinen, braungetäfelten Gastzimmern des „blauen Glöckleins“ zu Nürnberg. Fröhliches Plaudern, einzelne Rundgesänge und das Klappern der Bierkrüge klang lauter als sonst in die milde Abendluft hinaus, und mancher Vorübergehende blieb stehen, um neugierig durch die bleigefasteten, runden Fensterscheiben zu lugen. Was sie beim Schein der Dellämpchen, deren je eins in der Mitte des Tisches stand, erblickten, war aber gar nichts Außergewöhnliches, denn es war nur eine lustige Tafelrunde. Meister Michael Wohlgenuth präsidirte derselben und wie es schien mit großer Freude, denn sein sonst ziemlich strenges Gesicht zeigte heute die heiterste Miene und seine Hand glitt recht wohlgefällig lieblosend über seinen langen grauen Bart. Ihm zunächst saß Vater Dürrer, der Goldschmied, der nicht weniger vergnügt als sein Freund schien, dann tauchte der ausdrucksvolle Kopf Peter Bischofs auf, dessen kräftige Gestalt sogar noch im Arbeitsrock und Schurzfell steckte, ferner das sinnende Antlitz des genialen Steinmegmeisters Adam Kraft, und endlich das etwas schlaue und verschmigte des Mechanikers Hans Frey. Zwischen Michael Wohlgenuth und dem Buchdrucker Anton Koberger saß allerdings eine fremde Gestalt, ein junger, braungelockter Mann, dessen elegante Reisetracht etwas gegen die Werktags- und Arbeitsröcke der Genossen abstach. Den guten Nürnberger Bürgern war seit den vier Jahren, welche der junge Mann fern von seiner Heimath gewesen, die Erinnerung an ihn so ziemlich abhanden gekommen und es kostete erst längeres Kopfzerbrechen, bis man auf den Gedanken kam, daß der Fremde doch wohl niemand Anders sein könne, als des kunstreichen Goldschmieds Sohn Albrecht, der ja ein Maler gewesen und auf die Wanderschaft gegangen, und mit dieser Entdeckung wurde es denn klar, daß man da drinnen die Ankunfft desselben feiere.

Gar viel konnte und mußte der Ankömmling nun den Fremden erzählen; von seinen Reisen und Erlebnissen in Deutschland, im Elsaß und den Niederlanden, Sitten und Gebräuche beschreiben und einem Jeden von den Fortschritten, die seine Kunst dort mache, berichten, dann zeigte er seine Zeugnisse auf, welche von Hand zu Hand wanderten. Niemand sah ob dem Allen glücklicher aus, als Meister Wohlgenuth, der nach seiner Gewohnheit ein über das andere Mal zärtlich den Arm seines Schülers drückte.

„Sagte ich's nicht,“ rief er die Tafel hinab, „der Dürrer wird mein Erbe und wer noch dagegen redet, der mag sich überzeugen, wenn er sein Meisterstück ausstellt. Der wäre nicht wiedergekehrt, fühlte er nicht echte Kraft und Künstlerchaft in sich, das sage ich Euch!“

„Wer hat denn dem auch schon jemals widersprochen?“ fragte der derbe Peter Bischer, „habe ihm schon als Bürschchen Gutes prophezeit!“

Albrecht Dürer selber fiel aber ein: „Nein, verehrter Meister, ich wäre als ein Stümper nicht wiedergekommen, wenn ich auch wohl fühle, daß ich noch immer kein Meister bin. Ich will hier jetzt mein Probestück malen, damit Ihr mich in der Gilde freisprecht, und ist das geschehen und darf ich meine Kunst frei nach Recht und Brauch üben, so will ich gen Italien ziehen und dort weiterer Studien mich bestreßen.“

„Nun, nun Italien,“ brummte Wohlgenuth, „das ist weit und der Weg dahin lang, — bleibt nur erst in Nürnberg und richtet eine Werkstatt ein.“

„Und ein eigen Heim dazu,“ fuhr sein Vater fort, „habe eigentlich groß Verlangen nach einem hübschen, muntern Schwiegertöchterlein, wollen doch einmal sehen, ob sich das nicht finden läßt,“ und dabei nickte er dem Mechaniker Frey recht verschmigt zu und zwinkerte bedeutungsvoll mit den Augen.

„Na, ob das nun das Erste sein würde, was ich mir suchte, wenn ich da wie der Dürer als schmucker, rüstiger Bursch aus der Fremde heimkehrte, weiß ich nicht!“ fiel Adam Kraft ein. „Ein italienisches Sprüchwort sagt — mit allem Respect vor meiner eigenen werthen Ehehälfte — Chi ha moglie, — ha pene e doglie — wer ein Weib hat, hat Kummer, merkt's Euch, Freund Albrecht!“ Der saß aber in diesem Augenblick still und in sich gekehrt da und schien nicht mehr des Geplauders um ihn her zu achten. Er dachte des leichten Sinnes, mit welchem er ausgezogen. Wohin war der? — in alle Winde gestlattert; ja, ja, Meister Wohlgenuth hatte Recht gehabt, man hatte dem Wandervogel genug Federn ausgerupft und ihm die lustigen Schwüngen gestugt, mit denen er so gern sonnenhoch emporgeflogen wäre. Er hatte viel Neues da draußen erfahren und viel alte Wünsche und Hoffnungen begraben, vor Allem hatte er Kenntniß der Menschen bekommen und ihr Thun und Treiben verstehen und deuten gelernt, die Standesunterschiede begriffen und unter den begrabenen Hoffnungen war die erste „der Traum seiner jungen Liebe“ gewesen.

Oft, sehr oft war ihm das blonde Haupt der schönen Käthe Fürleger wieder erschienen, und die strahlenden Augen hatten ihn so lebenslustig angelacht, aber dann mußte er allemal wehmuthsvoll das eigene edle Haupt schütteln, er wußte es wohl, daß das reiche Patricierkind daheim in der Vaterstadt ihm so unerreichbar hoch stand, wie des Kaisers eignes Töchterlein. Aber vergessen hatte er das holde Mägdlein nicht, und der Gedanke an sie war's gewesen, der keine andere Frauenerscheinung in ihm mehr als flüchtiges Wohlgefallen erweckt hatte.

Mit einem tiefen Seufzer scheuchte er jetzt all' die Erinnerungen fort und wandte sich dann zu dem ältesten Sohne des kunstreichen Rothgießers Bischer, welcher wie sein Vater den Namen Peter trug, und der eben in das Zimmer getreten war. Nach freundlicher Begrüßung ließen sich die

beiden jungen Männer auf der seitwärts stehenden Bank nieder. Die alten Herren am Tische waren unterdessen in ihren Gesprächen auf Gebiete gekommen, welche jene weniger berührten, nämlich auf die Verwaltung und Gesetzgebung der alten Reichsstadt, und so suchten diese denn einen andern Stoff zur Unterhaltung. Peter Bischer der Jüngere erkundigte sich nach Dürers Wanderleben, und dieser fragte nach den Ereignissen in Nürnberg, nach seinen Freunden und Bekannten. Da erfuhr er denn auch, daß Willibald Pirckheimer kurz nach ihm auf Reisen gegangen und zwar nach Italien, woselbst er die alte berühmte Hochschule zu Padua besuchte.

„Und seine Schwester, die fromme Charitas und die sanfte Anna?“ forschte er weiter „und endlich seine muntere Base, Käthe Fürleger“ . . . Klang es etwas zögernd nach . . . „haben sie Alle schon einen Eheherrn gefunden? Denn Ihr müßt wissen, daß mein Herr Vater kein Freund von Briefschreiben ist und mich mit den Berichten über die Ereignisse in der Heimath ziemlich kurz gehalten hat!“

„Das sieht man, versetzte Bischer, „denn sonst hätte er Euch wohl mitgetheilt, daß Eures vornehmen Freundes Schwester zu Aller Erstaunen vor einem halben Jahr das Gelübde im Clarissenkloster abgelegt haben. Gar manche unter den Patricierstöhnen hatten sich schon eine von den schönen Schwestern durch ihre Eltern heimlich bestimmen lassen und waren sehr enttäuscht, den himmlischen Bräutigam sich vorgezogen zu sehen. Herrn Fürlegers schöne Tochter weilt im eigenen Vaterhause aber in ebenfalls klösterlicher Obhut, ihre Stiefmutter hütet sie, wie ein giftiger Drache und läßt sie nur selten an das Tageslicht. Die eigenfünige Käthe soll dem Willen der Eltern entgegen schon zwei reiche und vornehme Sidame ausgeschlagen haben, und als man endlich in sie gedrungen, gestand sie, daß sie der heiligen Jungfrau ein Gelübde gethan, nur einen Mann aus einem uradeligen Geschlecht, der seine Ahnen an den Fingern aufzählen könne, ihre Hand zu reichen, und dazu müsse er im Stande sein, der Mutter Gottes eine Kapelle oder irgend ein kostbar Altargemälde zu stiften; bis dieser eine kommt, mag sie aber zu ihrer Aussteuer noch manch Stück Linnen spinnen müssen!“

„Sprecht Ihr von der tollen Käthe?“ fragte Anton Kohberg herantretend, „nun ja, die Leute reden viel, die Einen nennen es Hochmuth, die Anderen führen die Weigerung auf eine heimliche Liebe zurück; es wird sich mit der Zeit schon answeisen, was der Jungfer im Kopf gesteckt. Vorläufig weilt die Schöne bei den reichen Juggers in Augsburg, vielleicht daß sich dort ein Freier findet!“

Vom Sebaldus-Kirchthurm schlug es neun Uhr, „die wohlstandige Bürgerstunde,“ und die Gäste brachen auf. Langsam und schweigend schritten die beiden Dürer durch die engen Gassen, welche das Mondlicht zauberhaft beleuchtete, der Eine dachte an die Zukunft des Sohnes und sah die freundlichsten Bilder auftauchen: ein helles, wohlthätiges Haus, ein schmuckes Weib an der Seite des fleißigen Gatten und fröhliche Enkel, die dem Großvater jubelnd entgegen eilten . . . Der Andere blickte in die Vergangenheit

zurück, zwei braune Neuglein lachten ihn an — und wie Himmelsmusik klang des alten Koberger's rauhe Stimme dazu, welche sagte: „es soll eine heimliche Liebe sein.“ —

Ach es kam so ganz anders, und weder aus des jungen Schwärmers, noch aus des praktischen Alten Gedanken wurden mehr als — Träume. —

Ja, wie das anders kam!

Zuerst steckte der Albrecht Dürer jeden Tag vom Sonnenaufgang bis Untergang in dem kleinen Atelier, welches er sich dicht neben des Vaters Werkstatt eingerichtet, und seine früheren Freunde wußten eigentlich kaum mehr von ihm, als daß er heimgekehrt sei. Er arbeitete an seinem Meisterstück, wie man sich erzählt und hatte dazu einen wunderbaren Stoff „einen antiken“ nannte ihn Wohlgenuth, gewählt, den Orpheus, der von Bacchantinnen mißhandelt wurde. Er wollte damit zeigen, berichtete Meister Michael, daß er sich ernstlich mit den neuen Ideen und Manieren befaßt habe, welche er draußen kennen gelernt, und die sich namentlich von Italien aus Weg und Einfluß zu der deutschen Kunst bahnten. Aber oft, wenn ihm der Pinsel aus der müden Hand fiel, lenkte er seine Schritte nach dem „blauen Glöcklein“ und erquidete sich dort an dem kräftigen Bier und zerstreute sich im Gespräche mit den kunstreichen Meistern, welche sich dajelbst stets als Stammgäste einzufinden pflegten.

Und endlich war sein Werk vollendet, und „ein fein und kunstvoll Stück“ geworden, wie das Urtheil der Preisrichter lautete, die ihn zugleich als Meister freisprachen. Das Bild war drei Tage lang für Jeden sichtbar in einem kleinen Saale des Rathhauses ausgestellt, und manche von den Nürnberger Stadtvätern wanderten durch den großen Corridor, an dessen herrlicher Decke ihre Ahnen in dem berühmten „Gesellenstücken“ in Stud dargestellt waren, um die Arbeit ihres jungen Mitbürgers anzuschauen. — Hier und da ließ sich auch wohl eine Patricierfrau durch den Gedanken bewegen, daß es ihr ein gebildetes Ansehen gäbe, wenn sie ein Interesse für die Malkunst bekunde. Sollten doch die italienischen Damen besondere Beschützerinnen der Künstler sein, wie die vornehmen Herren, welche das schöne Land im Süden bereist und die Nürnberger Kaufleute gar artig zu erzählen wußten.

Am dritten Tage war's, kurz vor Sonnenuntergang, als Albrecht Dürer selber in den Saal trat, um eigenhändig sein Gemälde zu verhüllen und es heimzutragen. Noch waren einige Neugierige vor demselben versammelt, und ohne bemerkt zu werden, schlüpfte er schnell in die Nische eines der hohen Bogenfenster; entging er doch damit zugleich dem Anhören der entzückten Redensarten, wie den absprechenden Kritiken. Träumend starrte er hinunter in den geräumigen Hof, den oft bürgerliche Turniere belebt hatten, und durch seine Phantasie zogen die bunten Bilder eines kaiserlichen Reichstages, wie solche nach den Erzählungen seines Vaters in aller Pracht zu Nürnberg gehalten waren. Und der deutsche Künstler wünschte sich dabei niemand anders zum Gönner und Protector, als das Reichsoberhaupt selber, —

ahnungslos, daß das, was er jetzt als unmöglich und erfüllbar belächelte, ihm einst in Ehren zu Theil werden würde. Da rauschte es plötzlich dicht neben ihm wie ein schwer seidenes Frauengewand, und aufblickend gewahrte er, daß sich der Saal geleert; nur an seiner Seite sah er eine Gestalt und zwar Frau Marthe, die Stiefmutter der schönen Käthe. Und wie er forschend in das geblich blasse, magere Gesicht der Frau schaute und ihre kleinen, grünlichen, boshaft blickenden Augen auf sich gerichtet sah, schoß ihm ein wunderlicher Gedanke durch den Kopf. Trug dort auf seinem Bilde nicht die wilde Bacchantin diese Züge? Und wie konnte er dazu gekommen sein, dieselben unbewußt, wenn er sie entliehen, wiederzugeben? Zu weiterm Nachsinnen ließ ihm die Edelfrau indeß keine Zeit, wohl aber klärte sie ihn sofort darüber auf, daß er sich in keinem Irrthum befinde.

„Albrecht Dürer“, begann sie scharf und langsam, „Ihr habt also unsere Begegnung nicht vergessen, wie ich sehe und ich kann mir mithin schmeicheln, durch Euern Pinsel auf die Nachwelt zu kommen, denn man prophezeit Euch ja eine große Zukunft, und so könnte ich Euch immerhin dankbar sein, wenn sich auch über die Art und Weise, ob und wie Ihr geschmeichelt habt, streiten ließe! Ja, und ich will Euch auch meine Dankbarkeit beweisen, welche darin bestehen mag, daß ich Euch zuvörderst an unsere Unterredung erinnere, die Euch hoffentlich ebenso treu im Gedächtniß geblieben ist, als meine Züge!“

„Frau Marthe,“ begann der Maler, aber die schüttelte energisch das Haupt und ließ ihn nicht weiter reden.

„Meine Zeit eilt und ich kann nicht auf Eure Einwürfe warten, überhaupt könnt Ihr nicht abstreiten wollen, was meine eigenen Augen sahen. Zu zweit mögt Ihr ferner wissen, daß, so Ihr Euch noch meiner schönen Stieftochter erinnert, Ihr derselben einen Glückwunsch durch mich senden lassen könnt. Es hat sich endlich drüben in Augsburg ein Freier gefunden, wie ihn die stolze Patriciertochter nicht besser erwünschen kann, und da er alle Eigenschaften besitzt, welche das Gelübde Katharinas verlangt, kann und darf sie sich nicht länger nutzlos sträuben!“

Ein bitterer Seufzer entfuhr den Rippen des jungen Mannes und seine Brust hob und senkte sich in wilder Bewegung. Frau Marthe aber maß ihr Opfer mit höhnisch kalten Blicken.

„Eins aber noch, damit Ihr sagen könnt, daß ich Wort halte. Ich versprach Euch, daß Ihr uns beide malen solltet, mich habt Ihr ohne besondere Bestellung in die Hölle versetzt, Eure Madonna soll Euch aber auch werden. Der glückliche Bräutigam Jungfer Käthens, welcher vor der Hochzeit noch eine Reise mit dem römischen Kaiser Maximilian, der, wie man weiß, jetzt schon die ganze Reichsgewalt in Händen hat und dessen Rath er ist, machen muß, hätte gern ein Bild seiner schönen Angelobten; denn so alt er ist, er zählt über fünfzig Jahre, so zärtlich ist er. Dies Bild wird nun kein Pinsel treuer entwerfen, als der Eure, davon bin ich überzeugt. Seid also unserer Botschaft gewärtig!“

Und den kleinen Mohrenknaben, der ihr wie einer Reichsfürstin den großen Fächer nachtragen mußte, und welcher demüthig an der Thüre harrte, herabwinkend, verließ sie, ohne dem bestürzten Künstler Zeit zu einer Erwiderung zu lassen, den Saal.

„Räthe das Weib eines Andern,“ das war Alles, was Albrecht Dürer von der langen, boshaften Rede der Frau Marthe Fürleger behalten und verstanden, ach nur zu gut verstanden hatte. Mechanisch schritt er auf sein Gemälde zu und hüllte es ein und da war's ihm, als sei das weiße Leintuch eine Leichendecke. So mußte und sollte er ja seine heiße Liebe für immer verbergen, damit keines Menschen Auge sie jemals wieder erblicken konnte, und dann lachte er auf, und das klang grausig von den kahlen Wänden zurück; hatte er denn Anderes erwarten dürfen und war er nicht mit dem Bewußtsein aus der Fremde gekommen, in welcher er so Vieles gelernt, daß seine Jugendliebe nichts als eine Jugendthorheit sein und bleiben dürfe? Was hatte ihn denn auf einmal so thöricht gemacht? Ach, nur die zwei lockenden Worte seines Vaters, Anton Koberger, über „die heimliche Liebe.“

Als er die Thür des elterlichen Wohnzimmers bei der Heimkehr öffnete, blieb er eine Sekunde lang wie überrascht in derselben stehen: hellerer Lichtglanz als gewöhnlich füllte das dunkelgetäfelte Gemach, und auf der Holzbank saßen Vater und Mutter feierlich in ihren Sonntagsgewändern ihnen gegenüber in dem Prachtstück des Hauses, dem gepolsterten Lehnsessel, prangte Hans Frey, der Mechaniker, und hielt seine silberbeschlagene Pfeife gravitatisch in der Hand und auf dem Tische stand der Weinkrug, welcher sonst hier ebenfalls selten zu sehen war.

Ehe aber noch die verwunderte Frage „was ist's und gibt's denn?“ von seinen Lippen klang, rief ihm der Vater, der sich im Verein mit allen Anwesenden an seinem Erstamnen vergnüglich geweidet, mit besonders heiter tönender Stimme zu:

„Schau nur und wundere Dich, Albrecht, denn alle die Feierlichkeit gilt Dir!“ und die Mutter kam gerührt, nahm dem Sohne behutsam seine Last ab, und rückte ihm einen Stuhl neben Hans Frey zurecht. Dieser reichte indessen pfiffig lächelnd, seinem jungen Nachbar den frisch gefüllten Becher:

„Da trinkt und stärkt Euch, damit Ihr Kraft habt, eine recht erfreuliche Botschaft zu vernehmen!“

„Nun denn,“ sagte Albrecht, den in einem Zug geleerten Pokal niederlegend, „laßt mich endlich wissen, was ich nach diesen vielen Vorbereitungen zu erwarten habe. Wahrlich, solche Anstalten gehören ja fast“ . . . die Worte zu einer Brautwerbung wollten nicht über seine Zunge . . . Hans Frey nahm ihm denn auch das Wort von den Lippen.

„Zu einer Brautwerbung, meint Ihr vermuthlich,“ lachte er, „nun die ist's auch gewesen. Eure Eltern haben bei mir angefragt, ob ich Euch mein einzig Töchterlein, die Agnes, zum Weibe geben will. Und ich habe Ihnen erwidert, daß ich nichts dagegen habe, Euch meinen Eidam zu nennen, denn Ihr seid ein fleißiger und kunstvoller Maler und werdet

mit Eurer sanften Gemüthsart gar trefflich zu meiner muntern Agnes passen. Zweihundert Gulden bringt sie Euch als Brautschlag mit, dafür kauft Ihr Euch ein eigen Haus.“

Albrecht Dürer wurde blaß, aber seine Stimme klang ruhig, wie sonst als er fragte: „Ich entsinne mich kaum, Eure Agnes jemals gesehen zu haben.“

„Glaub's gern,“ rief der Goldschmied, war ein Kind als Du gingst und jetzt haben Dich weder Bursche noch Mägdlein draußen getroffen!“

„Ist auch nicht nöthig,“ warf seine Ehehälfte ein, „ich kenne sie! Ist ein fromm und tugendsam Mägdlein und mehr in den Kirchen und beim Spinnrocken zu schauen, als beim Tanz und tugendlich und lieblich ist sie auch anzusehen, hat ein Gesichtchen wie Milch und Blut, wird ein christlich Weib abgeben und eine tüchtige Hausfrau!“

„Schlagt ein, Eidam!“ rief Frey, seine starke Rechte ausstreckend und Albrecht legte seine Hand hinein. Was hatte er denn noch zu verlieren? und ob seine zukünftige Frau Agnes hieß oder einen andern Namen trug, Räthe durfte er sie ja doch nimmer nennen.

Der Becher machte nochmals die Runde und so war Albrecht Dürer, Nürnberg's kunstvollster und berühmtester Sohn, einem Weibe versprochen worden, wie es Herkommen und Sitte jener Zeit überall wollte.

Nicht lange, nachdem Albrecht und Agnes, die schön und frisch war, wie wenige ihrer Mitschwestern, einander zum ersten Male gesehen hatten, wurde die Hochzeit ausgerichtet, und das junge Paar bezog ein eigen Wohnhaus in der Bisselgasse, welche heute den Namen des großen Malers trägt.

So sanft und hold nun Frau Agnes ansah, so wenig war sie es in Wirklichkeit, und nur kurze Wochen vergingen, da führte sie das Regiment und schwang das häusliche Scepter in ziemlich derber Weise. Wie oft flogen da dunkle und düstere Schatten über Dürers schönes Gesicht, das sich erst wieder erhellte, wenn er zu ebener Erde in seinem Atelier vor der Staffelei saß und sonniges, frisches Leben auf die Leinwand zauberte. Nicht immer aber gab ihm Frau Agnes dort unten Ruh. Ueber dem Haupte Dürers befand sich eine viereckige Oeffnung, die nach dem Wirtschaftsraume hinaufführte, und durch dieselbe klang gar oft ihre keifende Stimme, wenn der Meister sinnend dasaß und der Pinsel ruhte. Denn Frau Agnes konnte nicht begreifen, daß in solchen Momenten des Künstlers Phantasie malte und arbeitete; sie sah nicht die Gedanken, sondern nur die Größe der Arbeit und verstand nichts so gut, als den materiellen Gewinnst zu berechnen und die „Verehrung“ (das Trinkgeld) zu würdigen, welches nach dem damaligen Brauch der Frau eines Malers zufiel.

Beinahe drei Jahre vergingen so, wenig lichte Stunden für den jungen Meister bringend, der still und in sich verschlossen einherging und sich wenig um das Leben draußen kümmerte, recht zur Genugthuung von Frau Agnes, welcher der Gedanke an das „blaue Glücklein“ und seine lustige Tafelrunde allemal Zorneswolken auf die Stirne trieb.

Nach Katharina Fürleger hatte Albrecht Dürer nie wieder gefragt und nur einmal zufällig aus den Gesprächen seiner Gattin mit ihren Nachbarinnen, die natürlich nach Frauenweise jedes Familienereigniß in der Stadt, jede goldene Kette der Bürgermeisterin oder jedes neue Kleid irgend einer Patricierfrau gründlich und eingehend behandelten, vernommen, daß der königliche Rathsherr, dem sie angelobt, noch immer nicht von seinem Herrn zur Brautfahrt entlassen worden, und daß das schöne Mädchen noch in Augsburg weile.

Da geschah es eines Tages, daß Frau Agnes mit freudig erregtem Gesicht in das Atelier ihres Mannes stürzte, der gerade über einer Zeichnung saß. Er mußte damals noch ziemlich mühsam für den Lebensunterhalt arbeiten, und seine Hauptaufgaben bestanden in Zeichnungen für Büchertitel und Holzschnitte — denn die guten Nürnberger ließen ihn mit Aufträgen zu großen Bildern arg warten.

„Endlich,“ stieß Agnes hervor, „endlich einmal, und nun wird's sich zeigen, was Ihr könnt! Hink den Arbeitsrock herunter, denn es eilt, und wo habt Ihr Euer festtägliches Barett — richtig, bestäubt zwischen den Farbentöpfen!“

„Aber was ist denn?“ fragte Dürer ärgerlich über die Störung und schien wenig Lust zu haben, seinen Platz zu verlassen.

„Nun, sagte ich's denn nicht? Endlich ein Auftrag, wie's scheint und eine Gelegenheit zu zeigen, ob Ihr wirklich was könnt und gelernt habt. Denn nach den bisherigen Proben, hab' ich das Zutrauen verloren; jedes Handwerk ernährt seinen Mann besser, als Eure verwünschte Kunst. Und nun benehmt Euch bescheiden und tragt den Kopf nicht so hoch, wenn Ihr Frau Marthe entgegen tretet, als wie Ihr's gewöhnt seid, denn die ist stolz!“

„Wem?“ fragte der Künstler etwas unsicher, „ich weiß immer noch nicht, wer mich entbieten ließ und wozu?“

„Frau Marthe Fürleger, und Ihr sollt das Bild ihrer Tochter Käthe malen!“

Schweigend und auf kein Wort seiner Gattin weiter achtend, legte der Maler seine Sachen zusammen, kleidete sich an und schritt durch die Straßen nach dem Patricierhause, und schweigend und blaß folgte er dort der Dienerin, welche ihn führte und stand bald dem kalten Gesichte Frau Marthens gegenüber.

„Dort,“ sagte sie und deutete nach dem Erker, aus dem sich soeben eine schlankte Mädchengestalt erhob, „die sollt Ihr malen, wählt Euch ein Zimmer mit günstigem Lichte und stellt sobald als möglich eine Staffelei auf, denn der Rath, unser Eidam, hat verzehrende Sehnsucht nach einem Abbild seiner Verlobten!“

Das schöne Mädchen drüben am Fenster sah nichts von dem unsäglich traurigen Blick, welchen der Künstler auf sie heftete, indem er sie ehrerbietig begrüßte; die langen, dunklen Wimpern hatten sich tief auf die Wangen gesenkt, in denen verrätherische Gluth aufflammte, die aber sofort wieder einer tiefen Blässe wich. Frau Marthe überwachte aufmerksam diese Begegnung, und weder Dürer's Bewegung

und Qual, noch Katharinen's Erröthen entging ihr: sie hatte Gemüthung!

„Und nun nennt die Stunde zur Sitzung, nicht jede ist mir geschickt, um sie müßig hinzubringen!“

Dürer antwortete ruhig und Käthe saß wieder regungslos und schaute durch die Fenster in die Sonne, so lange und starr, bis sich ihre braunen Augen mit Thränen gefüllt hatten, und sie sich vollends abwenden mußte, um sie zu verbergen.

Und so, wie Frau Marthe heute dem Maler entgegengetreten, eifrig kalt und vornehm bestimmt, so erschien sie fortan jeden Morgen, so lange die Sitzungen währten; und von diesen spöttischen Blicken bewacht, wagte Katharina nicht, ihre Augen aufzuschlagen... vielleicht war sie auch ängstlich, dem vollen Strahl aus denen Dürer's zu begegnen.

Fast war das Bild vollendet, nur die braunen holden Sterne in dem Mädchenantlig hatten noch nicht den rechten Ausdruck erhalten, und der Maler zauderte und zauderte; vielleicht daß ihm einmal ein günstiger Zufall gestattete, tief wie sonst in sie hinein zu blicken.

Frau Marthe wurde indessen nicht ungeduldig, so langsam der Künstler auch zu arbeiten schien; es war ihr kein größerer Triumph, als die Beiden einander schweigend gegenüber und sich selbst als Racheengel an der Pforte ihres Paradieses zu wissen. Nicht ein Blick wäre ihr entgangen, geschweige denn ein Seufzer, ein Wort. Zuweilen war sie sogar so gnädig gesinnt, einige Fragen an Dürer zu richten — aber dieselben betrafen hartnäckig jedesmal Frau Agnes und sein eheliches Glück.

„Es muß und wird der letzte Morgen sein,“ sagte sich Albrecht Dürer eines Tages auf dem Wege zu Katharina, „soll Frau Marthe nicht selber endlich ungeduldig werden, aber dann ist's umsonst gewesen, und ich habe den rechten Ausdruck nicht gefunden!“

Mit einem Seufzer ließ er sich heute an der Staffelei nieder, unbekümmert ob die Späherin ihn höre; war es ja doch das letzte Mal.

Noch nicht lange saß in der gewohnten Stellung Käthe und die Edelfrau auf ihrem Wachtposten am Fenster, da klangen hastige Schritte im Nebenzemach, und der Herr des Hauses blickte flüchtig durch die Thür.

„Kommt eilig, liebwerthe Frau Gemahlin, dort unten ist ein erfreulicher Besuch eingekehrt, der gar seine, güldene Ketten und seltene Edelsteine als Gabe mit von der Reise gebracht!“

War's Neugier nach dem Fremden, nach seinen Geisken, oder Aerger über die Störung, was schnell über Frau Marthens Gesicht flog, oder auch nur der Wunsch, dem Gatten einmal einen ehengewitterlichen Morgenruß zu sagen, genug sie eilte ihm nach, und Dürer und Käthe waren allein. Allein für wenige Sekunden und vielleicht zum letzten Male in ihrem Leben.

„Jungfer Katharina,“ flüsterte der schöne Mann tieferregt, „ich konnte und durfte es Euch nimmer sagen, aber wenn Ihr nicht ein einzig Mal die Augen aufschlagt, kann

ich sie nicht auf der Leinwand wiedergeben, und Euer edler Verlobter wird nicht allein Eure Züge haben, sondern auch in Eure Augen blicken wollen!"

Marmorblässe überzog das Gesicht des Mädchens. „Abrecht Dürer," flüsterte sie leise, „laßt nur die Augen — ich habe einen andern Wunsch. Malt mir einen Zweig Männertreu dort in die Hand, denn ich weiß, daß jene Blumen damals wahrgesprochen haben."

„Käthe," schrie er schmerzlich auf, „Ihr wißt nicht wie weh Ihr mir thut und was ich um Euch geduldet und gelitten, und daß ich gehofft und geträumt habe, bis es zu spät war, und ich einsehen mußte, daß Engel nicht für Erdgeborne sind!"

Groß und voll sah sie ihm in's Gesicht, und feierlich kamen ihre Worte über die rothen Lippen:

„So ist es wahr, daß . . . nur der Eltern Wille Euch ein Weib zugeführt und nicht . . . die Liebe?"

„Die Verzweiflung, Käthe. — Frau Marthe war's, die mir gestand, daß Ihr des Rathsherrn Braut! und was wollte ich denn? Ein Gelübde band Euch nicht, und ich wußte nur von meinem eigenen Herzen!"

„Und wißt Ihr Dürer, daß ich auf ein Wunder hoffte mit meiner Weigerung, mich zu vermählen. Ahnen habt Ihr so viel wie ich und alle Menschen, und ich wußte, daß Ihr berühmt werden müßtet und mehr mit Eurem Pinsel die Muttergottes verherrlichen würdet, als es alle Schätze von Gold und Silber vermögen. Meine Mutter brachte mir die Nachricht von Eurer Vermählung, und dann erst ward ich dem Rathsherrn angelobt."

Ein schmerzlich Stöhnen rang sich aus des Mannes Brust, dann legte sich Katharina's weiche, warme Hand in die seine.

„Verzagt nicht, Abrecht Dürer, denkt an den Strauß, welchen Ihr mir einst brachtet, Ihr fügtet ja Immergrün und Bergfahnen hinzu. Und nun, schaut mir in die Augen, Dürer, daß Ihr den rechten Ausdruck aus ihnen leset, denn um unser Beider Ruhe willen, muß dies heute das letzte Mal sein, daß wir uns begegnen", und mit vollem, überirdisch leuchtendem Glanze tauchten ihre braunen Augen in die seinen.

Als Frau Marthe zurückkehrte, war sie erstaunt, den Maler ruhig, wie sonst, fortarbeiten zu sehen und da sie sich jedenfalls auf die Unterbrechung einer Scene vorbereitet hatte, nahm sie etwas enttäuscht ihren Platz wieder ein.

Nicht lange, so stürmten indessen abermals schnelle Tritte heran, und ein junger Mann in Reisfleibern riß die Thür auf.

„Base Käthe, herzliche Base, da hält mich nichts, Dich nicht auch sogleich zu begrüßen und sähest Du auch dem ersten Maler der Welt!" rief er lustig, und zwei Arme umfaßten die schlankte Mädchengestalt.

„Alle Heiligen — der Abrecht!" klang es dann weiter, und „Herr Willibald Pirtheimer!" war die Antwort, und die Freunde saßen einander an die Brust und darauf ging's an ein gegenseitig Erzählen und Fragen, daß Frau Marthe

schier böse, und an das Malen und die unterbrochene Sitzung gar nicht mehr gedacht wurde.

Abrecht Dürer war der Erste, der daran dachte.

„Draußen wollen wir weiter reden, verehrter Freund," sagte er gelassen und packte sein Gerath zusammen, sich dann höflich an die Hausfrau wendend:

„Gestattet mir, wohlbede Frau, das Bild des Fräuleins daheim zu vollenden, da es nur weniger Striche mehr bedarf!" und als ihm ein vornehmes Nicken geworden, schritt er auf Katharina zu und faßte unbekümmert um ihrer Mutter gerunzelte Stirn nach ihrer kleinen, zitternden Hand.

„Lebt wohl, Fräulein Käthe," sagte er innig, „und see glücklich und von den Heiligen gesegnet, als es mein Herz wünscht — den Zweig Männertreu werde ich auf Euer Bild malen — aber Ihr wißt doch, was er sagt: Daß die wahre Treu das Leben und all' seine Schicksale überdauert, und daß sie bis über's Grab hinaus währt!" Ein letzter Blick, und er hatte an Arme des Freundes das Gemach verlassen. — —

Außer jenem Bilde Katharina Fürleger's, welches sie im Haarputz der Nürnbergerinnen jener Zeit darstellt, und auf dem sie den Zweig Männertreu in der kleinen Hand trägt, (in Leipzig in der Speck'schen Sammlung) existirt noch ein zweites von ihr, (in Frankfurt im Städelschen Museum) als Magdalena, die langen, blonden Haare aufgelöst, die Hände gefaltet, die Augen gesenkt, sowie sie dem Künstler gegenüber gesessen, und wie er sie aus der Erinnerung gemalt.

Nur einmal noch fiel Freiheit und Sonnenschein über Dürers Lebensweg, das war in den Jahren von 1505 bis 1507, welche er in Italien ohne sein Weib, seine Rechenmeisterin, zubrachte. Frau Agnes besserte sich nicht und sie war die Quelle unsäglichen Leides für ihren Gatten, für dessen edles, künstlerisches Streben sie kein Verständniß hatte.

Durch des gelehrten und hoch geachteten Willibald Pirtheimer's Briefe ist der Nachwelt eine Schilderung von ihr geworden, nach welcher sie unter die, zum Glück geringen Zahl derjenigen Frauen zu setzen ist, welche statt Förderinnen der Kunst zu sein, schwarze Schatten über den schon ohnehin dornigen Pfad derselben werfen.

Von sanfterm Gemüth und festern Grundjahren als sein deutscher Kunstbruder Hans Holbein, verstand es Dürer nicht wie jener, den Launen seiner Ehehälfte Gleichgültigkeit, ja Leichtsinns entgegenzusetzen und während jener schnell entschlossen, Land und Meer zwischen sich und die leifende Stimme seiner Gattin legte, blieb dieser daheim und da mag denn wohl allzu wahr geworden sein, was Pirtheimer erzählt:

„Ich habe wahrlich an Abrechten der besten Freunde einen, so ich auf dem Erdrich gehabt hab, verloren, und dauert mich Nichts so sehr, denn daß er eines so hartseligen Todes verstorben ist, welchen ich nach den Verhängnissen Gottes Niemanden, denn seiner Hausfrauen zusagen kann,

die ihm sein Herz angenagt und dermaßen gepeinigt hat, daß er sich desto schneller von hinnen gemacht hat. Denn er war ausgedorrt, wie ein Schaub, durfte nirgends einen guten Muth mehr suchen oder zu den Leuten gehen. Also hatte das böse Weib seine Sorge, was ihr doch wahrlich nicht Noth gethan hat. Zudem hat sie ihm Tag und Nacht angelegen, zu der Arbeit hart gedrängt, allein darum, daß er Geld verdiente und ihr das ließe, so er stürbe Denn wer diesem Manne wohlgevollet und um ihn gewesen, dem ist sie Feind geworden, was wahrlich den Albrecht mit dem höchsten bekümmert und ihn unter die Erd gebracht hat.“

Wenige Tage nach dem am 8. April 1528 erfolgten

Hinscheiden Albrecht Dürer's zog Katharina Fürleger, die lang schon die Wittwe des Rathsherrn von Augsburg geworden, zurück in ihre Vaterstadt, und lebte dort still und eingezogen; aber an jedem Pfingstfest trug das Grab des edlen Meisters auf dem Johanniskirchhofe den schönsten Schmuck von Immergrün, Bergfameinicht und Rosenknoſpen, so daß von dem schweren Stein, der es deckte, kaum etwas zu sehen war. Daß ganz tief unter diesen Frühlingsgaben dicht auf den Worten: „dem Andenken Albrecht Dürer's“ ein kleiner Zweig Mänertreu lag, sah auch Niemand, das wußten nur zwei braune, nun auch schon trübe Augen, welche zu der kleinen Hand gehörten, die den Hügel geschmückt hatte.

Verirrt, nicht verloren.

Novelle von

Walter Schwarz.

Schmale, alterthümliche Häuser umschließen den Platz, auf welchem die Kirche steht. Still und menschenleer ist es hier; man meint in eine andere Welt zu treten, wenn man aus dem betäubenden Treiben der angrenzenden Straßen um die Ecke biegt und sich dem gewaltigen Kirchbau gegenüber sieht, den Jahrhunderte dunkel geschwärzt haben und dessen hochaufstrebende Thurmspitze in dieser beschränkten Umgebung das Auge kaum finden kann. Der Eindruck wäre fast ein düsterer — gar zu mächtig thürmt sich die Steinmasse des Domes auf und so schmal ist die Gasse zwischen ihm und den Häusern, die sich ängstlich-ehrfurchtsvoll um seine feierliche Majestät herum zu drücken scheinen — spielen nicht durch die bunten Kirchenfenster ab und zu helle Sonnenlichter, die den dunklen Bau von innen heraus mit farbenwarmen Tönen verklären. Auch neigt sich über die Grabsteine, die wappengekrönt, unalterlicher Inschriften voll, aufrecht gegen den Unterbau der Kirche lehnen, ein grüner Baum. Er ist kein Prachtexemplar seiner Art, denn recht gedeihlich will Straßeboden und Luft dem Kinde der freien Natur nicht werden. Aber er schmückt sich doch jedes Jahr mit jungem Grün und zur Frühlingszeit zwitschern die Vögel in seinen Zweigen. Die Sonnenstrahlen, der Baum und seine fröhlichen Bewohner sind die guten Geister, die den bekümmerten Ernst des kleinen Platzes freundlich mildern und ihm seine eigenartige Traulichkeit schaffen.

Nur nach einer Seite hin öffnet er sich auf eine belebte Straße, deren Lärm aber vorüberbraust ohne ihn zu berühren, weil er weder eine Verbindung nach anderen Vierteln hin herstellt, noch dem geschäftlichen Verkehr irgend welche Gelegenheit bietet, sich zu entfalten. Das Pfarrhaus, das die Ecke des Platzes bildet, streckt eine Frontseite nach der Straße hin. Dort haben die Schulräumlichkeiten ihren besondern Eingang, so daß auch das geräuschvolle Kommen und Gehen der Jugend den Kirchplatz nicht berührt, während

die andere Seite des Hauses mit schwarzgrünem Eichen umzogen ist, an dessen Blättern die Zeit die zackige Form längst verwischt hat; aber bis unter das Dach klimmt er hinauf, die graue, bröckelnde Mauer mit dichter Decke umspinnend.

Die übrigen Gebäude des Viertels sind klein, von verjährten Verhältnissen. Der einzige Laden auf dem ganzen Platz ist ein Naturalienkabinet, in dessen bescheidenem Schaufenster ein vierbeiniges Hühnerküken, unter gläserner Glocke, als seltsames Naturspiel, neben mächtigen Seeadlern mit ausgebreiteten Flügeln, prangt. Zierlich eingerahmt zeigt sich daselbst auch eine Landschaft aus kleinen, bunten Käfern und ein Bouquet aus gefärbten Fischschuppen zusammengesetzt; rosenrothe und perlmutterschillernde Conchilien, — alles sehr anziehend für den Liebhaber, aber doch nicht geeignet den geschäftlichen Verkehr zu einem besonders lebhaften zu machen. Uebrigens befindet sich dieses eigenthümliche Geschäft schon seit mehr als hundert Jahren in dem nämlichen Hause und in der nämlichen Familie. Das Haus hat seit seiner Erbauung weder äußerlich, noch in den inneren Einrichtungen, irgend welche Veränderung erlitten. Es ist nur drei Fenster breit. Unmittelbar von der Straße aus, tritt man in einen schmalen, gewölbten Hausflur. Links liegt der Laden, durch dessen Glashür zahllose gläserne Augen hinter krummen oder spitzen Schnäbeln, aus Tigerfellen und Igelgestalten, den Besucher anstarren. Eine steile überdachte Treppe steigt im Hofe nach dem oberen Stockwerk hinauf, dessen zwei Zimmer abermals Sammlungen füllen, so daß sich die eigentlichen Wohnräume auf das Hinterhaus und ein paar helle Dachstuben beschränken, woraus aber durchaus nicht etwa auf dürftige Verhältnisse des Besitzers geschlossen werden darf. Im Gegentheil, schon Großvater Klammroth, der seiner Zeit eine Expedition nach Spitzbergen unternommen, hatte ein hübsches Kapital zurückgelegt, und der jetzige Inhaber des

Hauses — auch schon ein Mann mit ergrautem Scheitel — hätte dreist eine Etage in einem vornehmeren Stadtviertel beziehen können, hätte ihm der Sinn danach gestanden. Aber es war den Klammroth's nun einmal eigen, ihr altes, wintliges Stammhaus aller modischen Eleganz vorzuziehen und in demselben wieder, mit Aufopferung der eigenen Bequemlichkeit, den Sammlungen, an die sich alle Traditionen der Familie knüpften, den ersten Platz einzuräumen. Im Laufe der Jahre hatten diese sich massenhaft angehäuft. Der jetzige Herr Klammroth war achtmal in Lappland gewesen und hatte Kisten und Kasten voll mitgebracht. Der kleine Laden unten faßte die Schätze längst nicht mehr. Die Fächerchränke und Gestelle oben hätten bersten mögen. Vieles stand verstaubt und übersehen in den Ecken und auf Tischen willkürlich umher. Ueber die getünchten Wände des Hausflurs spannten sich prächtige Rennthierfelle. Das Gehäufte einer Riesenschildkröte schwebte vor dem ohnedies beengten Treppenaufgange; oben im Halbdunkel des kleinen Vorplatzes wurden Mondfische, Stachelbäume mit lächerlich menschlichen Physiognomien, und wunderliche Spirituspräparate sichtbar, während im ersten Zimmer Muscheln, Algen und Moose, farbenprangende Schmetterlinge, schillernde Libellen und andere leuchtende Insekten ihre ungleich poetischere Schönheit entfalteten. Dazwischen wechselten flimmernde Erze und Gesteine, glasklare Krystalle, mit veilchenblauen und rosenrothen Quarzen — das Ganze eine Märchenwelt, die zu beschauen und zu bewundern nur leider überall der Raum fehlte, denn bei jeder Wendung mußte man fürchten, irgend etwas Kostliches zu zertreten, polsternd ein Unthier umzureißen, oder sonst einen Schaden anzurichten, dessen Tragweite sich bei den in einandergeschachtelten Einrichtungen gar nicht berechnen ließ.

Wie anders sieht es dagegen in der benachbarten Pfarre aus. Da ist Alles weit, lustig, einfach, beinahe kahl. Die langen Gänge hinunter, auf deren sauberen Fliesen man jeden Tritt hallen hört, steht kein Möbel, hängt kein Bild. Die Räume von feierlicher Größe, scheinen sich über das Bedürfnis ihrer Bewohner auszudehnen. Einem Saal gleicht sogar das Schlafzimmer, wo die junge Frau Pfarrerin eben ihr Kind zur Ruhe gebracht hat. Mit dem Amen seines kleinen unschuldigen Gebetes ist lautlose Stille durch das Gemach gezogen. Die Lampe brennt auf dem Tische. Aber eins der breiten Fenster steht offen, denn wir sind im Frühjahr und die Luft, die lau hereinströmt, darf ungehindert auch um das Bettchen fächeln. Schwer und trübe erscheint das Lampenlicht, gegen die durchsichtige Helle, mit welcher der Mond das Fenster umspielt, alle Gegenstände dort zu weißem, körperlosem Glanz verklärend.

Die junge Frau hat die Kleider des Kindes glatt gelegt, die Lampe herunter geschraubt; jetzt tritt sie in den mond hellen Kreis, legt beide Hände auf das Fensterbrett und blickt hinaus. Es ist ein liebes, sanftes Antlitz, zu dem die Sterne jetzt heruntergrüßen, zart von Farbe, die dunklen Augen darin etwas traurig, aber auf der freien Stirn volle Reinheit der Gedanken. Regungslos steht sie da; regungs-

los ist auch die Welt um sie her, kaum daß die losen Haare an ihrer Schläfe sich leis im Nachtwind bewegen. So dünkt sie befreiend, diese Luft zu athmen. In ihrer krystallinen Helle scheint aller Dunst und aller Druck von der Erde hinweggehoben; selbst des Domes finstre Wände fliehen von Licht und Glanz, und auf den Epheublättern am Fenstersims liegt es wie eitel Silber.

Woran denkt die junge Frau während sie so zu den Sternen aufblickt? Ihre Lippen bewegten sich leise; ein paar Verse klangen durch ihre Erinnerung, an die sie lange nicht mehr gedacht:

Ich sehe oft um Mitternacht,
Wenn ich mein Werk gethan,
Und Niemand mehr im Hause wacht,
Die Stern' am Himmel an.

Sie funkeln alle weit und breit
Und funkeln rein und schön
Ich seh' die große Herrlichkeit
Und kann nicht satt mich sehn

... Da rollten plötzlich Räder heran, ein Wagen biegt um die Ecke, raselt vorüber, zwei, drei Häuser weiter, bis er vor dem Klammroth'schen Laden kurz anhält. Eine männliche Gestalt springt vom Tritt, den Mantel umgeschlagen, einen breitrandigen Hut tief in's Gesicht gedrückt. Das Ungewohnte des Ereignisses mochte auch in dem kleinen Hause dort Aufsehen erregt haben. Ein Fenster öffnete sich — ein Ruf, ein Schrei, Gestalten drängen sich aus der Thür — „Erich, Erich!“ jubelt eine Frauenstimme, da schloß die Frau Pfarrerin plötzlich das Fenster. Bleicher noch als vorher, trat sie in das Zimmer zurück, beugte sich über ihr schlafendes Kind und ließ seinen warmen Athem an ihre kühle Wange wehen.

Abends am Familientische, der in der Pfarre ziemlich groß war, hieß es: „Erich Klammroth ist ja wieder da!“

„Ja wohl!“ rief lebhaft eine der heranwachsenden Töchter, — der Pfarrer war schon einmal verheirathet gewesen, — „es hat einen förmlichen Anlauf vor dem Hause gegeben wegen seiner unerwarteten Ankunft.“

„Ich habe Mutter Klammroth's Stimme bis in unser Zimmer hinauf gehört,“ ergänzte die Andere.

„Und welche Ballen, Körbe und Verpackungen wunderlichster Gestalt, sind vom Wagen abgeladen worden,“ bemerkte der Candidat, ein Anverwandter des Hauses.

„O das eigentliche Gepäck, sieben schwere Kisten voll, das kommt erst nach dem Feste, durch den Spediteur,“ sagte das wohlunterrichtete jüngere Töchterlein, das diese und noch viele andere Details bereits genau von den Mägden erkundschaftet hatte.

„Nun Gottlob, daß es erst nach dem Feste kommt,“ versetzte die Schwiegermutter, die mit im Hause wohnte, „sonst könnten wir es noch erleben, unter dem Ostergeläut, Vater Klammroth hämmern und nageln zu hören. Schon meine liebe Tochter hat oftmals Anstoß daran genommen, daß dem Alten, wenn es seinen Kram gilt, weder Sonn- noch Festtag heilig ist.“

Auch der Candidat bemerkte jetzt, daß Nachbar Klammroth nur ein mäßiger Kirchenbesucher sei, woraus sich über besagten Herrn im Allgemeinen, ein Gespräch entspann, in welchem die alte Dame eine gewisse Verbitterung durchblühen ließ. Der Pfarrer, ein Mann von klarem, festen Aussehen, um Vieles älter als seine Frau, die über ihr Nähzeug gebeugt, neben ihm saß, theilte sich nur öfters an der Unterhaltung. Erst als seine Schwiegermutter (beiläufig gesagt, die Mutter seiner ersten Frau) sich mehr und mehr in ihrem Aburtheilen über den Nachbar zu steigern begann, suchte er mit einigen milden Scherzen, der Sache eine friedlichere Wendung zu geben.

„Du bist ja so still, Sabine,“ sagte er dann zu seiner Frau, indem er leise ihren gebückten Scheitel berührte. Sie hob sogleich den Blick zu ihm empor. Um ihre Lippen schwebte ein Lächeln, an dem die Augen aber keinen rechten Antheil hatten; die blieben ernst und still. Das war so ihre Art.

Inzwischen war es spät geworden. Das letzte Licht in der Pfarre erlosch; auch drüben im Klammroth'schen Hause hatte der Jubel über den unerwarteten Obergast für heute ausklingen. Das Mutterherz sank in glückliche Träume, die alle von dem Bilde des wiedergekehrten Lieblings durchwebt waren. Der Vater hatte nicht minder seine rechtschaffene, aufrichtige Freude an dem Sohne; aber der Inhalt, der schon oben erwähnten Körbe und Kisten, beschäftigte ihn doch auch sehr lebhaft und ob schließlich Erich, oder eine gewisse Haifischhaut von seltener Schönheit, die dieser mitgebracht hatte, das letzte Recht über die entschlummernden Gedanken des Sammlers behielt, wäre schwer zu entscheiden gewesen.

So waren die Lichter rings umher erloschen; nur in dem Naturalienkabinette selber brannte noch eins. Erich Klammroth wollte es keine Ruhe lassen; er konnte sich nicht niederlegen, ehe er nicht die heimathlichen Räume alle wieder gesehen und die alte Bekanntschaft mit ihnen erneuert hatte. Sieben Jahre war er fort gewesen; bald auf weiten Meeren schwimmend, bald an heißer Küste unter Palmen ruhend. Wunderbare Länder und Städte hatte er gesehen, mit Menschen verkehrt, die sich von dem Gethier seines Vaters wirklich nur um ein Kleines unterschieden. Nun war er wieder daheim und konnte sich nicht recht besinnen, was ihm traumhafter erschien: die bunten Eindrücke seiner Wanderzeit, oder das Gefühl, wieder zu Hause zu sein. War es denn hier wirklich immer so eng gewesen? In seiner Erinnerung hatten diese Räume ungleich weiter und freier gelebt. Er leuchtete in alle Ecken hinein. Ja, der feingliedrige Fischreißer mit dem kleinen Federschopf im Genick, der hatte hier gestanden, so lange Erich denken konnte. Aber jene weiße Koralle, die ihm früher das Ideal aller Meeres Schönheiten gewesen, wie grau und verstaubt erschien sie ihm jetzt. Er hatte seitdem viel schönere gesehen und brachte selber eine mit, zu welcher der Vater große Augen machen sollte. Sie war klar und wunderbar verzweigt in zahllosen, schneeigen Blütenbildungen. Er ge-

dachte der Fahrt, auf der er sie erworben hatte; er meinte, die goldenen Wellen, durch die eine südliche Sonne schien, wieder an seine Barke schlagen zu hören. Gleich hingestrenten Blumen schwammen in ihrer Frühlingspracht ein paar kleine Inseln auf der glitzernden Wasserfläche. Wie leicht war diese Luft, der Himmel wie blau! — Beklemmend lastete plötzlich die niedre Decke hier über Erich. In dem Kampferdunst mit dem das ganze Haus erfüllt war, meinte er ersticken zu müssen. Er öffnete das Fenster. Dicht vor ihm stieg die schwarze Kirche auf; der Mond, nun schon im verkleinerten Rund hoch am Himmel, streifte nur eben noch die dunkle Gasse — auch hier Beschränkung, Enge! Und doch, Erich, gab es eine Zeit, wo diese kleine Welt dir weit und reich war, eine schöne Zeit! Wo sind die Tage hin?! — Denken wir nicht mehr daran!

Erich nahm den Leuchter vom Tisch, ging auf sein Zimmer und legte sich nieder.

Der nächste Tag war Charfreitag. Die Glocken hatten zur Kirche geläutet, es war viel Kommen und Gehen auf dem Plage gewesen. Nachmittags aber war es um so sabbathstill dort. Man konnte den Vogel im Geäst des Baumes zwischern hören, den ein erster, grüner Frühlingshauch umschwebte. Der Tag war wundervoll warm und klar.

Hätte die Schwiegermutter des Pfarrers übrigens zufällig einen Blick in den engen Hof des Klammroth'schen Hauses geworfen, sie hätte triumphirt, daß sie über den Alten doch nicht zu viel gesagt, denn richtig hochte er dort zwischen entbedelten Kisten und aufgeschürzten Körben, die er heute schon auszupacken, nicht hatte widerstehen können. Er war eigentlich ein besonderer Mann, der alte Klammroth. Das stete Hanthieren mit den Geschöpfen, deren Eigenthümlichkeit er auf's Genauste studirte, um ihnen dann ein entsprechendes, möglichst täuschendes Schein-Dasein zu erhalten, übertrug zuweilen eine gewisse Aehnlichkeit mit ihnen auf ihn selber. Harmlos und gutmüthig von Natur, konnte er dennoch zuweilen rasch aufblicken, wie ein Panther. Hatte er sich anhaltend mit Ausstopfen von Vögeln beschäftigt, so lugten seine runden Augen oft eulenhaft bedenklich hinter der krummen Nase hervor, und wieder in anderen Momenten sah er genau wie ein Flunder aus. Jetzt eben hatte das Prachtexemplar einer wundervollen Wendeltreppe, welches er aus einer der Kisten herausholte so sehr seinen Zauber über ihn geworfen, daß er in ihren Anblick versunken, die ganze übrige Welt zu vergessen schien.

Erich glich seinem Vater gar nicht. Er hatte von der Mutter reine, gefällige Züge geerbt, deren Ausdruck ihm selber angehörte. Die Jünglingsjahre lagen hinter ihm, er zählte einige dreißig. Ein bewegtes Leben, dem es weder an Anstrengung, noch zeitweilig an Entbehrungen gefehlt, hatte ihn männlich gereift, so daß man ihn für älter halten konnte, als er war, obgleich zu der kräftigen Statur und dem gebräunten Antlitz, ein Paar lichtblaue Augen wiederum kindlich-treuerzig blickten. Das dunkelblonde Haar trug er lang, den Bart sehr voll; den breitkrämpigen, weichen

Hut etwas schräg in die Stirn gedrückt, erschien er bei ziemlich nachlässiger und doch anmuthiger Haltung, halb wie ein Künstler, halb wie ein Gelehrter und jedenfalls wie ein besonderer Mensch.

Er hatte Naturwissenschaft studirt. Der Alte hätte gern einen Professor der Zoologie, oder einen Mineralogen aus ihm gemacht, der Museen verwaltet und Sammlungen überwacht. Aber gerade aus der Enge der heimatlichen Umgebung dehnte sich schon die Seele des Knaben sehnsuchtsvoll in's Weite. Zweimal hatte Erich den Vater nach Lappland begleitet; dann unternahm er selbstständig eine isländische Expedition, von der er so schöne Präparate mitbrachte und überhaupt mit so kundigem Auge für das Cabinet des Vaters zu sammeln verstand, daß dieser endlich auch in ein ferneres Reiseleben willigte, selbst wenn demselben vorläufig noch kein bestimmtes Ziel vorgezeichnet war. Eine Zukunft verhieß es dem eifrig Strebenden dennoch.

Den ganzen Charfreitag über hatte Erich mit seinem Vater in den halbausgepackten Reichthümern gekramt. Jetzt, da der Nachmittag bereits in den Abend hinein rückte, nahm er seinen Hut, um noch etwas in's Freie zu wandern.

Auf dem Kirchplatz war kein Mensch zu sehen. Die Pfarre hatte nach dieser Seite hin an ihrer Ephemwand ein Thürplätzchen, zwei Stufen höher als das Straßenpflaster, von einem bescheidenen Holzgelande umschlossen. Zwischen Oleandertöpfen standen dort drei kleine Bänke um einen runden Tisch, an dem sich während der guten Jahreszeit die Familie des Pfarrers Abends zu versammeln pflegte. Erich kannte das Plätzchen. Als er jetzt aus seiner Thüre trat, sah er eine schlanke weibliche Gestalt dort sitzen, im üblichen, schwarzen Charfreitagsgleid, nur ein schmales, weißes Streifen um den Hals. Es war Sabine. Die Handarbeit lag vor ihr über den Tisch geworfen; sie hatte sich in ein Buch vertieft. Als sie Männertritte nahen hörte, blickte sie auf; Erich zog den Hut vor ihr und wollte vorüber gehen. Aber, war es der plötzliche Wechsel ihrer Farbe oder ein Wort, ein Ruf, der aus ihrer Seele zu dringen schien, um ihr doch auf den Lippen lautlos hinzusterben — oder jene Macht des Augenblickes, die Keiner zu nehmen vermag und der wir doch Alle unterthan sind — Erich blieb stehen; eine Sekunde über hingen die Blicke der Beiden stumm in einander. „Sabine“ — sagte er dann und reichte ihr die Hand.

Sie bekämpfte ihre Verwirrung. Nachdem sie aufgestanden war, seinen Gruß zu erwidern, setzte sie sich wieder. Er trat nicht zu ihr in das Plätzchen hinein, lehnte aber, ohne an Weitergehen zu denken, beide Arme auf das Gelande ihr gegenüber, und fragte nun, nachdem er seiner langen Abwesenheit und seiner plötzlichen Rückkehr Erwähnung gethan hatte, wie es ihr und ihrem Manne ginge? Sie dankte, mit noch immer etwas unsicherer Stimme und sagte: Legterer sei mit dem Candidaten und den Mädchen spazieren gegangen. Bei seiner Rückkehr würde er sich gewiß freuen, Erich wieder zu sehen.

„Von Ihrem allerliebsten Töchterchen hat mir schon meine Mutter erzählt,“ fuhr dieser fort: „Manches ist mir doch recht neu, hier in unserm alten Viertel.“

„Sieben Jahre sind eine lange Zeit,“ erwiderte Sabine.

„Wenn ich Sie ansehe,“ sagte er darauf, meine ich, es könnten keine sieben Tage gewesen sein. Sie haben noch so ganz Ihr Gesicht von ehemals; die leichtbewegliche Farbe, die krausen Haare an der Stirn — obgleich dann auch wieder“ —

Sein Auge verlor sich so in ihren Anblick, daß er den Satz zu vollenden vergaß; oder wollte er nicht sagen, was er dennoch an ihr verändert fand? — Sie blickte an ihm vorbei, nach dem Kirchenfenster, in welchem die letzten Sonnenstrahlen spielten. Uebrigens war die Welt innerhalb des Kirchplatzes schon so farblos und still, daß sie jeden Traum duldete.

„Sie haben Großes und Schönes auf Ihren Reisen gesehen,“ hub Sabine nach einem Weilschen wieder an, wie um sich gegen den Blick zu wehren, den sie über sich fühlte, auch ohne ihm zu begegnen. Er verstand sie, wechselte die Stellung ein wenig und entgegnete:

„Ja wohl! — Mir ist der Kopf noch so voll davon, daß ich mich auf das Hier erst wieder besinnen muß. Vier Jahre sind Sie schon verheirathet, Sabine?“

„Vier Jahre,“ wiederholte sie.

„Und sind recht von Herzen glücklich“ — fuhr er mit einer Betonung fort, die eigenthümlich zwischen Frage und Bestätigung schwankte.

„Wie sollte ich nicht?“ erwiderte sie etwas hastig. „Sie kennen doch meinen Mann?“

„Gewiß kenne ich ihn“, versetzte er ruhig; „und habe ihn immer hoch gehalten. Aber wenn ich mich seiner vor Jahren erinnere, wie er ernst und würdevoll im Talar nach der Kirche schritt, daß selbst wir junges, ausgelassenes Volk, die Mühe ehrerbietig vor ihm zogen, wenn ich ihn inmitten seiner eignen aufblühenden Familie sah, dann habe ich ihn mir allerdings niemals als Sabinens Gatten vorgestellt, die damals ein schlankes Elfen, über den Kirchplatz huschte zur Dämmerstunde dort unter dem Baume saß, oder mit großen, neugierigen Augen in meines Vaters Werkstatt hineinblickte, nach den seltsamen Vögeln und ihren bunten Eiern zu sehen. Ich wußte zwar, daß Alles so gekommen sei — meine Mutter hatte mir's geschrieben. Aber solch Denken aus weiter Ferne, ist noch etwas ganz anderes als die Wirklichkeit selbst. In die muß ich mich erst hinein gewöhnen.“

Sabine verfärbte sich wieder ein wenig. Ihre schlanken Hände ruhten übereinander gelegt in ihrem Schooß. Als einziger bedeutungsvoller Schmuck bligte der goldene Trauring an den zierlichen Fingern.

„Sie lasen, als ich kam“, sagte Erich endlich, um von etwas Anderem zu reden; und nicht recht wissend was er that, griff er nach dem Buche, das noch aufgeschlagen auf dem Tische lag. Es war ein kleiner Band gesammelter Gedichte. Erich's Blick flog zerstreut über die offene Seite

hin, plötzlich stutzte er, eine gewisse Spannung trat auf sein Gesicht, er las:

Ich seh die große Herrlichkeit
Und kann nicht satt mich sehn

Dann saget unterm Himmelszelt
Mein Herz mir in der Brust:
„Es giebt was Bess'res in der Welt
Als all' ihr Schmerz und Lust.“

Ich werf mich auf mein Lager hin
Und liege lange wach,
Und such' es dann in meinem Sinn
Und sehne mich danach! —

Was bedeuteten ihm die schlichten Worte? Kannte er das Lied von den Sternen? Hatte auch er es schon einmal vernommen, — dort unter dem Baum — und nicht wieder vergessen, in langen Jahren, jenseits der Meere? —

„Und such' es dann in meinem Sinn“ wiederholte er leise. Nun schwebte tiefes Schweigen zwischen den Beiden; die Dämmerung senkte sich herab.

Da öffnete sich mit einem Male die Glasthür und heraus auf das Thürplätzchen trat die Schwiegermutter, ein Schlüsselkörnchen am Arm.

„Ei, Herr Erich Klammroth“ rief sie, etwas scharf betonend, „das ist ja sehr freundlich von Ihnen, daß Sie gleich am ersten Tage Ihre alten Freunde aufsuchen. Ich dachte, Sie müßten bei sich zu Hause so viel zu thun haben.“ —

„Es ist ja Feiertag, Frau Rätin,“ unterbrach sie Erich rasch gefaßt.

Die alte Dame biß sich auf die Lippen und hub nun mit gemachter Freundlichkeit an von seiner unerwarteten Rückkehr zu sprechen, wie groß die Freude seiner Mutter gewesen sein müsse; auch wie lange er denn bei den lieben Seinen zu verweilen gedächte, veräumte sie nicht zu fragen.

„Das hängt nicht von meinem eignen Willen ab,“ entgegnete Erich ruhig. Dann versuchte er Dieses und Jenes zu beantworten, wonach die Rätin ihn durcheinander fragte. Aber recht fliehen wollte das Gespräch nicht, schon weil die alte Dame es absichtsvoll vermied, sich dabei niederzusetzen und Sabine gar keinen Theil an der Unterhaltung nahm. Endlich empfahl sich Erich. Seine hohe Gestalt war kaum hinter der Ecke des Hauses verschwunden, als die Schwiegermutter nicht länger an sich hielt:

„Nein, liebe Sabine, das finde ich denn doch etwas stark, sich hier in der Dunkelstunde zu dem jungen Herrn heraus zu setzen — am lieben Charfreitage — Ihr Mann ein Prediger — ausgegangen mit den Kindern meiner lieben Tochter.“ —

„Ach, wann hätte ich mich denn zu ihm herausgesetzt?“ warf Sabine schmerzlich ein; „er ist vorübergekommen, hat mich begrüßt“ —

„Und ist gleich recht hübsch lange bei Ihnen stehen geblieben. Meinen Sie, ich hätte es nicht oben von meinem Fenster aus mitangesehen, wann er gekommen ist, und wie er sich gemächlich hier aufgelehnt hat? — Ich habe Ihnen

ja natürlich nichts zu befehlen, Gott bewahre! Sie sind die Frau im Hause. Aber unpassend finden darf man doch was unpassend ist. Junge Herren — Dunkelstunde — Unterhaltungen vor der Thür — nein, da war meine liebe Tochter doch anders!“

„Erich Klammroth ist kein junger Herr für mich,“ entgegnete Sabine, „wir kennen uns seit unsren Kinderjahren, hier auf dem Kirchplatz.“

„Eben wegen der Jugendbekanntschaft, meine Liebe,“ betonte die Alte, „und weil man schon immer so Allerlei gemunkelt hat — Sie wissen schon! — sollten Sie sich etwas mehr beobachten und nicht vergessen, daß wer an die Stelle, meiner lieben Tochter getreten ist.“ —

„Gottlob, da kommt mein Mann!“ rief Sabine den Heimkehrenden entgegeneilend, die eben von der Straße aus in den Platz einbogen. Der Pfarrer nahm ihren Arm liebevoll unter den seinen und beruhigt, fühlte sie nun gegen Alles was sie geängstigt hatte, einen Schutz über sich, wie ihn nur der Gatte dem Weibe gewähren kann.

Wie war Sabine des Pfarrers Frau geworden? Hatte ihr junges Herz von Anfang an nur für den älteren Mann gesprochen, der beinahe ihr Vater hätte sein können? — Sie war des Oberlehrers Tochter. Im Schulhaus geboren, wurzelte sie ganz in der kleinen Welt, die der Kirchplatz umschloß. Man sah ihr feines Figürchen, ihr hübsches Gesicht bald im Dunkel der alten geschnitzten Kirchenstühle, bald im Schatten der Bäume auftauchen, deren früher noch mehrere zwischen den Grabsteinen standen, wo die Kinder des Viertels ihren Spielplatz hatten. Es kauerte sich gar traulich im Zwielicht auf den ausgetretenen Kirchenstufen; herrliche Geschichten ließen sich erzählen, wenn das junge Laub im Abendwinde schauerte. Die Frau Oberlehrerin, die über kein Thürplätzchen wie die bevorzugte Pfarre disponiren konnte, hatte unter einem der Bäume eine kleine Bank herrichten lassen, die jetzt, längst verwittert, wieder auf die Seite geschafft worden ist. Dort saß später die zur schlanken Jungfrau erwachsene Sabine mit ihrem Nähzeug, öfter noch mit einem Buch in der Hand, denn ob auch äußerlich leicht und flüchtig von Bewegung, war ihr eigentlicher Sinn doch nach innen gekehrt; davon zeugten schon die dunklen Augen, die immer mit einem gewissen Ernst zu lauschen und zu fragen schienen. Erich Klammroth hatte von klein auf mit ihr, wie mit den andern Nachbarskindern verkehrt, und nach Knabenart, das jüngere Mädchen wenig beachtet. Erst als er von seiner zweiten Lapplandfahrt zurückkehrte, bemerkte er, daß Sabine die schönsten Augen der Welt habe und diese Augen sprachen vielleicht ein wenig mit, daß er seine isländische Reise nicht gleich weiter ausdehnte.

Er hatte damals viel zu erzählen, als er heimkehrte. Der Vater verlangte eine ganze Naturgeschichte der besiedelten und besloßten Bewohner Islands und seiner umliegenden Gewässer. Was weit über diese Specialität hinaus, durch ganz neue Anschauungen, in Erichs Seele Leben gewonnen hatte, das trug er Sabinen zu. Sie war verständnisvoller im Zuhören, als Mancher der mit darein spricht.

An sommerlichen Nachmittagen, wo es so still auf dem Kirchplatz war, daß man Bienen und Käfer in den Blättern des Baumes summen hören konnte, las Erich ihr dort aus seinem Reise-Tagebuche vor, mündlich ergänzend, was er ungenügend notirt hatte. Da sank ihr wohl manchmal die Arbeit in den Schooß und, das Köpfchen in die Hand gestützt, las sie ihm die Worte von den Lippen. Bisher war ihr Denken und Verstehen nicht über den Kirchplatz hinausgegangen. Nun erschlossen sich ihr himmlische Landschaften; sie träumte von fremdartigen Menschen, märchenhaften Städten und Erich war es, der ihrer Phantasie diese glänzenden Bilder entrollte. Der Mensch aber, der es weit macht vor unsren Blicken, übt immer ein so besonderes Wohlthun an uns aus, daß er auch an unsre Dankbarkeit und Hingebung ein besonderes Recht gewinnt. Das erfuhr Sabine.

Das Sommerleben der Beiden nahm eine immer bestimmtere Gestalt an. Sabinens Mutter, welche kränkelte, war mit einer älteren Schwester in's Bad gereist, der Vater übermäßig beschäftigt. Sabine war zu Haus fast immer allein. Lieber trug sie ihr Nähzeug unter den Baum, wohin Erich einen Tisch gestellt hatte, um Schmetterlinge zu spannen und Herbarien zu kleben. Bei mancher subtilen Arbeit, zu der Sabinens feine Finger geschickter waren, als seine eignen, nahm er ihre Hülfe in Anspruch. Dafür erzählte er ihr von jedem einzelnen Stück, das sie in die Hände nahmen, etwas Interessantes. Manchmal kam Vater Klammroth mit aufgestreiften Hemdärmeln dazu, um ein abgezogenes Thierfell, oder eine Fischhaut in der Sonne zu trocknen. Er sah und hörte von den Beiden ebenso wenig wie sie von ihm. Und wenn sie bis in den Abend hinein gesessen, gearbeitet und geplaudert hatten, wenn dann die Sterne hinter dem Kirchthurm und über den Dächern der Häuser hervortraten, von denen friedlich blauer Rauch, in die Luft aufstieg — dann kam stille Traumseligkeit über sie, und ob sie auch nichts mehr erzählten und nichts mehr redeten, so hatte doch auch das Schweigen zwischen ihnen eine Seele.

Erich hatte Sabinen oft von den Sternen gesprochen, die auf der weiten Einsamkeit des Meeres, dem Schiffer wie gute Freunde den Weg weisen. Auch daheim liebte er es, zu den freundlichen Lichtern einer anderen Welt aufzublicken. Eines Tages kam ihm Claudius' Gedicht an die Sterne in die Hand. Er las es Sabinen vor:

Sie funkeln alle weit und breit
Und funkeln rein und schön;
Ich seh die große Herrlichkeit
Und kann nicht satt mich sehn.

Dann jaget unter'm Himmelszelt
Mein Herz mir in der Brust:
„Es giebt was Bessres in der Welt
Als all ihr Schmerz und Lust.“

Ich werf mich auf mein Lager hin
Und liege lange wach,
Und such' es dann in meinem Sinn
Und sehne mich danach.

Erichs Stimme war bewegt als er las; bewegt war die Stimmung dieses ganzen Abends. Sabine behielt die Worte in ihrem Herzen.

Wonach sehnte sich damals Klammroth? War er sich dessen selber klar bewußt? — Es lebten zwei Seelen in ihm. Die eine wurzelte tief in dem kleinen, heimischen Kreise, in dem seine Erinnerungen lebten, von den fröhlichen Knabenspielen an, bis zum Erwachen des seligsten Jugendgefühls. Dieser Seite seines Gemüthes war das Plätzchen unter dem Baum, aus dessen goldgrünem Schatten ihn zwei fragende Augen anblickten, ein Paradies; er mochte über seine Grenzen gar nicht hinaus denken. Rührte ihn ja einmal ein Zukunfts-traum, so war auch dieser sicherlich am Kirchplatz heimisch; in einem etwas geräumigeren, aber ebenso absonderlichen Hause, wie das des Vaters, waltete geräuschlos und anmuthreich die lieblichste junge Frau — recht feste Umrisse wollte jedoch dieser Traum für ihn nicht gewinnen. Er dämmerte in Erich's Herzen auf, verwischte sich aber leicht wieder vor seiner Phantasie, die einen andren Flug nahm. Erich war nicht umsonst in einer Umgebung groß geworden, die seinen Sinn von Anfang an auf das Ungewöhnliche richten mußte. Die abenteuerlichen Dinge und Gestalten, von denen er sich schon als Kind umringt sah, hatten auch abenteuerliche Interessen, eine Neigung das Wunderbare zu durchforschen, in ihm geweckt. Wie mußten die Wälder beschaffen sein, in denen sich der Niesenvogel dort mit flammendem Gefieder von Zweig zu Zweig schwang? Welch phantastisches Geheimniß umschlossen jene funkelnde Krystalle? — War es nicht der Mühe werth, den Stab in die Hand zu nehmen und danach zu suchen, durch zerklüftete Alpenthäler, die vielleicht noch keines Menschen Fuß betreten hatte, bis in die Steppen der neuen Welt? — Lappland hatte des Knaben Neugier nach Merkwürdigem gereizt; Island gab dem Jüngling einen Vorgeschmack aller Schönheitswunder, welche die Erde trägt. Halb und halb zog ihn von dort eine Empfindung zurück, die mehr in seinen Jahren, als in seiner Eigenthümlichkeit lag. Sie behauptete ihr Recht — eine Zeit hindurch! — Schon weil die Umstände ihr einen eigenthümlichen, alles Gewöhnliche ausschließenden Boden gönnten, sich zu entfalten. Die Scenerie des alten Domes mit seinem feierlichen Geräusche, des Baumes, der ein schützendes Dach über die still wachsende Neigung zwischen ihm und Sabinen breitete, jene wunderbare Einsamkeit und Stille inmitten einer lärmenden Stadt — das Alles kam zusammen, den Zauber zu erhöhen, den die liebliche Eigenart des Mädchens für jeden Andern schon genugsam erklärt hätte. Erich Klammroth aber war eben nicht wie jeder Andere und darum kam eine Zeit für ihn — der Wind strich herbftlich durch die Gassen, so daß der Tisch unter dem Baume abgeräumt werden mußte; auch Sabinens Mutter war zurückgekehrt. Wenn man sich jetzt noch traf, so geschah es im Kreise der ganzen Familie, an einem spießbürgerlichen Kaffeetisch etwa, beim Kerzenschein. Da wurde es Erich bellommen um's Herz. Wenn das seine ganze Zukunft wäre? — — Wenn keine Größe ihn mehr erstaunen, sein Blick sich in keine unbegrenzte Weite

mehr verlieren sollte? — Er meinte schon jetzt, allen Staub, in den der Vater sich vergraben hatte, auf der eignen Seele lasten zu fühlen. Waren Sabinen's Augen wirklich hell genug, das Alles zu durchklären? — Er wußte es selber nicht und diese Unsicherheit bedrückte ihn. Wohl sagte er sich, daß er nicht genau des Vaters Wege zu gehen brauche, ja daß dieser selbst einen größeren Wirkungskreis für ihn im Sinne habe. Aber auch in diesem handelte es sich schließlich nur um ein mehr oder weniger. Erich aber wollte etwas ganz Anderes, und sehnte sich danach! —

„Pristis antiquorum, der Sägefisch. Noch abenteuerlicher als der Menschenhai, kommt überall im atlantischen Ocean vor, selten in den Mündungen der Flüsse. Gehört den Knorpelfischen an, Ordnung: Quermäuler“ — las Vater Klammroth in einem Naturgeschichtswerk, als Erich eines Abends im Spätherbst ziemlich mißmuthig von seinem Spaziergange heimkehrte. „Pristis antiquorum! Ich sehne mich schon seit Jahren nach ihm und noch nie ist mir ein recht wohlerhaltenes Exemplar durch die Hände gegangen. Erich! durchschiffe den atlantischen Ocean und schaffe mir den *pristis antiquorum*“ —

— „nach dem du dich sehnst,“ ergänzte Erich, dem es wie bittere Ironie klang, daß der Alte auf seinen Knorpelfisch den nämlichen Ausdruck anwendete, den er dem Bangen seiner innersten Seele lieh.

„Ja wohl!“ bestätigte Vater Klammroth, so naiv durchdrungen von der Berechtigung seiner Empfindungsweise, daß er das Geringschätzende in des Sohnes Entgegnung gar nicht fühlte. „Reise, Erich, reise. Ich selbst bin schon zu gebrechlich dazu geworden. Du aber hast im Finten eine glückliche Hand, das hast Du in Island bewiesen. Geld ist genug da. Schaffe mir den Knorpelfisch — abenteuerlicher als der Menschenhai,“ — wiederholte er, in das Unwiderstehliche dieser Vorstellung versinkend.

Des Vaters Wunsch traf zu sehr mit Erich's eigenem, sich selbst kaum eingestandenem Verlangen zusammen, um gänzlich unbeachtet zu bleiben. Freilich sprach man zuerst von einer Reise Erich's nur als von einer unwahrscheinlichen Möglichkeit. Aber eben davon sprechend, wurde man vertrauter mit dem Gedanken. Der Alte brannte nach dem Sägefisch und nach tausend anderen Wunderdingen, die der Sohn schicken, oder mitbringen konnte. Erich empfand etwas wie Flügelregen an seiner Seele. Hier zog der Winter heran, grau, beengend und ereignislos. Dort war die Welt blau, reich — unendlich! Auf denn, auf! Noch sind die Schwingen dir nicht gebunden. — Auf, genieße deiner Freiheit! —

„Zum Frühjahr komme ich zurück“ — entschuldigte er vor den fragenden Augen, als sich die Sache endlich wirklich entschieden hatte. Sabine gönnte ihm sein Glück. Mit welchem Recht auch hätte sie ihn gehalten? Kein Wort war zwischen ihnen gefallen, das ihrem Zueinander eine bestimmte Gestalt gegeben hätte. Und dann wußte ihre Jugend auch noch nicht was jede Trennung, selbst die begrenztste, im Leben bedeutet. Sie ließ ihn ziehen.

Das Frühjahr kam, aber den Wanderer führte es nicht heim. Erich hatte sich in eine Expedition verwickelt, die ihn mindestens noch bis zum Herbst fern halten mußte, und als der Herbst gekommen war, trieb ihn ein steigender Durst nach Fischen und Finten weiter und weiter. Ist doch die Ferne ein Venusberg, aus dem schon Mancher den Rückweg nicht wieder gefunden. Den Sägefisch hatte Erich geschickt und der Alte war glücklich.

„Laß nur den Jungen machen,“ beruhigte er die Mutter, die oft schmerzlich nach ihrem einzigen Kind verlangte. „Er versteht's! Und wenn er sein ganzes Leben verreise — ich wär's zufrieden!“

Fast hatte es den Anschein, als sollten diese Worte wahr werden, denn Jahr auf Jahr verging und Erich Klammroth kam nicht zurück.

Für Sabine war auf eine Zeit stillen, zuversichtlichen Hoffens, erst bange Spannung, dann die schmerzlichste Enttäuschung gefolgt. Zu dem inneren Wehe, von dem Niemand erfuhr, das aber Sabinen's ganzem Wesen eine veränderte Färbung gab, gesellte sich auch äußeres Ungemach. Die Todtenglocken läuteten wiederholt in dem kleinen Viertel am Kirchplatz. Zuerst starb die Frau des Pfarrers, der Sabinen konfirmirt hatte und an dem sie mit inniger Verehrung hing. Dann verlor sie selbst, rasch hintereinander, ihre Eltern. Ihre einzige Schwester war weitweg verheirathet und konnte ihr keine Stütze sein. Vorläufig gönnte man ihr noch den Aufenthalt in den Räumen, die bisher ihre Heimath gewesen; aber es war eine unsichre, hilflose Lage, die nicht dauern konnte. Drei Jahre waren seit Erich's Abreise vergangen; Sabine hatte nicht wieder von ihm gehört. Da bot der Pfarrer ihr seine Hand an. Zuerst war ihr der Gedanke an diese Verbindung ein vollständig unfassbarer. Dennoch rührte sie die Freundschaft des trefflichen Mannes tief. Sie fühlte das Väterliche in dem Schutz, den er ihr bot, und als sie Alles erwogen hatte, konnte sie endlich nicht schwanfen, sich dahin zu neigen, wo ihr Heil lag. Nach kurzem Verlöbniß wurde sie des Pfarrers Frau.

Nicht unbedingt mühelos war das Leben, das jetzt für sie begann. Ihr Mann wünschte die Mutter seiner ersten Frau, die ihm während seiner Wittwerschaft das Haus geführt hatte, auch jetzt bei sich zu behalten und Sabine war ihm darin natürlich nicht entgegen. Aber die alte Dame, die ohnedies mit innerem Groll den Platz der Tochter wieder besetzt sah, streute Sabinen nicht immer Rosen in den Weg. Auch die Stiefsinder waren zuweilen schwierig. Ein Sonnenstrahl fiel in das Leben der jungen Frau, als ihr ein eignes Töchterchen besichert wurde, an dem sie mit zärtlichster Liebe hing. Und dann war es trotz der Wolken, die von anderer Seite heraufzogen, zwischen ihr und ihrem Manne wenigstens immer klar, so daß sie den Schritt nicht zu bereuen hatte, den sie gethan. Der Pfarrer hielt sie wie ein Kind am Herzen. Leidenschaftliche Neigung hatte er nie von ihr gefordert. Vielleicht ahnte er sogar, was einmal über ihr Herz gegangen war; hatte das flüchtige Idyll unter dem Baume doch nicht vor seinen Augen gespielt. Aber er

rührte nicht daran und machte dem armen Kinde keinen Vorwurf daraus, einmal lieblich geträumt zu haben. Seine Güte und Milde verließ Sabinen in keiner Stunde des Lebens. Sie fühlte das Großherzige seines Vertrauens, die zarte Schonung, die er ihr erwies und schenkte ihm dafür ein so volles Maas an Treue und Ergebung, daß Leidenschaft kaum wärmer, sicherlich nicht inniger gewesen wäre. Daß aber dennoch die Bilder alter Tage nicht ganz aus ihrer Seele verbannt waren, konnte sie das hindern? — Es begegnet dem Besten, daß in stillgeweihten Stunden die Vergangenheit einmal wieder zu ihm redet und es schadet auch nicht; wenn er nur aus ihrem süßen Traumreich immer zur rechten Zeit den Weg zurückfindet in die lebendige Gegenwart, die seine Kraft und seine Liebe fordert. So hatte auch Sabine fernes Erinnern in ihrem Herzen gefühlt, an jenem Abend, da sie nach den Sternen sah. —

Ich seh die große Herrlichkeit
Und kann nicht satt mich sehn.

Eine seltsame Fügung war es, daß gerade in jenem Momente der Wagen heranrollte, der Erich Klammroth nach siebenjähriger Abwesenheit in die Heimath zurückführte.

Daß die Gefährtin seiner Jugend inzwischen einem Anderen die Hand gereicht, war ihm von den Seinigen geschrieben worden. Wohl hatte die Nachricht damals Eindruck auf ihn gemacht, aber keinen nachhaltigen; andere Bilder verwischten ihn bald wieder. Jahre gingen darüber hin. Die Sehnsucht der Mutter nach dem Sohne, die durch all' ihre Briefe klang, bewog Erich endlich zu einer Rückkehr, welche, eben so wie früher seine Abreise, der kurze Entschluß eines Augenblickes war. Als er die heimische Umgebung unverändert wieder fand, war ihm, als müsse er auch in die frühere Empfindungsweise zurückkehren, besonders als er Sabinen wieder sah. Die Erschütterung, die er dabei empfand, überraschte ihn selbst. Keine Andere war an die Stelle getreten, die sie einst in seinem Herzen eingenommen hatte; seine Gedanken waren von Liebe weitab gewesen. Nun stand er ihr mit einem Male wieder gegenüber, fand sie noch immer jung und schön, noch immer erröthend unter seinem Blick. Sie hatte das Lied nicht vergessen, das einst auch für ihn Klang gehabt — das war die alte Kirche, deren Glocken ihrem Glück geläutet hatten, dort flüsterte der Baum wie ehemals — er fühlte sein Herz bewegt, entzündet vom ersten Augenblicke an, da er wieder in ihre Augen sah. —

Die nachbarlichen Beziehungen, in denen man am Kirchplatz lebte, brachten es ganz natürlich mit sich, daß Erich und Sabine einander fast täglich begegneten. Dem Pfarrer, dem alles kleinliche Mißtrauen fern lag, fiel es nicht ein, etwas dagegen einzuwenden, obgleich seine Schwiegermutter es an Winken und spigen Worten nicht fehlen ließ. Erich kam in's Haus; trug Sabinen und ihrem Kind allerlei ausländische Spielereien zu, verweilte am Thürläßchen so oft er vorüberging — die Blüthen schwellen an den Bäumen,

ein Dufte und Klingen ging durch die Luft, wer wollte es hindern, daß auch in den Herzen sich etwas regte, etwas das schon vor Zeiten darin heimisch gewesen war. Jugendgefühle haben eine eigne Macht über das Menschenherz: Sirenen gleich, können sie es in die Tiefe hinabziehen. Alles was später in ihm Berechtigung gewonnen hat, gleicht oft nur aufgepflanzten Reifern gegen diese Schöplinge, in denen, von der Wurzel auf, der frische Saft des Lebens quillt. —

Ein paar Wochen waren vergangen. Die Oleanderköpfe am Thürläßchen der Pfarre thaten schon ihre rothen Blüthen auf.

„Wir sollten einmal hinaus in's Freie,“ meinte der alte Klammroth zu seiner Frau. „Das Wetter ist so schön und Pfarrers zu einer Landparthie einzuladen, erschiene mir wohl schicklich. Sie erweisen unsrem Erich viel Freundlichkeit.“

Ob nicht der Alte im Stillen weniger an das schöne Wetter und die Verpflichtungen gegen „Pfarrers,“ als an Käfer und Schmetterlinge dachte, die auf einer Fahrt in's Freie zu gewinnen waren, mag dahingestellt sein. Immerhin fand seine Frau die Idee recht annehmbar und die Parthie wurde mit den Nachbarn verabredet.

Als Endziel derselben wählte man Dorf Gronberg, das, freundlich an einem unwaldeten See gelegen, so viel landschaftliche Reize entfaltete, wie eine nicht übermäßig bevorzugte Gegend sie überhaupt bieten konnte. Das Wetter war günstig. Schon bei guter Zeit holten zwei geräumige Wagen die Gesellschaft vom Kirchplatz ab. Der Pfarrer wurde leider noch im letzten Momente unerwartet amtlich in Anspruch genommen, so daß er die Seinen nicht begleiten konnte.

Erquicklich war es schon, die engen Stadtmauern hinter sich zu lassen und auf bequemer Chaussee dahinrollend, freiere, reinere Luft zu athmen. Der Candidat wollte zwar aus einigen runden, weißen Wolken, die am Himmel aufstiegen, noch für heute Nachmittag ein Gewitter prophezeihen, was der Schwiegermutter höchst unangenehm war, — sie versicherte, schon ihre liebe Tochter habe Gewitterluft nicht vertragen können; — die übrige Gesellschaft aber machte sich nicht viel daraus, war fröhlich und wurde es noch mehr, als man, in Gronberg angelangt, die enge Haft des Wagens verließ, um sich lustig im Freien zu bewegen. Den Kaffee wollte man, im Grünen gelagert, im Walde trinken, und dann einen weiteren Spaziergang unternehmen. Die hügeligen, vielfach ausgebuchteten Ufer des Sees waren ringsum von lichthem Gehölz umsäumt und boten schattige Wege, hübsche Aussichtspunkte.

Vor Allen glücklich zeigte sich Vater Klammroth. Er hatte sein Schmetterlingsnetz nicht vergessen und schlug damit, verrätherisch leise heranschleichend, unerwartet bald Diesem dicht an der Nase vorbei, bald Jenem auf die Hände. Die Töchter des Pfarrers, die ihre Skizzenbücher mitgenommen hatten, versuchten sich in Baumstudien, während Mutter Klammroth sorgend nach dem Kaffee sah und viel mitgebrachten Kuchen auswickelte.

Zwei in diesem fröhlichen Kreise fragten weder nach Kaffee und Kuchen, weder nach Schmetterlingen, noch nach den Bäumen des Waldes. Das waren Erich und Sabine. Zwischen ihnen selbst ereignete sich so viel, daß, was um sie herum geschah, ihnen nur traum- und schattenhaft erscheinen konnte. In der frischen Luft und in der zwangloseren Bewegung, die ihnen gegönnt war, lag etwas Befreiendes auch für sie, das sie der Gegenwart entrückte. Sie hatten von ihrer gemeinsamen fröhlichen Kinderzeit am Kirchplatz gesprochen; als sie aber dann auch an die Erinnerung andrer Zeiten streiften, wurde es stiller zwischen ihnen.

Unterdessen war das Vesperbrot eingenommen worden, und nun sollte es an's Wandern gehn. Die Mädchen stimmten mit dem Candidaten ein fröhliches Lied an, während die Schwiegermutter abermals unter Vater Klammroth litt, der ihr rücksichtslos vor die Füße sprang, sobald irgend ein Schmetterling oder sonstiges Insekt vorüberflog. Erich und Sabine folgten in einiger Entfernung. An einer abschüssigen Stelle des Weges hatte er ihr die Hand gereicht; die zarten, bebenden Finger waren ihm rasch wieder entzogen worden. Dennoch blieb es wie ein electrischer Funke zwischen ihnen, der geheimnißvolle Beziehungen weckte.

„Was ist aus dem fränklichen Fräulein geworden, das uns gegenüber wohnte?“ fragte Erich, wieder an die alte Zeit anknüpfend. „Sie gingen zu ihr in die Nähstunde, Sabine, und als ich Sie einmal dort am offenen Fenster sitzen sah, warf ich Ihnen — meinen Ball hinein, der mitten auf des Fräuleins Kaffeetisch flog, wofür ich tüchtig angescholten wurde. Erinnern Sie sich noch?“

Sabine lächelte und nickte. Daß es später ein Beilichens-strauß war, der ihr in den Schooß flog, davon sagte sie nichts.

„Das Fräulein ist gestorben, acht Tage vor meiner Hochzeit,“ entgegnete sie.

„Vor Ihrer Hochzeit!“ wiederholte er. „Wie mir das noch immer so seltsam klingt!“

Sie sah schweigend zu Boden und auch er sagte nichts weiter. —

Der Candidat hatte übrigens mit seiner Wetterprophezeiung so Unrecht nicht gehabt. Das Gewölk am Himmel ballte sich dichter zusammen. Auch schien eine erwartungsvolle Stille der Luft auf irgend ein nahendes Ereigniß zu deuten. Selbst die bewegliche Birke rührte kein Blatt. Mit lautlosem Flügel Schlag schwebte eine Libelle heran, saß flüchtig nieder auf den Goldblüthen des Ginsters, der in üppigen Büschen überall am Wege blühte und schwebte wieder vorüber, wie fernes Erinnern, das kommt und geht und nicht verweilen darf.

„Nichts Schöneres giebt es doch im Menschenleben, als die Jugend!“ sagte Erich endlich, tief aus seinen Gedanken heraus, „und das Glück das sie besaß!“ — er unterbrach sich plötzlich wieder, sah Sabinen mit einem lang andauernden Blicke an und sprach dann leise weiter zu ihr.

Mit geneigter Stirn schritt sie neben ihm hin. Durch die hohen Wipfel über ihnen ging fernes, sehnsuchtsvolles Rauschen.

„Ja, unsre schöne — schöne Jugend!“ wiederholte Erich. Da grollte aus dunkler Weite der erste dumpfe Donner heran.

Ueber dem Gehen hatte Keiner der schwarzblauen Schatten geachtet, die zwischen den rothen Kieferstämmen unheilvoll den Horizont umlagerten. Nun stand die vordere Gesellschaft auf einmal still.

„Ist das ein Gewitter?“ — fragte die Rätlin mit erregter Stimme.

„Ich glaube kaum,“ beruhigte Frau Klammroth; „dort über dem Wasser liegt ja noch der Abendsonnenschein.“

Der Candidat war indeß doch der Ansicht, daß es ein Gewitter sei.

„Ach, unsre Zeichenbücher!“ rief eine der Töchter, „wir haben sie auf dem Kaffeetische liegen lassen!“

„Wenn Regen kommt, weichen sie auf!“ — jammerte die Andere.

Erich meinte, so rasch zöge es wohl noch nicht herauf.

„Doch wird es vernünftiger sein, umzukehren,“ rieth der Candidat.

„Aber ich bin so müde!“ seufzte die Schwiegermutter, „ich hatte vor dem weiten Rückweg erst auf eine kleine Ruhe gerechnet.“

Bei leidlicher Corpulenz war die gute Dame allerdings vom Marschieren athemlos und feuerroth geworden.

„Es wird sich Rath schaffen lassen,“ tröstete Erich der inzwischen nach allen Seiten umgeschaut hatte. „Dort im Schilf am Ufer, liegt ein Kahn angebunden. Steigen wir ein. Ich rudere über den See; wir kommen so vielleicht noch rascher nach Gronberg und zu unsren Wagen als auf dem Fußpfad.“

„Aber unsre Bücher!“ klagten die Mädchen; „wir lassen sie nicht im Stich.“ Auch hatte Mutter Klammroth eine angeborne Antipathie gegen alles Wasserfahren. Es gab ein lautes, wirres Durcheinander verschiedener Ansichten und Meinungen. Der Schwiegermutter, welcher die Schweiß-tropfen an der Stirn glänzten, waren die Sitzbänke im Kahn sehr anlockend.

„Ja, ja, wir fahren!“ — rief der alte Klammroth, „es gibt eine Species Wasserschnecken, die kurz vor dem Gewitter schwärmt, das ist sehr interessant.“ Damit löste er schon die Stricke vom Kahn. Die Andern aber wollten nun einmal nicht fahren und da Jeder auf seinen Sinn beharrte, beschloß man endlich sich zu theilen. Die Mädchen mit Mutter Klammroth, unter dem Schutze des Candidaten eilten, ihre Bücher zu retten. Erich geleitete die Rätlin in den Kahn.

„Sabinechen, Sie fahren doch mit uns?“ rief Vater Klammroth. „Es wäre sehr freundlich von Ihnen, wenn Sie mir das Reg halten wollten, damit ich die Schnecken leichter fangen kann.“

Sabine folgte ihm. Man stieß vom Ufer, während die Gestalten der Wanderer zwischen den Bäumen des Waldes verschwanden.

Nach der lauten Berathung, die vorangegangen, war es auf dem Wasser um so stiller; kaum daß die kleinen

Wellen sich, wenn er sie durchschneit, an den Wänden des Rahnes hörbar machten. Erich ruderte kraftvoll und sicher, wie Jemand, der schon mit ganz anderen Gewässern zu thun gehabt hat. Aber nur seine Arme thaten die Arbeit; sein Blick und seine Gedanken hingen an Sabinen, die ihm gegenüber saß. Sie hatte den kleinen Hut abgenommen; die Luft war erstickend schwül. Freier gelöst, ringelten die goldschillernden Locken um ihr süßes, träumerisches Antlitz.

„Aber Herr Klammroth, können Sie denn nicht einen Augenblick still sitzen?“ fragte die Rätbin; „der Kahn wird noch umschlagen, wenn Sie sich unaußhörlich so weit hinausbiegen.“

„Auch die Wasserspinnen sind da!“ rief der Alte. „Sie sind von untrer *togeneria domestica* verschieden, ihr aber dennoch verwandt“ —

„Herr Gott, es bligt!“ fuhr die Rätbin auf. In demselben Augenblick kränzelte sich auch schon der See; über die Wipfel am Ufer sah man einen mächtigen Wind hinsafahren und hörte sein nahendes Brausen.

„Sturm, Sturm!“ ächzte die Rätbin. „O wäre ich doch zu Fuß gegangen!“ —

„Fürchten Sie sich auch, Sabine?“ flüsterte Erich.

Sabine schüttelte den Kopf mit einer jettamen, weltvergeßenen Gelassenheit.

Da überkam ihn mit einem Mal eine wahre Lust an der Gefahr und an dem Leid, das er in der Seele trug. Kräftiger regte er die Arme, daß das bewegte Wasser hoch am Ruder aufbrauste. In wilder Hast jagten die Wolken über den Himmel hin, an dem sie bald kein lichtiges Stellchen mehr duldeten. Blitz und Donner folgten jetzt rasch aufeinander.

„Nein, das ertrag' ich nicht!“ schrie die Rätbin. „Herr Erich, fahren Sie an's Land! Das Wasser zieht den Blitz an — ich will nicht vom Blitz erschlagen werden. Heiliger Gott!“ —

„Aber was jammern Sie denn so, beste Madame?“ entgegnete der alte Klammroth, den das Wetter wenig rührte. „Jetzt sind Sie es, die den Kahn in's Schwanken bringt. Wären Sie nicht so unruhig auf Ihrem Sitze hin und her gefahren, so hätte ich doch wirklich eben jenes wunderschöne Exemplar —“

„Ach was, Exemplar!“ warf die Rätbin ein, sich vor neuem Donnergetöse die Ohren zuhaltend. „Ach will hinaus! — da regnet es schon! — Die Landzunge dort — Herr Erich, fahren Sie heran. Der Wald bietet doch einigen Schutz — ich will zu Fuße gehn!“

Ein Platzregen fuhr herunter, daß Erich kaum die Augen offen halten konnte. Jede Erörterung hörte auf. Aber es war nur ein kurzer Schauer, denn der Sturm jagte ihn vorüber und wieder rollte es hüben und drüben und rings herum. Die Rätbin schrie und bestand darauf, an das Land gefahren zu werden.

„Ja, ja, ich fahre an!“ beruhigte Erich, als sie jetzt dicht bei einem kleinen grünen Vorsprung angelangt waren. „Das Aussteigen wird nicht gerade bequem sein. Vater Du mußt so gut sein, die Frau Rätbin geleiten; ich rudere

den Kahn hinüber, den ich unmöglich hier herrenlos fortreiben lassen kann. Vorsichtig!“ mahnte er, da die Schwiegermutter bereits über die Bänke zu klettern begann, um nur möglichst rasch hinaus zu kommen. Schrecklich war in diesem Augenblick das Lärmen und Toben in der Luft, das lähe Zucken der Blige.

„Schade! schade!“ murmelte Vater Klammroth, nothgedrungen der Rätbin folgend, die seinen Arm umklammert hielt. „Erich, sollte Dir nach dem Regen die eine Species — Du weißt, die schöne blaue“ —

Der Sturm, der ihm in's Gesicht pfiß, schnitt ihm die Rede ab; er konnte sich nur rasch noch den Hut fester aufstülpen.

„Sabine!“ rief die Rätbin zurück. Aber ohne abzuwarten, ob ihr Ruf gehört wurde, oder nicht, stürzte sie davon, ihren Ritter wider Willen, mit sich fortreisend.

„Ja, Sabine?“ — wiederholte Erich und sein Blick hing in fragender Spannung an ihr. Sie hatte sich gleichzeitig mit den Anderen erhoben, wie um ihnen zu folgen; dennoch stand sie jetzt den Blick vom Lande abgewendet. Einen Augenblick war es, als hielte der Sturm selber den Athem an, ihrer Entscheidung zu harren. Und unter dem Wirken einer Macht, die stärker war als sie selber, glitt sie plötzlich willenlos auf das Bänkchen Erich gegenüber, zurück. Da faßte es ihn wie ein Taumel. Zwei, drei kräftige Stöße vom Ufer ab und auf bewegter Fluth trieb der Kahn weit in den See hinaus.

Stumm, wortlos sahen sie sich an. Dann zog Erich plötzlich die Ruder ein, warf sie in das Fahrzeug, ergriff Sabinens beide Hände und drückte sie gegen sein brennendes Gesicht. Sie erbebte. So lange sie die Gegenwart Anderer wie einen Schutz über sich gefühlt, hatte sie nichts gefürchtet. Jetzt ihm und seiner aufglühenden Leidenschaft allein gegenüber, wurde sie sich erst bewußt, was sie gethan hatte. Leise entzog sie ihm ihre Hände, verdrängte sie fest vor der Brust und blickte von ihm fort, über das Wasser hin.

Das Wetter schien in dem letzten knatternden Donner Schlag seine Kraft erschöpft zu haben. Es war stiller geworden, auch der Sturm legte die wilden Schwingen; aber grau blieb die Luft und an dem Schilf im Wasser hingen schwere Tropfen.

„Sabine,“ jagte er endlich, „wohin fahren wir? — Soll es heimwärts sein, oder in eine neue Welt, in ein neues Leben?“

Sie sah ihn starr an.

„Ja, lerne mich verstehen,“ fuhr er jetzt feuriger fort. „Diese Stunde trägt unsre Zukunft im Schooß. Tief genug haben wir einander in die Herzen geblickt, um noch irgend etwas darin verbergen zu können. Sabine, wenn unsre Jugend doch Recht behalten sollte, wenn?“ —

Er neigte sich näher zu ihr. Was er da zu ihr gesprochen — was ihre Seele vernommen, halb in tödtlichem Schrecken, halb in verwirrender, aufjauchzender Seligkeit — darüber mag ein Schleier ruhen, wie er sich abendlich auch auf die stille Landschaft rings umher niedersenkte. Sabinens

Hand ruhte nun doch wieder in der seinen. Ueber dem Wasser dampften weiße Nebel auf.

„Und nun entscheide!“ rief er wärmer und wärmer. „Laß mir diese Hand, die ich gehalten habe, ehe ein Andern sie berührt — sage ein Wort und ich rudre hinüber nach jenem Ufer; eine kurze Strecke, Du weißt es, und die Bahn ist erreicht, die uns pfeilschnell auf Dampfesflügeln in's Weite trägt. Mein bist Du dann, mein! Was je zwischen uns gelegen hat, sinkt in Nichts zurück. Ungeschmälert bringe ich Dir, was Du vor Jahren schon in mir befehlen hast. Kein andres Bild als das Deine, hat je in meinem Herzen gewohnt, wie viel Zeit und Meere sich auch zwischen heut und damals drängen mochten. Ziehe ein, wo die Stätte Dir rein und frei behalten wurde — sag ein Wort, sag Ja — ich lenke den Rachen der Freiheit, dem Glück entgegen und unsre schöne Jugend kommt noch einmal — unsre Jugend — Sabine, Sabine!“ —

Er war vor ihr niedergesunken, seine Arme wollten sie umschlingen — da schauderte sie plötzlich zurück. Hatten seine Worte kein Echo gefunden in ihrer Brust? — Ach, nur zu voll war die Saite erklingen, die er berührt. Hatte ihm doch ihr erstes Empfinden gehört! — War doch alles Spätere für sie nur das Ergebnis harter Kämpfe gewesen, in denen die Liebe zu ihm erst langsam verbluten mußte. Und nun war er zurückgekehrt, zurückgekehrt zu ihr! — und nun bot er ihr das Glück, das sie so heiß beweint hatte — mit feurigen Armen zog es sie zu ihm, denn auch in ihrer Seele, so still sie schien, glimmte das alte Gefühl, dem sie nicht wehren konnte in hellen Flammen aufzulodern bei Erichs lockenden, zündenden Worten — und doch! welch andres, ernstes Bild drängte sich mit einem Male dem entgegen? — Das Bild des Mannes, dem sie Treue geschworen, des Kindes, in dessen Adern ihr Blut floß des Friedens, den sie bei ihnen genossen. Auf der andern Seite: nach kurzem Glückesrausch, ein Gewissen, auf dem die Thränen der Andern lasteten, die Reue, die an ihr nagte, Schimpf und Schande, weder Heimath noch Frieden auf Erden, vielleicht nicht einmal Frieden im Tode — verzweislungsvolle Angst packte sie, als sei dies Alles schon unabweisbar über sie gekommen, zu ewigem unutilgbarem Verderben. Da richtete sie sich jäh empor.

„Heimwärts will ich!“ rief sie, „heimwärts zu meinem Mann, zu meinem Kinde! — Zurück Erich, rühre mich nicht an! Du hast keinen Theil an mir!“

Sie floh vor ihm bis an das äußerste Ende des Fahrzeugs, dort sank sie zusammen. Das Antlitz in den Händen bergend, brach sie in lautes Schluchzen aus.

In ihrem starren Blick, in dem unsagbar schmerzlichen Klage laut ihrer Stimme, hatte Etwas gelegen, darüber Erich sich nicht täuschen konnte. Sein Schicksal war unabweisbar entschieden. Ihm war dabei nicht anders, als habe sich vor seinen Augen ein Vorhang gesenkt; vorüber war der schöne Traum, er selbst der nüchternen Alltäglichkeit zurückgegeben. Um ihn her dunkelte es; ein feiner, durchdringender Regen rieselte erbarmungslos herab. Sich

Sabine noch einmal zu nähern, sei es auch nur, um sie zu beruhigen, das versuchte er nicht einmal. Er wußte, daß Schweigen fortan das einzig Mögliche zwischen ihnen war. Stumm blickte er um sich. Dann nahm er die Ruder wieder auf. Eine halbe Stunde später waren sie in Gronberg angelangt.

Am Ufer wartete ihrer, unruhig auf und nieder gehend, der alte Kammroth.

„Endlich, endlich!“ rief er, der schwankenden Sabine aus dem Rachen helfend. „Wo in aller Welt seid Ihr nur so lange geblieben? Unserer übrigen Gesellschaft ist, in durchnästen Kleidern, die Geduld ausgegangen. Sie haben sich alle in einen Wagen geklemmt, wobei noch mein schönes Fanganetz zerquetscht worden ist. Mit dem anderen Gefährt sollte ich hier auf Euch warten. Ich dachte nicht, daß es so spät werden würde. Habt Ihr Sturm gehabt auf dem See? Sie zittern und beben ja, Sabinchen; es ist Ihnen doch nichts geschehen?“

Sabine versicherte, daß es nur Kälte und Müdigkeit sei. Der Alte geleitete sie in den Wagen. Erich nahm neben dem Kutscher Platz, damit das Leder drinnen geschlossen werden konnte, und fort ging es in die schwarze Nacht hinaus, was die Pferde laufen wollten.

Heimkehr! — süßestes aller Worte, wenn es ein frohes, reines Herz ist, das wir zurückbringen, wenn wir uns der Liebe freuen dürfen, die uns empfängt. Hatte es diesen Klang auch für Sabine? — Gebrochen, trostlos saß sie in ihrer Wagenecke. Sie hatte das Recht verscherzt, ihrem Zuhause entgegenzujubeln und dennoch! — als der Wagen in die bekannte Straße bog, als sie den Lichtschein sah in ihres Mannes Zimmer und sich sagte: dort schläft mein Kind! — da riß die Wirklichkeit sie zu sich, mit der ganzen Kraft einer gegenwärtigen Empfindung.

„Heinrich! Heinrich!“ — rief sie ihrem Mann entgegen, der in die Hausthür trat, sobald er den Wagen, heranrollen hörte.

„Gottlob, daß Ihr endlich da seid!“ — entgegnete er sie in seinen Armen empfangend. Erich und sein Vater eilten nach Haus, um auch die Mutter dort von etwaiger Angst zu erlösen. Sabine flog zu ihrem Kinde.

„Wie erregt Du bist,“ sagte der Pfarrer, als er sie jetzt im Hellen sah. „Deine Wangen brennen, Deine Hände sind kalt wie Eis. Armes Kind! Genieße etwas und geh dann zur Ruhe.“ —

„Nicht essen und nicht schlafen kann ich, ehe ich nicht zu Dir geredet habe,“ rief sie; „erst Deine Verzeihung, dann meine Ruhe!“

Sie folgte ihm auf sein Zimmer, warf Hut und Mantel von sich, kniete neben seinem Sessel nieder und die Augen zu ihm aufgeschlagen, erzählte sie ihm Alles, von ferner Jugendzeit an — dort unter dem Baum — bis in die leztverfloffenen Stunden hinein. Sie schonte nichts, sich selbst am wenigsten. Aber wie sie ihr Fehl offen bekannte, konnte sie auch das sagen, daß im lezten Moment ihr guter Engel sie nicht verlassen hatte und darin lag es, daß sie auch jetzt

noch, obgleich sie es demüthig selbst nicht zu fordern wagte, ein Recht behielt an des Gatten Vertrauen.

Es war tiefe Nacht geworden. Der Regen rauschte noch immer herab, man hörte die schweren Tropfen draußen auf den Ephen fallen. Da berührte des Pfarrers leise Hand Sabinens brennende Stirn. „Verirrt, nicht verloren!“ sagte er mit seiner ganzen väterlichen Milde und nahm sie an sein Herz wie ehemals.

* * *

Am anderen Morgen wurde auf dem Kirchplatz die Nachricht laut: die Frau Pfarrerin sei schwer an einem hitzigen Fieber erkrankt. Ihr Zustand verschlimmerte sich rasch und brachte ihr Leben in äußerste Gefahr.

„Die unselige Landparthie mit Sturm und Gewitter, ist Schuld daran,“ sagten die Nachbarn. Erich ahnte einen tieferen Grund und klagte sich reuevoll an. Unjre Empfindungsweise aber pflegt immer für einen Menschen, an den plötzlich der Tod Hand angelegt hat, auch wenn wir selbst daran keinen Theil haben, eine veränderte Färbung anzunehmen, als da er noch mitten unter uns im gewöhnlichen Leben wandelte. Wie ganz besonders war dies für Erich der Fall? Kein Wunsch mehr regte sich in ihm in Bezug auf Sabine, als der, daß sie genesen möchte, den Frieden zu genießen, den sie entschlossen gegen ihr eignes Herz vertheidigt hatte. Wurde ihm der erfüllt, so gelobte er sich, den Wanderstab wieder zu ergreifen; die kleine Welt hier wäre ihm ohnedies bald zu eng geworden.

Sein heißes Gebet fand Erhörnung. Langsam, langsam erholte sich die Kranke. Der Pfarrer hatte sein Weib mit rührender Sorgfalt gepflegt. Unsagbar war aber auch das Dankgefühl, mit dem sich Sabine seiner Liebe, ihrem Kinde, ihrem Hause — dem Leben wieder geschenkt

fühlte, das ihr jetzt in verklärtem Lichte erschien. Ihres reichen Besitzes in demselben wurde sie sich erst jetzt ganz bewußt. Es giebt einen realen Inhalt des Daseins, gegen den der schönste Jugendtraum eben nur — ein Traum ist.

Der Pfarrer war es auch, der Sabinen eines Tages mittheilte, daß Erich, den sie noch nicht wieder gesehen hatte, abermals auf Reisen zu gehen gedente. Sie hörte es ruhig an.

„Darf ich von ihm Abschied nehmen?“ fragte sie.

„Gewiß,“ entgegnete der Pfarrer, „Du mußt es sogar.“

Und als Erich dann kam, sich nach dem Befinden der Genesenden zu erkundigen, wie er jeden Tag gethan hatte, rief der Pfarrer seine Frau in das Zimmer, das er selbst, wie um eines zufälligen Anlasses willen, gleich darauf verließ.

So standen sie einander noch einmal gegenüber. Bleich und schwächlich, die Spuren der Krankheit, die sie eben überstanden hatte, noch in den vergeistigten Zügen, erschien Sabine Erich wie eine Heilige, die kein irdisches Verlangen mehr erreicht.

„Ich höre, daß Sie bald wieder verreisen werden,“ redete sie ihn an. „Möge ein guter Stern Sie geleiten. Haben wir doch die Sterne immer lieb gehabt,“ setzte sie freundlich hinzu. „Wir wollen nur das schöne Lied, das von ihnen erzählt, recht verstehen, Erich. Gesucht haben wir und haben uns geseht, aber:

Es giebt was Bessres in der Welt
Als all' ihr Schmerz und Lust“ —

Daran wollen wir freudig festhalten. Gott geleite Sie!“ —

Sie reichte ihm die Hand zum Abschied. Wenige Tage darauf kehrte auch Erich in seine Heimath zurück — in die weite, weite Welt.

Inhaltsverzeichnis.

I. Artistischer Theil.

Vitelbild von Prof. A. Schroedter.

C. Arnold: Christmette.

P. Freyer: J. W. Freyer in seinem Atelier.

G. Süs: „Schönen guten Morgen!“

C. Hüfnapp: Großvaters Freuden.

B. Wolke: Ueberraschung.

C. Lask: Sätze Sorge.

C. Jungheim: Obersee.

H. Waur: Profane Störung.

L. Stammel: Verschiedene Meinungen.

C. Scheuren: Vergänglichkeit.

F. Hiddemann: Zu Klein!

H. Thiele: Im Wildpark.

H. Sondermann: Strafpredigt.

Bertha v. Grab: Sofauschlucht.

B. Nordenberg: Große Wäsche.

H. Wagner: Still beglückt.

C. W. Seppel: Alhambra in der Dachenhöhle.

C. Scheuren: Illustration zu dem Gedichte: Der Regenbogen von H. Ebeling.

Portrait der Catharina Fürleger nach Albrecht Dürer. Illustration zu der Novelle: Männertreu von C. Vely.

II. Literarischer Theil.

1. Gedichte.

Wortfel, G. Emil:

Mannestrauer. — Leid in Lust und Lust in Leid. —

Weilbach, Max:

Des Vaters Mitgabe. — Das Brandenburger Schwert im Rhein. —

Wlandark, Moritz:

Luentic Messis. — Stabstrompeter Koch. —

Wlühgen, Victor:

Nachtgebet. — Lähre nicht das bange Schmachten. —

Wodenstedt, Friedr.:

Zur Vermählung meiner Tochter Jenni — Meiner Gattin. —

Auffschwung. — Der Duell. — Heimsprüche. —

Dräster-Wanfred:

Bei Jahren. — Freund und Frau. —

v. Dyhern, Georg:

Auszugslied was geschahn. — Abendlied. — Auf dem Comer-See. — Somma Riva. —

Engelhardt, Helene:

Idylle. — Im wunderschönen Monat Mai. —

Freimuth, Heinrich:

Mittagsläuten in der Stadt. — Schneecabend im Felde. —
Lacht dir ein Auge lustverklärt.

Grieben, Hermann:

Im Walde. — Geständniß. — Abschied. —

Gülthner, Nina:

Der Mitter. —

Hamerting, Robert:

Richtet nicht die Todten. — Allerseelentag. — Vergessen. —

Hofmann, Friedrich:

Ferdinand Stolle. — Denkmalweihe der Heldenjugend. —

Hofmann, H. von Rauborn:

Die beste Kost. — Der erste Schultag. —

Hofmann von Faltersleben:

An der See. — Im Flachlande. —

Lingg, Hermann:

Nocturnen. —

Ruth, F. A.:

Ein Schiffelein zieht zu Thale. — Nach dem Haus schau ich
hinüber. — Schneeglöckchen. — Gebirgsbach. — Abend am
Rhein. — Nachtsille. — Ave Maria am Meere. — Mutterherz. —

Rebe, Clara:

Borüber. — Sternschnuppen im Herbst. — Rosen im Schnee. —
Was weineft Du. —

Reumann, Carl Bodemar:

Trost im Frühling. — Die kranke Rose. — Dem Prinzen
Victor von Wied. —

Oser, Friedrich:

Am Rhein. — Ohne Dämmerung ging der Tag zur Raft. —
Ein Strahl aus dem Paradiese. —

Rau, Heribert:

Fischers Töchterlein. —

Reinhardt, Rime:

An eine junge Dichterin. —

Rittershaus, Emil:

Zur Winterszeit. —

Schaffrath, Max:

Frühling im Winter. — Der erste Ruf. — Ein Traum. —
Trost. — Die Braut. — Ein Schreinergefell. —

Schanz, Pauline:

Ludwig der Springer. — Tropfen und Thränen. —

Scherenberg, Ernst:

Müde Augen. — Im Rheingau. —

Schlierbach, Max:

Den Vergessenen. — Zum Geburtstag. —

v. Schwarzkoppen, Elotilde:

Des alten Jägers Tod. —

Seidl, Fr. Xav.:

In den Bergen. — Meiner Mutter. —

Steinheuer, H.:

Herbst. — Ohne Sorgen. —

Trager, Albert:

Frühling und Altweibersommer. —

v. Ushabuschnigg, Adolf:

Auf Augen. —

Vinke, Gisbert:

Bei Hastings. —

Zeise, Heinrich:

Herbststimmung. — Der Tannen Sprossen blihen. — Der
Himmel wölbt, der klare. — Der Lieberquell. — Es wirft die
Sonne ihre letzten Strahlen. —

Zettel, Carl:

Minne und Sang. — Zeit und Dichter. — Die alte Sünde. —
Vor dem Keplersmonument in Regensburg. —

Ebeling, Adolf:

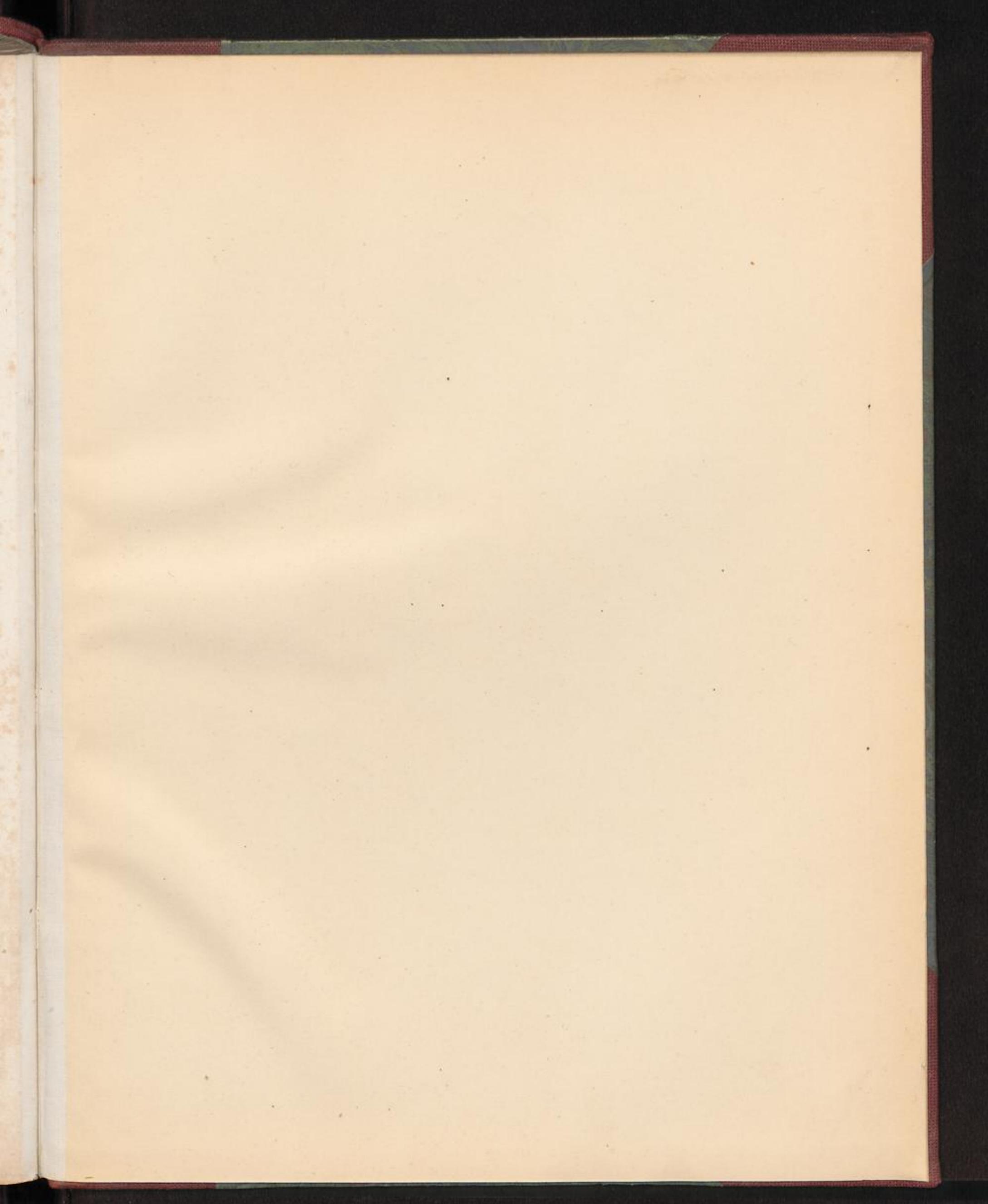
Der Regenbogen. — (Mit 1 Illustration von C. Scheuren.)

2. Novellen.

Primula veris. Von Ernst Lingg.

Männertreu. Eine Künstlergeschichte von Emma Vely. (Mit
1 Portrait)

Verirrt, nicht verloren. Von Walter Schwarz.



787: II 11 Pg. 4,05

874.

136.

